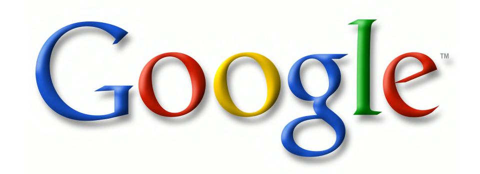
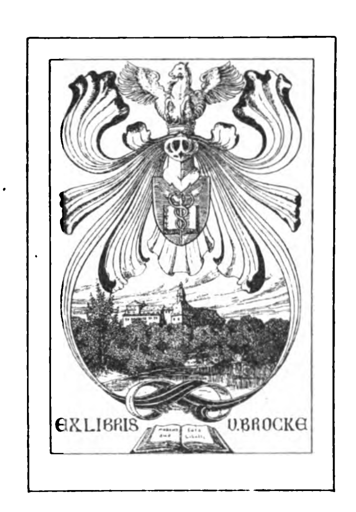





EX LIBRIS
V. BROCKE

Aus der Neuen Welt.

Briefe

aus dem

Osten und Westen der Vereinigten Staaten

von

Paul Lindau.

Berlin, 1885.

Verlag von Ferdinand Salomon.

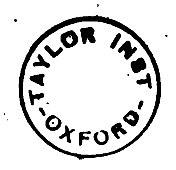
Unserm liebenswürdigen Wirthe

dem Vollender der Nördlichen Pacificbahn

Henry Villard

in Dankbarkeit und Verehrung

gewidmet.



Vorwort.

Im Juli vorigen Jahres traf ich in Kissingen mit einem alten Bekannten wieder zusammen, mit dem ich vor achtzehn Jahren, in den Jahren 1865 und 1866, im Wolff'schen Telegraphenbureau politische Depeschen redigirt hatte: mit Dr. Ferdinand Salomon, dem jetzigen Eigenthümer der „National=Zeitung". Eines Morgens fragte er mich, zwischen dem zweiten und dritten Becher Rakoczy, ob es mir möglich sein würde, mich auf ein Vierteljahr allen meinen gewöhnlichen Arbeiten zu entziehen, um unter den angenehmsten Bedingungen eine große und lohnende Reise zu machen. Die Nördliche Pacificbahn, welche jetzt von Saint=Paul in Minnesota, die nördlichen Gebiete des amerikanischen Festlandes durchschneidend, nach Portland am Stillen Ocean führt, war ihrer Vollendung nahe, und zum Abschluß des großartigen Unternehmens sollten Festlichkeiten stattfinden, zu welchen der damalige Präsident, Henry Villard, Einladungen nach Deutschland geschickt

hatte. Unter den geladenen Gästen befand sich auch die „National-Zeitung", und Dr. Ferdinand Salomon machte mir also den Vorschlag, als Vertreter der „National-Zeitung" die Reise über den Ocean und über die ganze Breite des amerikanischen Festlandes mitzumachen. Ich besann mich nicht lange. Nach acht Tagen, während deren ich alle Veranstaltungen zur Ermöglichung dieser Reise getroffen hatte, konnte ich das reizvolle Anerbieten mit Dank annehmen.

Die durch Vermittlung des damaligen Generalagenten der Nördlichen Pacificbahn, Herrn Richard Gördeler, geladenen Gäste schifften sich zusammen in Bremerhaven an Bord der „Elbe" ein. Es waren dies folgende Herren: Aus dem Deutschen Reichstage: Professor Dr. Rudolph Gneist, Dr. Georg v. Bunsen; aus dem Gelehrtenstande, der Chemiker Prof. Dr. A. W. Hofmann, der Geologe Prof. Dr. Zittel, der Historiker Prof. Dr. H. v. Holst; aus dem Beamtenstande: der Geh. Regierungsrath Dr. Alfred v. d. Leyen, Regierungsassessor Dr. Ernst Magnus; als Vertreter der Städte: Senator Dr. Albert Gröning für Bremen, Senator Charles de Chapeaurouge für Hamburg, Stadtrath Dr. Max Weber für Berlin, Syndikus Otto Puls für Frankfurt a. M., Theodor Fritsch für Stettin; wegen ihrer innigen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten: der frühere hanseatische Minister-

resident Dr. Rudolph Schleiden, der frühere amerikanische Generalkonsul in Berlin, Kreismann, der Direktor der amerikanischen Gesellschaft „Germania“, Hermann Rose in Berlin; aus der Finanzwelt: Dr. G. Siemens, Direktor der Deutschen Bank, H. Marcuse, der Bankdirektor Dr. v. Schauß, der gleichzeitig in seiner Eigenschaft als Jugendfreund des Präsidenten Villard geladen war. Ebenfalls auf alte freundschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehungen mit dem Präsidenten waren zurückzuführen die Einladungen des Bankdirektors Adolph Froelich, Zweibrücken, des Regierungsrathes Theodor Späth, Speier, des Dr. Adam Eisenlohr, Heidelberg, des Obersten v. Xylander, München. Als Künstler war Konrad Dielitz geladen. Endlich hatten noch die folgenden Zeitungen Einladungen erhalten: „Weser-Zeitung“ in Bremen, Nicolaus Mohr, „Kölnische Zeitung“, Dr. Wilhelm Mohr, „Frankfurter Zeitung“, Dr. Richard Oberländer, „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, Lieutenant beim Eisenbahn-Regiment Pertz, und „National-Zeitung“, Dr. Paul Lindau. Dazu kamen der damalige Konsul des Deutschen Reiches in Newyork, Raschdau, Konsul R. Koelle, Heidelberg, und Villards Generalagent, Richard Gördeler. Ein englisches Schiff benutzten noch die Herren Banquier Braunfels und Dr. jur. Oswalt, Frankfurt a. M., und Dr. med. Wolfskehl,

Darmstadt, die sich erst auf amerikanischem Boden mit ihren deutschen Landsleuten vereinigten.

Die folgenden Blätter enthalten die Schilderung dieser gemeinsamen Reise, die in ihrer Art eine einzige genannt werden darf. Sie alle sind entweder gleich an Ort und Stelle geschrieben oder doch nach flüchtigen Aufzeichnungen, die ich unter dem unmittelbaren Eindruck des eben Gesehenen und Empfundenen hingeworfen hatte, abgefaßt worden. Sie sollen völlig anspruchslos sein. Ich widme sie dem Vollender der Nördlichen Pacificbahn und früheren Präsidenten, Henry Villard, als ein geringes Zeichen meiner Dankbarkeit für die uns erwiesene Gastfreundschaft ohnegleichen.

Berlin, im November 1884.

P. L.

Vor der Abfahrt nach der Neuen Welt.

Bremen (53° n. Br., 6° L. von Paris).
14. August, Abends.

Es wird mir schwer, mir eine Welt vorzustellen, die mir neuer wäre als die Neue Welt. Zum Glück hat mir Christoph Columbus schon vor längerer Zeit die Mühe abgenommen, Amerika zu entdecken; dieser Aufgabe bin ich also enthoben. Seitdem ist so viel über Amerika geschrieben worden, von Amerigo Vespucci an bis auf Friedrich Haase, daß mir Sachliches zu schreiben fast nichts mehr übrig bleibt. Ich werde mich also hüten, den Versuch zu machen, Amerika zu schildern, wie es ist. Der typische Reisebeschreiber ist jener gewissenhafte Mann, der bei seinem ersten Ausgange in einer fremden Stadt einem schielenden Weibe begegnete und nun nichts Eiligeres zu thun hatte, als seiner Zeitung zu berichten: „Hier zu Lande schielen alle Frauen!" Ich stecke meinem schriftstellerischen Ehrgeiz ein bescheideneres Ziel: ich will mir Mühe geben, das, was ich drüben sehen werde, nach meiner persönlichen Wahrnehmung so zu schildern, wie es mir *erscheint*. Ich werde ganz gewiß oft daneben greifen, aber mitunter treffe ich doch auch wohl einmal das Rechte. Denn ich habe das beste Bestreben, Augen und Ohren zu öffnen, mich

vor der Ueberhebung und Absprecherei der Unkenntniß ebensowohl zu wahren, wie vor der Vergötterung des Unverstandenen.

Sie sehen also, daß ich mich mit guten Vorsätzen zur Reise rüste. Ich hatte mir auch vorgenommen, mich gewissenhaft zu präpariren: Ich wollte mich darüber unterrichten, wie man Land und Leute, die man kennen lernt, schildert und glaubte mit keinem Würdigeren beginnen zu können als mit dem vielgepriesenen Strabo. Aber ich muß Ihnen ehrlich gestehen, daß mich dieser bewährte Geograph einigermaßen enttäuscht hat. Ueber Amerika enthalten nämlich die siebzehn Bücher seiner Erdbeschreibung, wie ich mich aus Forbiger's vollständigem Register überzeugt habe, auch nicht eine Sterbenssylbe! Er spricht allerdings über Amerika, eine Stadt im Pontus; aber das ist doch nicht dasselbe. Außerdem sind auch schon in der Einleitung so viel offenbare Ungenauigkeiten und Mängel wahrzunehmen, daß mir die ganze Lust am Vorstudium überhaupt vergangen ist. Ich habe mir in Folge dessen vorgenommen, nun ganz gretchenhaft, als arm unwissend Kind, das neue Land zu betreten und, um eine beliebte Redewendung unserer Tage zu gebrauchen, „die Dinge in ihrer vollen Unmittelbarkeit auf mich wirken zu lassen."

Dabei fällt mir natürlich zunächst die Seekrankheit ein, von der ich mir freilich nicht viel verspreche. Die Seekrankheit hat, vom Standpunkt des betheiligten Laien aus betrachtet, eine große Aehnlichkeit mit den meisten andern Krankheiten, die wissenschaftlich auf sehr verschiedene Weise behandelt werden können, ohne daß sie sich in ihrem ruhigen normalen Verlaufe dadurch irgendwie irre machen ließen. Ich habe mich bei vielen erfahrenen Reisenden danach erkundigt, mit welchen Mitteln man der Seekrankheit, die sich bei meinen

früheren kleineren Seefahrten, auf dem Kanal, der Nordsee und sogar der harmlosen Ostsee stets als Reisebegleiter einzufinden pflegte, am wirksamsten begegnen könne, denn ich muß gestehen, daß mir an der Erneuerung dieser interessanten Bekanntschaft sehr wenig gelegen ist. Alle haben meinem Wunsche bereitwillig entsprochen und viele haben mich sogar unaufgefordert mit ihren guten Rathschlägen unterstützt, für die ich ihnen sehr dankbar sein muß. Theoretisch bin ich nun so seetüchtig wie nur möglich. Ganz widerspruchslos waren diese freundlichen Ermahnungen freilich nicht; aber wenn ich alles zusammenfasse, so kann ich mir doch einen Reim darauf machen und demnach könnte ich das, was ich zur Bekämpfung der Seekrankheit von verschiedenen Seiten vernommen habe, ungefähr wie folgt zusammenfassen:

Die weisen Freunde sprachen: Die Hauptsache ist, daß Sie sich nicht verweichlichen. Mummeln Sie sich nicht zu sehr ein; Sie müssen kalten Kopf und freie Bewegung haben; denn es schadet gar nichts, wenn Sie ein Bischen schwitzen; nur keine Abhärtung unterwegs! Wickeln Sie sich in ein tüchtiges Plaid, ziehen Sie sich's über den Kopf, damit er recht heiß ist und vor allen Dingen: machen Sie sich gar keine Bewegung, rühren und regen Sie sich nicht.

Sodann: bleiben Sie unter allen Umständen auf Deck; denn: es giebt keine größere Thorheit, als sich zu Widerwilligem zu zwingen. Wenn es Ihnen also unbehaglich wird, quälen Sie sich nicht weiter auf dem Deck herum, sondern legen Sie sich ruhig in Ihre Kajüte nieder.

Ferner: essen und trinken Sie wie gewöhnlich, ehe Sie an Bord gehen, sogar ein bischen mehr, nehmen Sie ein ordentliches Beefsteak und setzen Sie einen guten Cognac drauf; denn: nichts ist schädlicher als dem Magen vor der

Reise etwas zuzumuthen; seien Sie also, bevor Sie sich seetüchtig fühlen, möglichst mäßig und vermeiden Sie besonders alle Arten Spirituosen, Cognac u. dergl.

Ferner: kaufen Sie sich einen Gürtel, den Sie bei jedem Bandagisten bekommen, und schnüren Sie den so fest wie möglich um den Leib, damit der Magen von der Bewegung des Körpers wenig in Mitleidenschaft gezogen wird; denn: Sie dürfen gar nichts Außergewöhnliches thun, also sich nicht einschnüren; machen Sie es sich so bequem wie möglich, knöpfen Sie die Weste auf, die Hauptsache ist, daß Sie Ihrem Körper gar keine Gewalt anthun.

Endlich: zwingen Sie sich zu einer gewissen Bewegung, machen Sie heroische Anstrengungen, sich nicht unterkriegen zu lassen, das wirksamste Mittel gegen Seekrankheit bleibt sittliche Kraft; denn: nichts ist weniger angebracht, als renommistisches Kraftmeierthum auf See. Bleiben Sie also ruhig liegen, wenn Sie sich matt fühlen und geben Sie sich keine Mühe, sich aufzurappeln; jede Gemüthsbewegung und jede seelische Anstrengung verschlimmert das physische Leiden.

Nun weiß ich also ganz genau, wie ich mich zu verhalten habe. Ich muß mich warm einmummeln, damit ich kühl bin, auf Deck bleiben, um in der Kajüte zu sein, ordentlich essen und nüchtern bleiben, mich einschnüren, um mich aufzuknöpfen, mir Bewegung machen, um mich nicht vom Flecke zu rühren, eine ungewöhnliche Energie entfalten und mich gehen lassen. Nichts einfacher als das. Wie weit ich mit dem Regime kommen werde, erzähle ich Ihnen vielleicht in meinem nächsten Briefe. Eine kleine praktische Vorstudie zur Seekrankheit habe ich inzwischen auf trockenem Wege gemacht — nämlich auf der Fahrt von Berlin nach Bremen. Wenn ich gewisse Wirkungen verspüre, sind mir die Ursachen ziemlich gleichgültig;

ich lasse es daher völlig dahingestellt, ob meine Reisegefährten und ich die unfreiwilligen gymnastischen Körperübungen, zu denen wir veranlaßt wurden, der launischen Beschaffenheit der Bahnstrecke oder der Altersschwäche und dem Siechthum unseres Wagens zu danken hatten. Ein Faktum ist, daß unser Wagen, wie Shakespeare milde vom Todesstoße des Brutus sagt, gar „unfreundlich klopfte." Er war ein ganz heimtückischer Geselle, dieser Wagen. Er stieß uns von unten, von der Seite, von hinten, dann ließ er uns eine Weile verschnaufen, aber blos, um uns im nächsten Augenblicke wieder zu packen und mit verdoppelter Gewalt zu beuteln. Diese prophylaktischen Seekrankheitswagen scheinen eine Specialität der Bremer Bahn zu sein; von allen Seiten habe ich darüber klagen hören.

Dazu eine schier unerträgliche Hitze, Ueberfülle von jenem zwecklosen Sande, den man Staub zu nennen pflegt, bedauerlicher Mangel an jeglichem landschaftlichen Reize — und eine Stunde Aufenthalt in Stendal. Zu den „Vergnügen eig'ner Art", von denen unser Dichter singt, wird man also selbst bei ausgesprochenstem Optimismus die Fahrt von der Spree zur Weser nicht rechnen können. Aber so wie es war, war es doch gut. Kleine Verdrießlichkeiten lassen weiche Regungen nicht aufkommen; Byron sagte einmal, daß die Gewalt der Liebe, die Felsen sprenge, von einem Schnupfen gebrochen werde, und der geringfügige Aerger, den ich empfand, half mir in freundlicher Weise über den Ernst und die Wehmuth des Abschieds hinweg. Ich habe wenig Veranlagung zur Sentimentalität und besitze namentlich ein sehr starkes Verständniß für jene Neigung, der Heine einmal den Ausdruck giebt: er liebe es, vor dem Publiko seine Wunde zu verbergen. Deswegen schweige ich von allem, was mit meinem Scheiden

von der Heimath zusammenhängt, um ohne Weiteres von der Reise zu sprechen, die wir morgen in aller Frühe antreten wollen.

Gestatten Sie mir, Sie für gerade so wenig unterrichtet zu halten, wie ich es bis zu dem Augenblicke war, da Sie mir die Ehre erwiesen, mich zu veranlassen, als Ihr Vertreter, der Einladung des Herrn Henry Villard folgend, nach den Vereinigten Staaten zu gehen. Daß zwei gewaltige Schienenstränge den Atlantischen und den Stillen Ocean verbinden, darf ich als in weiteren Kreisen bekannt voraussetzen. Friedrich Bodenstedt hat in dem Tagebuche seines Triumphzugs durch Nordamerika diese Thatsache erhärtet. Zu diesen zwei großen Bahnen kommt nun eine dritte, die nördlich, wenn man es mit der Mathematik nicht allzu genau nimmt, etwa parallel mit den früheren Pacificbahnen laufend, in Minnesota bei Saint-Paul beginnt, die bisher von der Kultur nahezu ausgeschlossenen, aber als zukunftsreich geltenden Gebiete von Dakota und Montana durchschneidet und bei Portland in Oregon ihren Ausgangspunkt findet. — Dieses gewaltige Unternehmen, das zunächst schwere Opfer gefordert hat — die gründenden Aktiengesellschaften sind zu Grunde gegangen, und man verzweifelte schon an der glücklichen Durchführung — ist nun durch einen energischen, umsichtigen, klugen Deutsch-Amerikaner, Herrn Henry Villard, den jetzigen Präsidenten der nördlichen Pacific-Bahn-Gesellschaft, zu gutem Ende geleitet worden. Zur Einweihung dieses Riesenwerkes sind Festlichkeiten veranstaltet worden, die voraussichtlich das Gepräge der amerikanischen Großartigkeit tragen werden. Und dazu hat Präsident Villard außer einigen persönlichen Jugendfreunden eine Anzahl seiner Landsleute geladen, deren Anwesenheit ihm erwünscht ist: Gelehrte, hohe Beamte, Vertreter

wichtiger Gemeinwesen, einige Journalisten und einen Künstler, Konrad Dielitz, der an Ort und Stelle eine Skizze aufnehmen soll, um den Augenblick, da Henry Villard den letzten Nagel in die letzte Schiene hämmert, auf der Leinwand zu verewigen.

Diese Gäste der Northern Pacific Railroad Company — es sind ihrer dreißig an der Zahl, und die Liste ist schon veröffentlicht worden — haben sich nun heute vollzählig hier eingefunden. Ohne einen unverbindlichen Vergleich zu ziehen, gerade wie die Macbeth'schen Hexen: bei Blitz und Donner. Nach dem drückend schwülen Tage haben wir gegen Abend hier ein Gewitter gehabt, wie ich es seit Jahren nicht erlebt habe. Stundenlang stand der Himmel wie in Flammen und in dem fahlen zitternden Aufleuchten, das sich nur sekundenlange Pausen gönnte, zuckten in blendender Helligkeit die Blitze, unter starkem bald dumpf grollendem Murren, bald gewaltig rollendem Getöse des Donners.

So versammelten wir uns um die achte Abendstunde im Bremer Rathskeller. Ich hoffe, Sie werden mir für meine Diskretion Dank wissen, daß ich mich auf diese nackte Angabe beschränke und weder von Roland, noch von den Aposteln, noch von der Rose spreche. Der Bremer Senat hatte die Artigkeit gehabt uns einzuladen. Die Vereinigung fand in den sogenannten Senatorenzimmern statt, den gemüthlichsten Kneipräumen, die auf deutschem Boden zu finden sind. Die alten gewölbten Räume, die von ihrem ehrwürdigen Alter übrigens nicht viel bewahrt haben — wohl nur den schönen, grünen Ofen mit seinem scherzhaften Schnörkelwerk — sind vor einigen Jahren in sehr geschmackvoller Weise mit Holzschnitzereien und Wandgemälden neu hergerichtet worden. Die Bilder sind ganz vortrefflich, sie rühren von dem Bremer Maler und Dichter Arthur Fitger her, der sich in seiner sehr

ernst und mit großer künstlerischer Begabung durchgeführten Arbeit auch einige gelungene Späße erlaubt hat: mitten in der phantastischen, wenig, oder mit farbiger faltenreicher Gewandung stilvoll gekleideten Gesellschaft erblicken wir einen Mann in der Tracht unserer Großväter und einen anderen gar in modernem Ueberrock mit goldener Brille. Der ältere scheint mir Matthias Claudius zu sein, der das volksthümliche Lied vom Rhein, da unsere Reben wachsen, gesungen: er stößt den lieben vollen Becher an die Schaale, die Anakreon ihm entgegenstreckt. Der andere ist — diesmal bin ich meiner Sache ganz sicher — der verständnißtiefste und echteste Sänger deutschen Kneipens, Victor v. Scheffel, der mit Horaz Schmollis trinkt.

In diesen behaglichen, leider drückend heißen Räumen fanden wir uns also zusammen; alte Bekanntschaften wurden erneuert, neue gemacht, wir aßen und tranken, und ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß sich nun nach guter deutscher Sitte die Zungen lösten und bei diesem Anlaß die ersten Toaste gehalten wurden. Mit einem gewissen Angstgefühle sah ich, wie mehrere meiner berichterstattenden Kollegen ihre Notizbücher hervorholten und die geflügelten Worte der Herren Redner fixirten. Ich bitte Sie freundlich, entheben Sie mich dieser Verpflichtung. Wir werden unzweifelhaft noch sehr viele treffliche Reden zu hören bekommen, und wenn ich hier diese sammt und sonders skizziren sollte, so würde der verabredete Raum kaum ausreichen, um das Oratorische, das mir nicht gerade das Wesentliche unserer Fahrt zu sein scheint, unterzubringen. Ich möchte lieber von Land und Leuten plaudern — namentlich von den Leuten — und darf mich somit auf die einfache Meldung beschränken, daß die Ansprachen allen berechtigten Erwartungen genügten. Herr Senator

Gröning begrüßte als einer der Bremer Wirthe die Gäste, rühmte unseren transatlantischen Wirth, Herrn Henry Villard, und dessen mächtiges Unternehmen, die Nord-Pacificbahn, und trank auf ihn und seinen Stellvertreter; der frühere diplomatische Vertreter der Hansestädte, Dr. Schleiden, antwortete für die Gäste und brachte dem Bremer Senat ein Hoch, und Herrn Villard's Vertreter, der viel gequälte Generalagent der Nord-Pacificbahn, Herr Richard Goerdeler, den ich in diesen unruhevollen Tagen wahrhaftig nicht beneide — denn er hat sich mit dreißig mehr oder minder anspruchsvollen Gästen, deren Jeder besondere Wünsche hat und besondere Berücksichtigung erwartet, herumzuplagen — dankte im Namen des Präsidenten Villard und trank auf die Hansestädte Bremen, Lübeck, Hamburg.

„Inzwischen war es später geworden", wie Ernst Dohm eine Novelle beginnt; es wurde noch heißer, und da ich diese Zeilen noch heute an Sie abgehen lassen wollte und morgen zu einer ganz commentwidrigen Zeit aufstehen muß, stahl ich mich aus dem Bunde der Reisegefährten. Ich habe Ihnen beweisen wollen, daß ich pünktlich sein kann. Ich hebe das ganz besonders hervor und möchte Ihnen, um meine Stimmung recht deutlich zu veranschaulichen, obenein noch eine Anekdote erzählen; nämlich folgende wahrhaftige Begebenheit: Einem meiner Freunde wurde sein Hund weggefangen; nach längerer Zeit stellte sich das ebenso kluge wie verwöhnte Thier wieder bei seinem alten Herrn ein. Herr und Hund waren überglücklich. Nach der ersten stürmischen Begrüßung fing der Hund an, allerlei Kunststücke zu produciren, die er früher nicht gekannt hatte: er sprang unaufgefordert über einen Stuhl, tanzte eine Polka auf den Hinterbeinen, lief dreibeinig u. s. w. Offenbar war das Thier bei Seiltänzern in der Lehre gewesen.

Mein Freund war sehr stolz über die unerwartete Bereicherung der Kenntnisse seines Köters. Aber die Freude währte nicht lange. Alle Versuche des Herrn, den Hund zu veranlassen, die Kunststücke zu wiederholen, blieben vergebliche, — Drohungen und gelinde Züchtigungen wollten nicht verfangen, der Hund hatte eben nur konstatiren wollen: Das und das habe ich gelernt, Du siehst, ich kann es, nun aber laß mich ungeschoren. — Sie werden mich nicht der Ueberhebung zeihen, wenn ich an diesen verständigen Hund erinnere. Ich habe Ihnen also auch gezeigt, daß ich allenfalls „prompte Arbeit" liefern kann; während der Fahrt aber gönnen Sie mir gewiß einige Behaglichkeit in der Berichterstattung. Ein bekannter Arzt hat die beständige Unruhe, das athemlose Abhetzen für eine der hauptsächlichsten Ursachen der Nervenkrankheiten unserer Zeit erklärt; ich möchte mir aber die Nerven in möglichst gutem Zustande erhalten, sie werden ohnedies schon genügend angestrengt werden. Ich freue mich auf die Reise durch die Neue Welt. Ein großartiges Volk, ein herrliches Land, sagen Alle, die drüben gewesen sind. Nun also, um mit einem klassischen Citate aus „Fatinitza" zu schließen: „Vorwärts! mit frischem Muth!"

Während der Ueberfahrt nach der Neuen Welt.

I.

Der erste Tag.

An Bord des Lloyddampfers „Elbe", 22. August.
Auf dem Atlantischen Ocean, auf der Höhe von Neufundland.

Auf viele tausende erhebt sich die Zahl Derjenigen, die alljährlich von Hamburg und Bremen aus über den Ocean dampfen, auch wenn man von den Auswanderern absieht, die in der Neuen Welt eine neue Heimath sich begründen wollen und dort das Glück zu erjagen hoffen, das sie daheim nicht gefunden haben. Man kann darauf rechnen, daß unter zwanzig Leuten, denen man begegnet, zum mindesten Einer „drüben" gewesen ist; und doch ist jeder Einzelne geneigt, seine Reise als etwas Besonderes aufzufassen und möchte den Anspruch darauf erheben, daß sie als etwas Merkwürdiges auch von Anderen betrachtet werde. Und wenn man's recht bedenkt, hat der Einzelne auch gar nicht so Unrecht. Es ist ein seltsames Ding und es wird Einem gar kurios zu Muthe, wenn man sich sagt, daß in dem Augenblick, da die Anker gelichtet werden und das Schiff sich in Bewegung setzt, auf lange Tage hinaus ein jedes Band, das uns mit unserem bisherigen Dasein verknüpfte und uns mit der Welt, in der wir gelebt haben,

zusammenhielt, zerreißt, daß wir mit Allem, was uns bisher berührt hat, jegliche Fühlung verlieren. Wir sind wie verschlagen, gewaltsam losgelöst von den Unsrigen, und ebenso gewaltsam zusammengefügt mit Elementen, die uns fremd waren und die uns zum großen Theile nach Ablauf der Tage und Wochen unserer zufälligen Gemeinsamkeit wieder fremd sein werden. Alles das ist so merkwürdig, so eigenthümlich, daß in der That Jedermann die Fahrt über den Ocean als einen dicken Strich unter einem langen Kapitel in seinem Lebensbuche ansehen darf. So wenigstens empfand ich es, und ich konnte mich einer gewissen Gemüthsbewegung nicht erwehren, als ich am 15. August den Freunden, die mir bis ans Schiff das Geleit gegeben hatten, Lebewohl sagte.

Seit einer Woche schwimmen wir nun; an die Neuheit der Erscheinungen, die mir zunächst aufgefallen waren, habe ich mich gewöhnt, ich höre kaum noch das Rauschen und Gurgeln des Wassers, das die Schraube an den Schiffsflanken herauftreibt, ich fühle kaum noch die Hebungen und Senkungen des Schiffs, wir nähern uns unserem Ziele, und ich muß nun allmälig daran denken, die wirren Empfindungen zu lichten und zu sichten, die zerstreuten Wahrnehmungen zu sammeln und zu festigen. Aber es wird mir entsetzlich schwer. Der Kopf ist mir benommen und wüst, ich bin wie zwischen Halbrausch und Traum, von einer bleiernen dumpfen Trägheit befallen, die den fröhlichen Stumpfsinn streift, ich kann nur an Buddha und Nirwana denken, und mir wird vor meiner Gottähnlichkeit wirklich bange.

Zu grausam früher Stunde wurden wir am 15. August geweckt. In „Hillmanns Hotel" herrschte das geschäftigste Leben und Treiben. Es war ein rastloses Hin- und Herlaufen, ein ewiges Gesuche und Gefrage nach Koffern und

Handgepäck. Gegen ½8 Uhr führte ein langer Extrazug die Kajütenpassagiere von Bremen nach Bremerhaven; die unglücklichen Insassen des Zwischendecks waren schon früher an den Hafenplatz gebracht worden. Die Passagierliste wurde vertheilt. Es wurde konstatirt, daß die „Elbe“ mit 110 Passagieren erster, 146 Passagieren zweiter Kajüte und 904 Passagieren des Zwischendecks, also im Ganzen mit 1160 Reisenden ihre Fahrt antritt, darunter befanden sich 942 Erwachsene, 174 Kinder, 43 Säuglinge und ein Diener. Da außerdem das dienstthuende Personal 168 Mann beträgt, so beherbergt die „Elbe“ auf dieser Reise im Ganzen 1328 Seelen. Außer unseren klangvollen Namen weist die Liste die von zwei sehr bekannten Dichtern auf: Byron aus Nürnberg und Herr Homer aus Amerika.

Gegen 9 Uhr hielt unser Zug; als wir aus dem Coupé stiegen, sahen wir unmittelbar vor uns das kleine Dampfboot, das uns und unser Gepäck zunächst aufnehmen sollte; und stolz, prächtig und gebieterisch im freien Hafen die „Elbe“, eines der schönsten und schnellsten Schiffe des „Norddeutschen Lloyd“ reich geflaggt, mit lustig im Winde flatternden bunten Wimpeln, in strahlender Sauberkeit blitzend und blinkend. Als wir uns dem gewaltigen Dampfer mit seinen vier hohen Masten und seinen beiden dicken schwarzen Schornsteinen näherten, begrüßten uns heitere Weisen, die die aus den Stewarts des Zwischendecks gebildete Schiffskapelle aufspielte, um uns über den Ernst des Augenblicks hinwegzutäuschen. Oben auf der Brücke stand der Kapitän W. Willigerod, eine imponirende Persönlichkeit, nicht übermäßig groß, aber stämmig, vierschrötig, mit den Schultern eines Herkules und dem Nacken eines Stiers. Er war mit jener liebenswürdigen Coquetterie gekleidet, die den rauhen Seeleuten eigenthümlich

ist: die goldenen Streifen und Sterne seiner blauen Uniform glitzerten in der Sonne, die starken breiten Hände waren in enge weiße Handschuhe gezwängt. Der Wind hob und zauste seinen langen, hellblonden Vollbart; unter den auffallend dichten starken Brauen blickten die klaren, ruhigen, großen blauen Augen ernst, sachlich und ohne Erregung auf Das, was unten geschah. Unser kleines Boot hatte sein Ziel erreicht, es hielt hart an der „Elbe", der Steg wurde gelegt und langsam entleerte sich das kleine Schiff. Neugierig wurden wir von den Passagieren des Zwischendecks, die schon sammt und sonders untergebracht waren, gemustert, aus jeder kleinen Luke sah ein Kopf hervor: das Gesicht eines sehr hübschen, blonden jungen Mädchens mit rothgeweinten Augen und eines alten grauhaarigen Bauern, der uns pfiffig und verschmitzt anlächelte, fielen mir auf. Die Ueberladung des Gepäcks aus dem kleinen in den großen Dampfer nahm geraume Zeit in Anspruch; die zahlreichen großen Säcke der „Mail" wurden zuletzt an Bord gebracht, das Signal der Glocke mahnte die Freunde, die uns begleitet hatten, daß nun der Augenblick des Abschieds gekommen war, wir drückten uns die Hände, sie gingen, der Steg wurde zurückgezogen, herzliche Zurufe, Tücherschwenken, sie kehrten heim und wir dampften ab. Noch konnten wir die einzelnen Gestalten erkennen, dann floß Alles in einen dunklen kribbelnden Haufen zusammen, und bald war das kleine Schiff mit den zitternden weißen Tüchern unserem Blicke gänzlich entschwunden.

Unsere erste Sorge war nun, uns in der Kajüte häuslich einzurichten. Es war kein ganz müheloses Geschäft, denn wegen Ueberfüllung der „Elbe" hatte man die eigentlich nur für zwei Passagiere bestimmten Kajüten mit drei Personen belegen müssen. Aber da ein Jeder von uns den besten Willen

zeigte, entgegenkommend und rücksichtsvoll gegen die andern zu sein, so ging's schliesslich doch ganz gut, viel besser, als ich zunächst geglaubt hatte. Ich wählte als Schlafstelle das Sopha, das allerdings sehr schmal und sehr hart ist, aber bei diesen Uebelständen den großen Vorzug gewährt, daß ich wenigstens über mir einige Kubikfuß freien Raum habe.

Um 12 Uhr ruft uns der Tamtam zur ersten Mahlzeit. Wir merken nun auch an der Terminologie, daß wir die Heimath verlassen haben; denn das, was man bei uns zu Lande schlechtweg Frühstück nennt, heißt jetzt Lunch. Daß die Beköstigung auf den Dampfern in der ersten Kajüte eine ganz vorzügliche ist, ist in den weitesten Kreisen bekannt, und es wäre ein schreiendes Unrecht, gegen die ausgezeichnete Qualität der Speisen auch nur ein Wort leisesten Tadels vorzubringen. Die Zusammensetzung erscheint mir indessen, wie ich in aller Schüchternheit bemerken möchte, bisweilen etwas gewagt. Als Karlsbader Nachkur würde ich den Lunch an Bord der „Elbe" kaum anrathen können. Das Menu weist gewöhnlich folgende Schüsseln auf: Lachs, Hummer, Neunaugen, Spickaal, Gurkensalat, frische Blut- und Leberwurst, dazu als warme Speise: Sauerkraut und Erbsen mit Schweinsfüßen und ähnliche Leckerbissen für Magenkranke. Aber noch sind wir auf dem Süßwasser, wir sind alle bei bestem Appetit, das Schiff geht so ruhig, daß wir kaum wahrnehmen können, ob wir stehen oder gehen; es ist so vollkommen gelüftet, daß unsere Nase von dem unbeschreiblich widerlichen Geruch, der uns später so lästig werden soll, noch nicht beleidigt wird. Bei Tisch herrscht die heiterste Stimmung. An unserer Ecke, wo ich mit dem Schiffsarzt Dr. Hänel, mit Gneist, A. W. Hofmann, dem früheren Reichstagsabgeordneten v. Schauß, dem bayrischen Oberst v. Xylander, dem stellvertretenden Wirthe

Richard Goerdeler, dem Regierungsrath Spaeth aus Speyer und meinem Freunde, dem Regierungsassessor Dr. Ernst Magnus einen guten Platz gefunden habe, geht es besonders munter zu. Während wir tafeln, vollzieht sich ganz unbemerkt das erste Ereigniß, das das Schiffsjournal vermerkt: „12 Uhr 45 Min.“ heißt es wörtlich: „Passiren Außentonne der Weser. Rechnen von dort aus unsere Abfahrt.“

Hier möchte ich einige Zahlen einfügen, die ich der Liebenswürdigkeit des Kapitäns Willigerod, des ersten Offiziers Keßler und des Zahlmeisters Hosemann verdanke. Von der Großartigkeit der Verhältnisse eines solchen Seeriesen macht sich selbst derjenige, der über den Ocean gefahren ist, kaum eine richtige Vorstellung.

Die „Elbe“ ist 440 Fuß lang, 45 Fuß breit, die Tiefe des Raumes beträgt 38 Fuß. Der Brutto-Raumgehalt des ganzen Schiffskörpers beträgt 7959,9 Kubikmeter. Sie trägt Brutto 5600 Tons (5,600,000 Kilo), der Raumgehalt der Laderäume beträgt 1628 Tons, des Zwischendecks 1893 Tons (der englische „Ton“ = 1000 Kilo oder 2000 Pfund.) Im Zwischendecke können 1020, in den beiden Kajüten 300 Passagiere (je 150) befördert werden.

In den Kohlenräumen ist Platz für 1500 Tons Kohlen, die „Elbe“ nimmt für die Fahrt etwa 1900 Tons Kohlen mit (gegen 400 Tons in den Lagerräumen), von denen sie täglich 110—120 Tons (220—240,000 Pfund) verbraucht. Sie ist also etwa für 17 Tage mit Kohlen ausgerüstet. Das erschien mir wenig; auf meine Frage antwortete der Kapitän mit beschämender Logik: „Wenn der Maschine kein Unglück zustößt, müssen wir selbst bei widrigstem Wetter in 12 bis 13 Tagen an unserem Ziele sein; versagt die Maschine, bricht die Schraube, dann nützen uns die Kohlen auch nichts.“ In

vier Doppelkesseln mit 24 Feuerungen zu 24 Fuß Durchmesser wird der Dampf gemacht. Die Maschine hat zwei Niederdruckcylinder von 85" und einen Hochdruckcylinder von 60" Durchmesser. Die Welle ist 20" im Durchmesser. Die Schraubenflügel sind 21' im Durchmesser. Außerdem befindet sich ein kleinerer Krahnkessel für den Landgebrauch an Bord.

In 10 eisernen Tanks werden 18,200 Gallonen (etwa 69,000 Liter) Trinkwasser mitgenommen und außerdem befindet sich ein Destillationsapparat für Trinkwasser an Bord. Das Schiff ist in 7 wasserdichte Kompartements eingetheilt und hat 4 eiserne Decks. Gewicht der Anker je 45 Centner. Dicke der Ankerketten 2¹/₄", Länge 1800 Fuß. Das Zwischendeck wird im Winter durch 4 Dampföfen geheizt.

Und nun erst der Proviant! Einen Auszug aus der Proviantliste für unsere Fahrt, der siebenten Reise der „Elbe", mag hier folgen:

7900 Pfd. frisches Fleisch (Ochsen-, Kalb-, Schweine- und Hammelfleisch), 11,800 Pfd. gesalzenes Ochsenfleisch, 5600 Pfd. gesalzenes Schweinefleisch, 150 Stück gesalzene Ochsenzungen, 380 Pfd. geräuchertes Ochsenfleisch, 300 Pfd. Cornbeef, 75 Pfd. frische Wurst, 100 Pfd. Mettwurst, 450 Pfd. geräucherten Speck, 65 Pfd. Schinken, 1 Hirsch und 1 Reh, diverse Kalbwidder, Kalbsköpfe, Leber, 6 Barrel Heringe, 12 Büchsen Heringe, 530 Büchsen präservirte Hummer, Lachs, Sardinen, Anchovis, Sardellen 2c., 70 Stück frische Hummer und Krabben, 730 Pfd. frischen Fisch in Eis verpackt, 120 Enten, 150 Kücken und Hühner in Eis verpackt, 36 Gänse in Eis verpackt, 10 Puter in Eis verpackt, 100 Tauben in Eis verpackt, 540 Büchsen preserv. Gemüse, Trüffeln, Champignons 2c., 620 Büchsen preserv. Früchte, 5600 Eier, 2248 Pfd. Sauerkohl, 1900 Pfd. Erbsen, 1800 Pfd. weiße Bohnen, 200 Pfd. Hafergrütze, 1400 Pfd. Reis, 120 Barrels Mehl à 200 Pfd., 2500 Pfd. Zwieback, 1200 Pfund Melis, 450 Pfd. Raffinade, 200 Pfd. Kaffee I.,

860 Pfd. Kaffee II., 20 Pfd. Thee I., 68 Pfd. Thee II., 75 Pfd. Chokolade, 700 Büchsen kondensirte Milch, 150 Kannen und Flaschen Milch für Kajüte, 22,500 Pfd. Kartoffeln, 400 Pfd. Butter I., 2100 Pfd. Butter II., 1200 Pfd. getrocknetes Obst, 570 Pfd. verschiedene Sorten Käse, frisches Gemüse und Obst von Bremen und Southampton, 48,000 Pfd. Eis, 500 Pfd. Desinfektionspulver u. s. w. u. s. w., 610 Flaschen Champagner verschiedener Sorten, 230/2 Flaschen Champagner verschiedener Sorten, 160 Flaschen Dessertwein verschiedener Sorten, 1950 Flaschen Rheinwein verschiedener Sorten, 950 Flaschen Rothwein verschiedener Sorten, 250 Flaschen Cognac und Whisky, 250 Flaschen Rum, Genever und Liqueur, 7500 Flaschen Lagerbier, 1080/2 Flaschen Culmbacher Bier, 1000 Liter bairisch Bier in Fässern, 2090 Flaschen Brunnen- und Selterswasser, 200 Flaschen Himbeer, Essig und Limonade, 250 Flaschen Porter und Ale.

Die ersten Stunden des Nachmittags benutze ich zu einer flüchtigen Besichtigung der leicht zugänglichen Räume des herrlichen Schiffes. Den mit Holzschnitzereien und Malereien (Idealgestalten auf Goldgrund von Arthur Fitger) reich und geschmackvoll ausgestatteten Salon, in dem auch ein recht gutes Klavier steht, kenne ich schon. In den Salon münden vier lange Gänge mit den Kajüten erster Klasse, einigen Diensträumen, Badezimmer, Rasirstube u. s. w. Diese bevorzugten Räumlichkeiten liegen in der „Elbe" im hinteren Theile des Schiffes, unten. Eine kleine Treppe höher, auf der Höhe des Decks, befindet sich ein Rauchsalon. Auf dem Hochbau über Deck — wegen aller Verstöße gegen die Richtigkeit der technischen Ausdrücke bitte ich ein für allemal um Indemnität — ist das sehr elegant ausgestattete Damenboudoir, das an das Empfangszimmer einer bevorzugten kleinen Pariserin erinnert, und ein zweiter Rauchsalon untergebracht. Die zweite Kajüte liegt ganz hinten, das Zwischendeck ist vorn am Schnabel des Schiffes. Es weht da beständig, auch bei ruhigem

Wetter, ein recht erfrischendes Mailüfterl. Der Himmel zeigt heute ein ziemlich freundliches Gesicht. Der verhältnißmäßig knappe Raum, auf dem die armen Auswanderer einen Athemzug frischer Luft thun können, ist schwarz von Menschen. In wunderlichen Gruppen stehen und liegen sie auf dem Deck herum, Männer mit ernsten, nachdenklichen Gesichtern, sorgenschwere Frauen, Mütter mit Säuglingen an der Brust und erstaunt blickenden, nichts ahnenden Kindern um sie herum, junge Burschen, die sich goldene Berge versprechen mögen, auffallend viel junge, blühende Mädchen, die eine gewisse Eleganz heucheln wollen, — die einen übermüthig johlend, andere schweigsam und verschlossen, viele zerlumpt, alle dürftig. Es reizt mich zu erfahren, wie diese Leute während der Nacht und bei schlechtem Wetter untergebracht sind, und ich wage mich in das eigentliche Zwischendeck hinab. „Da unten aber ist's fürchterlich!" Erst wenige Stunden sind wir unterwegs und schon jetzt dieser eindringliche Geruch der allgemeinen wahlberechtigten Menge, diese unheimliche Atmosphäre. Dabei ist das Zwischendeck der „Elbe" noch das menschlichste! Und man darf nicht vergessen, daß die Leute, die dort hausen, zum großen Theil auch da auf reine Luft verzichten, wo sie nur das Fenster zu öffnen brauchen, um sich diesen Luxus zu gönnen. Mich aber berührt der Hauch lebender Ansammlungen immer recht unangenehm, und ich besitze leider nicht den Heroismus gewisser Aerzte, die sich Krankheitsstoffe einimpfen, um an den Wirkungen, die sie verspüren, die Natur des Uebels zu ergründen. Mein Wissensdrang ist also auch nicht mächtig genug, um mir hier eine künstliche Seekrankheit zu präpariren, und ich beeile mich, aus diesem Uebelkeit erregenden Dunstkreise wieder an die frische Luft zu kommen und die Regionen verwöhnterer Menschen aufzusuchen.

Die Passagiere erster Klasse gehen auf dem Hochdeck vergnügt spazieren, rauchen und schwatzen, mustern und bekritteln sich. Auf den bequemen, mit Stoff bespannten Schiffsstühlen haben sich die Damen ausgestreckt, lesen leichte Romane und die letzten Nummern der vom Festlande mitgenommenen Zeitungen; einige beobachten schon mit einem gewissen Mißtrauen die regelmäßigen Schwankungen des Schiffes, die allerdings mit der Zeit erheblich stärker werden.

Mit einem großen Hotel ersten Ranges hat man so einen Dampfer verglichen. Das Bild dünkt mich nicht ganz zutreffend. Viel mehr gleicht das Leben an Bord dem Aufenthalte in einem der großen Badeorte. Es ist nicht das mehr oder minder theilnahmlose Nebeneinander des Gasthofes; das Zusammenleben der Passagiere ist ein ungleich innigeres. Alle wissen, daß sie auf lange Tage hinaus täglich auf einander angewiesen sind, alle begegnen sich mit großer Freundlichkeit; jedermann ist erfreut, dem lieben Nächsten irgendwie kleine Aufmerksamkeiten erweisen zu können. In der sich als Gemeinsamkeit fühlenden großen Gesellschaft bilden sich engere Kreise, und bald wird es recht gemüthlich. Die unverbesserlichen Skatspieler, die sich instinktiv ahnen, finden sich am schnellsten und nehmen schleunigst die kleinen Tischchen des Rauchzimmers in Besitz; an dem größeren Tische lassen sich ein halbes Dutzend Deutsch-Amerikaner nieder und ergeben sich dem sinnigen „Poker." Das Poker-Spiel, das wegen der schlichten Lauterkeit und Biederkeit seines Charakters bisweilen auch „Bluff" genannt wird, ist eine der hervorragenden Leistungen amerikanischen Scharfsinns. Es besitzt alle guten Eigenschaften eines nützlichen Zeitvertreibs: es schärft den Geist, es entzündet in unserer Brust die Flammen reinster Menschenliebe, da wir dem Gegner immer die besten Karten

wünschen, unter der Voraussetzung, daß die unsrigen noch ein ganz klein bischen besser seien, es enthüllt uns die verborgensten Geheimnisse eines verschlossenen Charakters, es zwingt zur Selbstbeherrschung, es kräftigt die Arglosigkeit, es erweckt Vertrauen, es fördert den Erwerbssinn und bewahrt vor schwermüthigen Anwandlungen. Wie gesagt, ein ganz reizendes Spiel — gerade wie das, das Erlkönigs Töchter mit dem Sohne des allbekannten, so spät durch Nacht und Wind reitenden Vaters spielen wollten; denn ich darf auch nicht verschweigen, daß es nicht ganz frei von Heimtücke, von niederträchtigen Kniffen und Pfiffen ist. Vielleicht beruht gerade darin sein Hauptreiz. In unserm Vaterlande deutscher Treue und Biederkeit ist das Spiel wohl gänzlich unbekannt, oder sollte doch etwa der Eine oder der Andere —?

Die artigeren und galanteren Herren bleiben natürlich bei den Damen und unterhalten sich angelegentlich über Dies und Das. Verbindlich lächelnd hören die Damen zu. Allmählich scheint das Lächeln etwas gezwungener zu werden; eine gewisse Zerstreutheit, die sich zunächst schamhaft zu verbergen sucht, stellt sich ein. Das Lächeln schwindet ganz. Die Gesichter werden ernsthaft, völlig theilnahmlos, bleich. Wie suchend blickt man um sich. Unter einem fadenscheinigen Vorwande schleicht die eine von hinnen, die andere hat keine Zeit mehr, nach einem Vorwande zu suchen, alle Bande frommer Scheu lösen sich, die Seekrankheit hat ihre ersten Opfer gefordert. Sie fordert deren viele! „Steifer Wind, grober Seegang“, und „starke bewegte See“, meldet das Schiffsjournal. Auch mich faßt der Menschheit ganzer Jammer an, in stumpfem Dusel taumle ich daher, der Anblick der Leidensgefährten gewährt mir nicht die geringste Erleichterung, ich wanke in die Kajüte, zerfallen mit mir und der Mensch-

heit; nach unsagbaren Mühen in einem Zustande, dessen Grauen jeglicher Beschreibung spottet, gelingt es mir, mich zu entkleiden. Ich zwänge mich in mein zur Lagerstätte hergerichtetes Sopha, das gerade meine Schulterbreite hat, hinein, das Schiff schaukelt mich unerbittlich hin und her, das hochgehende Wasser klatscht an die Luken, ich fühle mich elend zum Erbarmen, ich kann mich nicht rühren und regen, es fallen mir sehr treffende Citate aus unseren Klassikern ein, ich denke an Molières: „Que diable allait-il chercher dans cette galère“ und an den philosophischen Genußmenschen von Wilhelm Busch:

„Ich", so sprach er, „heiße Krökel
Und die Welt ist mir zum Ekel"

— aber was frommt mich alle Belesenheit in dieser fürchterlichen Stunde!

Wie und wann ich aus diesem wachen Jammer in schlafende Pein hinübergeschaukelt bin, weiß ich nicht mehr; aber das weiß ich genau: daß Schopenhauer ganz entschieden Unrecht hat, wenn er behauptet, der Mensch sei am glücklichsten vor dem Einschlafen.

Ach, die Lyriker! Sie haben's gut. Wenn sie träumen, träumen sie von poetischen, gewaltigen Sachen. Bodenstedt träumt auf der Ueberfahrt von Schiffbruch, Riffen und Klippen. Ich schäme mich zu sagen, welcher Art mein erster „Traum auf den Ocean" war. Mir träumte, ich sei eine Cigarrenspitze in einem knapp schließenden Futteral. Das ist mir um so unangenehmer, als ich sehr abergläubisch bin; und was Einem die erste Nacht in einem neuen Bette träumt, wird bekanntlich immer zur Wahrheit. Beim Erwachen konnte ich mir die Seltsamkeit meines Traumes allerdings erklären; ich lag noch fest eingepferchte in den Klammern meines Sophas

und mußte eine starke Anstrengung machen, um mich aus meiner Zwangslage zu befreien. Der Kopf war mir noch wüst und dumpf, aber die Seekrankheit war gewichen, und sie hat sich seitdem nur noch schüchtern gemeldet. Der erste und unangenehmste Tag der Reise war vorüber.

II.

Meeresstille, Sturm und glückliche Fahrt.

43 Grad Breite 60 Grad westliche Länge von Greenwich.
An Bord des Lloyddampfers „Elbe", 23. August.

Der zweite Tag, 16. August, war der mannichfaltigste und ereignißreichste unserer bisherigen Reise. Gegen 7 Uhr fing das Deck an sich zu bevölkern. Es war ein grauer, ungemüthlicher Morgen. Die ungeheure Wassermasse, auf der wir schwammen, war wenig bewegt. So weit der Blick reichte, nichts als Wasser; kein aufkräuselnder Dampf, kein Segel. Plötzlich sahen wir, wie aus dem Meere etwas aufragte, ein unheimlicher, lang gestreckter Körper, der dem Zufall, dem Wind und Wetter preisgegeben, einsam dahertrieb. Wir näherten uns, und nun konnten wir's deutlich erkennen. Es war ein gekentertes Schiff; der mit Kupfer beschlagene Kiel war nach oben gewandt. Ein Stück fehlte. Der Kapitän erklärte, es müsse ein ziemlich neuer Dampfer sein, der jedenfalls in der etwas nebligen, dunkeln Nacht von einem andern angerannt worden sei. Theilnahmlos mußte die „Elbe" an dieser verstümmelten Schiffsleiche vorüberdampfen. Auf uns Alle aber wirkte der Anblick dieses Wahrzeichens einer Katastrophe, deren tragische Einzelheiten unsere Phantasie in den grellsten Farben sich ausmalte, erschütternd.

Gegen halb acht Uhr waren wir dem Wrack begegnet gegen neun Uhr — das Wetter war noch immer verdrießlich — sahen wir an dem farbenkalten Horizont die englische Küste schroff und scharfkantig wie eine Felsenmauer aufsteigen. Nun beginnt das Meer sich zu beleben. Schiffe aller Art gleiten mit blähenden Segeln an uns vorüber. Die Küste wird deutlicher und farbiger. Wir sehen hellgraue Felsen, mattgrüne Flächen. Da bricht die Sonne durch, und nun erglänzen die Kreidefelsen in blendendem Weiß und das wunderbare Grün des gesegneten Eilands nimmt ganz prachtvolle saftige Töne an. Am Himmel kämpft das Sonnenlicht mit den Wolken, die es verdunkeln wollen; an einzelnen Stellen zerreißt der dichte Schleier, und durch diese Risse blickt der tiefblaue Himmel auf uns herab. Je mehr wir uns der Küste nähern, desto herrlicher wird die Beleuchtung. Nun erkennen wir schon bewohnte Stätten der Menschen, die rothen Ziegeldächer wirken merkwürdig anheimelnd. Alle Mann sind auf Deck. Alle Operngläser sind auf das liebliche Bild gerichtet, das cykloramisch an uns vorüberzieht. Eine Einzelheit nach der anderen löst sich erkennbar aus dem verschwommenen Hintergrunde ab. Jetzt sehen wir die Häuser ganz deutlich, sehen die Fenster, die grauen Schieferdächer der Küstenwachhäuser. Da liegt Dover vor uns, beherrscht von dem imposanten, trotzig auf dem Felsen gelagerten Dover Castle, auf dessen Thurm die stolze Fahne Englands weht, und dessen Schloten wirbelnder Dampf entsteigt.

Das Bild wird immer farbiger und malerischer. Das tiefgrüne Meer lichtet sich und ist wie mit bräunlich rothen Streifen durchzogen; an der Küste zieht sich ein ganz hellgrüner Wasserstrich entlang, der von der Sonne wie mit

goldigen Tupfen glitzernd besäet ist. Darüber grau, finster und kalt das mächtige Kastell.

Die helle Einförmigkeit der Küste weicht, während wir weiter fahren; die Höhen des „felsenumgürteten Eilands" bedecken sich mit einem weichen grünen Kleide. Ich kann mich nicht satt sehen an dem zauberhaften Farbenspiele des Wassers. Bald ist es tief graugrün, wie mit schmalen Silberschnüren besetzt, bald lichtgrün mit tief violetten und saftig grünen Flecken, die ab und zu zu weiten Triften zusammen zu fließen scheinen. Vor uns ist das Meer leicht bewegt, in der Ferne ist der Wasserspiegel so glatt, daß die Täuschung eines grünen Angers von unendlichem Umfange eine vollkommene wird.

Am Nachmittage haben wir den hellsten goldigen Sonnenschein. In anmuthigster Weise zeigt sich die belebende Wirkung von Licht und Wärme auf dem Zwischendeck. Das am grauen Morgen öde und trübe Deck bevölkert sich mit einem dichten Haufen fröhlicher Menschenkinder. Es wird gescherzt, gesungen, getanzt. Es ist wie ein Festtag und aller Harm scheint vergessen. An gewaltigen Kriegsschiffen, die alle Segel aufgezogen haben und einen großartigen Anblick gewähren, an friedlichen Kauffahrern, schlanken Schifferbooten, eleganten Vergnügungsyachten dampfen wir vorüber. Wir sind nun an dem landschaftlich reizvollsten Punkte unserer Fahrt angelangt, an der wundervollen Insel Wight. Da liegt das schattige Ryde, das terrassenförmig auffsteigt; auf der Höhe des Berges eine Kirche mit hohem Thurm, dessen kecke Spitze sich dunkel von dem hellgraublauen Horizonte abhebt. Ryde gegenüber Portsmouth, in Sonnengluth gebadet — eine hellgraue Kette von stattlichen, zum Theil mächtigen Bauten. Die kolossalen mit Panzerplatten bekleideten Forts, die großen mit Rasen bedeckten Werke der Citadelle müssen für die Engländer

etwas recht Beruhigendes haben. Ueberhaupt sieht die Südküste von England für feindliche Eindringlinge nicht gerade einladend aus.

Wieder müssen wir unsern Blick nach Wight hinüberrichten. Aus der dicht bewaldeten Höhe sehen zwei große dicke Thürme hervor: es ist Osborne, der bekannte Sommersitz der Königin. Zunächst sind wir etwas enttäuscht. Die dicken Thürme sehen bis jetzt ziemlich reizlos, sogar ein Bischen langweilig aus. Aber nun machen wir eine Wendung, und nun zeigt sich uns das herrliche alte Schloß in seiner ganzen Pracht. In einem wundervollen Park auf der Höhe liegt es da vor uns, mit seinen festen, starren Feudalthürmen, die mit dichtem Epheu freundlich bewachsen sind. Wir Berliner werden unwillkürlich an Babelsberg erinnert.

Der königlichen Idylle schließt sich unmittelbar das bewegte Bild des geschäftlichen Lebens an. An sanft aufsteigendem Ufer lehnt sich Cowes mit seinen großen Lagerhäusern, und auf die Arbeit folgt die Erholung: an dem schönen Strande stehen in gerader Reihe aufgepflanzt die Badekarren; reizende Häuschen, die offenbar für die Badegäste gebaut sind, blicken hie und da aus dem Grün hervor. Wir sind dem Ufer nun so nahe, daß wir sogar mit unbewaffnetem Auge die eleganten Müßiggänger sehen können, die am Strande auf- und abschlendern und sich des heitern Sommertags freuen.

In grauer Ferne wird Southampton sichtbar, der erste und letzte Haltepunkt auf unserer Fahrt. Aber nicht dahin richtet sich unser Blick; unsere ganze Aufmerksamkeit gilt vielmehr dem winzig kleinen Dampfer, der schnell in gerader Linie auf uns zusteuert. Es ist der letzte Bote zwischen uns und Europa. Wir halten, und einige Minuten vor 5 Uhr Nachmittags legt die kleine „Alexandra" an unserer stattlichen

„Elbe“ an. Natürlich spielt die Musik wieder auf. Die Gesellschaft da unten mustert uns mit derselben Neugier, wie wir sie. Die rothe leuchtende Uniform des englischen Postbeamten fällt uns zunächst in's Auge. Und nun sehen wir einen der Unsrigen: Georg Bunsen, der von seiner anmuthigen Tochter begleitet ist und sich erst jetzt mit der Bremer Gesellschaft vereinigt. Ein Zeitungsjunge bringt die letzten Nummern der Tageblätter an Bord, die viele Käufer finden. Ich würde nicht ganz wahr sein, wenn ich mich zu diesen rechnen wollte. Ich habe mir die Einheitlichkeit des Genusses, zehn Tage lang keine Zeitung lesen zu können, nicht zerstören lassen mögen. Nach kurzer Rast setzen wir unsere Fahrt fort, und die kleine „Alexandra“ kehrt nach Southampton zurück.

„Nun sei bedankt, mein lieber Schwan!“

In den Zeitungen war übrigens zu lesen, daß in der verflossenen Nacht der Dampfer „Evangeline“ von dem Dampfer „Caradoc“ angefahren und niedergerannt sei, die Mannschaft ist gerettet. „Evangeline“ war also das Wrack, das wir am Morgen hatten treiben sehen. Das sonst immer willkommen dröhnende Geräusch des Tamtams, das uns zu den gemeinsamen Mahlzeiten ruft, kam uns heute recht ungelegen, die Fahrt war zu schön, das Wetter zu freundlich, und der Kapitän hatte uns am Vormittag gesagt: „Wenn Alles geht, wie es gehen soll, werden wir gegen ½6 Uhr bei den Needles der „Fulda“ begegnen.“ (Die „Fulda“ ist ein Schwesterschiff der „Elbe“.) Und während der Zeit sollten wir unten im Saale essen und trinken, als ob wir nichts Besseres zu thun hätten! Die ganze Gesellschaft war von einer unbezwinglichen Unruhe beherrscht. Gegen ½6 Uhr verschwand der Eine und Andere und kletterte zum Deck hinauf, und die Tische wiesen

bald so bedenkliche Lücken auf, daß die Mahlzeit auf eine Viertelstunde unterbrochen werden mußte.

Unser prächtiger Kapitän war ein guter Prophet gewesen. Da sehen wir sie ja vor uns, diese wundersamen, phantastischen Needles, die beständig von dem Gischt der Brandung bespritzt werden, diese scharfkantigen, schmalen, schroffen, wilden Felsenriffe, wie fürchterliche Zähne eines gigantischen Ungeheuers. Und da! — ein Schiff! Dampf wirbelt auf, der glänzende Leib und die tiefschwarzen Hörner werden sichtbar. Die „Fulda" ist's! Es stimmt fast auf die Minute. In riesiger Geschwindigkeit dampfen wir einander entgegen. Ein rauhes, heiseres, tiefes Tuten der Dampfpfeife hüben und drüben — ein zwar nicht sehr wohllautender, aber herzlich gut gemeinter Gruß, der uns Alle merkwürdig ergreift. Wir fliegen an einander vorüber. Wie unser Deck ist das der „Fulda" dicht besetzt. Wir schwenken die Tücher, wir schreien, wir hören den Zuruf von drüben und sehen ihren wehenden Gruß — Ihr kehrt heim, wir ziehen in die Ferne! . . . Vorüber! . . . Noch wenige Minuten, und wir sehen nichts mehr von einander . . .

Ein wundervoller Abend folgte dem wundervollen Tage. Noch war die Sonne nicht untergegangen, noch säumte sie mit blendendem Goldrand die tiefstehenden Wolken und brach mit Gewalt durch die wenigen dichten Schleier, die in den farbigsten Tönen schillerten, als die Scheibe des fast vollen Mondes ziemlich hoch im wolkenlosen Osten matten Lichtes sichtbar wurde. Die Sonne sank, und nun wurde der Silberglanz kräftiger und warf seinen Wiederschein in einem leichtgekräuselten glänzenden Strom auf die dunkelblaue Fluth. Tief am Horizont lag ein Streifen helleren Lichtes.

* *
*

Am 17. Morgens wurden wir durch schauerliche Töne aus dem Schlafe geweckt. In kurzen Zwischenräumen erklang wie ein ungeheuer flehender und mahnender Ruf mit einer Gewalt von Tonfülle, die einem durch Mark und Bein ging, die Quinte D. A., das Nebelhorn: die „Sirene“, wie es in der Seemannssprache genannt wird. Eine Sirene und einen Homer an Bord!

Der gefürchtetste und heimtückischste Feind der Seefahrer, der Nebel, der in dieser Jahreszeit etwas ganz Ungewöhnliches ist, hatte sich hinterlistig eingestellt. Zum Glück mußte er bald das Feld räumen, und mit dem freundlicheren Lichte kehrte auch die freudige Stimmung wieder. Die Musik spielte auf. Auf Deck wurde ein kleiner Tanz improvisirt. Unter den Tänzerinnen zogen zwei ganz jugendliche Amerikanerinnen durch ihre ungewöhnliche Grazie Aller Aufmerksamkeit auf sich. Sie tanzten die überaus anmuthigen amerikanischen Tänze „Rackett“ und „Knicker Bocker“, hübsche Variationen unserer gewöhnlichen Rundtänze, Walzer und Polka, mit eingelegten Touren. Die beiden jungen Mädchen berührten mit ihren kleinen Füßchen, die in kokettestem Schuhwerk staken, kaum den Boden. Ich habe niemals bessere Tänzerinnen gesehen.

Gegen Mittag wurde die See recht ungemüthlich. Das Schiff machte gewaltige Schwankungen von hinten nach vorn, „es stampfte“, wie der Seemannsausdruck lautet, im Gegensatz zum „Rollen“, der Bewegung nach der Seite. Im Zwischendeck war alles krank, und auch bei uns war auf den bleichen, verhärmten oder apathischen Gesichtern ein wachsendes Unbehagen deutlich wahrzunehmen. Die „Elbe“ ist — ich kann es nicht oft genug wiederholen — ein in jeder Beziehung musterhaftes Schiff, sauber wie eine holländische

Putzstube, bequem, komfortabel, technisch vollkommen, von den liebenswürdigsten und tüchtigsten Offizieren befehligt — alles Mögliche! Aber ein Uebelstand hat auch hier nicht überwunden werden können, und unter diesem habe ich für meine Person empfindlich zu leiden gehabt; ich meine den nicht zu definirenden und nicht zu rubrizirenden Geruch: ein teuflisches Gemisch von Maschinenfett, Gummiplatten, Oelfarbe, Petroleum und Schellfisch. Nichts hat mich mehr geplagt, als dieser widerwärtige, warme gelbe Dunst.

Möglich, daß unsere Sinnesorgane auf hoher See besonders empfindlich werden, jedenfalls sind wir gemüthlichen Erregungen leichter zugänglich. Als ich am 19. Morgens, nach einer bösen Nacht, in der ich mit meiner mich fest umschließenden Schlafkapsel gehörig hin- und her geschleudert, durch das gewaltthätige Anklatschen der hochgehenden Wellen an die Kajütenluke mehrmals geweckt worden war, als ersten Sonntagsgruß den von unserer Kapelle geblasenen Choral „Ein' feste Burg ist unser Gott" und das Kreutzer'sche Quartett „Das ist der Tag des Herrn" vernahm, fühlte ich mich ganz eigenthümlich bewegt, beinahe feierlich gestimmt. Lange währte diese Stimmung indessen nicht. Das Schiff machte so ungewöhnlich starke Bewegungen, daß ich während der immer etwas mühevollen Arbeit des Anziehens, die mir heute besonders erschwert wurde, zu den lächerlichsten unfreiwilligen gymnastischen und äquilibristischen Uebungen genöthigt wurde. Wie das willenlose Werkzeug eines boshaften spiritistischen Spaßvogels wurde ich von unsichtbaren Händen gehoben, gestoßen, hin- und hergeschleudert. Ich konnte mich nicht auf den Beinen halten und brauchte eine gute halbe Stunde, bis ich nothdürftig Toilette gemacht hatte.

Als ich aus der Kajütenthür auf Deck trat, bot sich mir ein großartiger und schauerlicher Anblick dar: das Meer in wilder Erregung. Hoch auf schlugen die Wellen. Das Zwischendeck und die tiefer als die unsrige liegende zweite Kajüte waren ganz überschwemmt, und auch auf unserem Hochbau der ersten Kajüte schlugen von Zeit zu Zeit mächtige Sturzwellen über Bord, bis auf die Brücke des Kapitäns (58 Fuß über dem Kiel) bis zu den Schornsteinen hinauf. Eine dieser Wellen durchnäßte mich, als ich kaum fünf Minuten auf Deck war, bis auf die Haut und zwang mich, die leidige Arbeit des Toilettenwechsels unter erschwerenden Umständen noch einmal vorzunehmen.

Das Unwetter wüthete weiter. Immer neue Spritzwellen, die sich in Millionen feiner Tröpfchen zerstäubten, wurden in unser Schiff hineingepeitscht, der Wind pfiff melancholisch durch das Tauwerk und tobte und raste unbarmherzig und unaufhaltsam an den Schiffswänden, ein ununterbrochenes tiefes wildes Grollen ausseufzend.

Die Zahl derer, die sich auf Deck gewagt hatten, war eine verschwindend kleine. Alle hielten sich fest an den eisernen Geländern, die längs des Hochbaues angebracht sind. Ein Unvorsichtiger, der das versäumt hatte, wurde vom Winde umgeworfen und auf dem glitscherigen Boden mit Pfeilgeschwindigkeit an den Schiffsrand geschleudert.

Die Seefestesten, die jetzt ihre Künste renommistisch zeigen, schwanken wie Schwerbetrunkene breitbeinig wackelnd hin und her. — Der Wind hat sich gedreht. Bei dem fürchterlichen Wüthen des Sturmes müssen die Segel eingezogen werden. Die Matrosen, die in ihren nassen, glänzenden, geölten Jacken und Hosen, die wasserdichte Mütze fest über den Kopf gezogen, ein wunderbares malerisches Bild rauhester Thätigkeit abgeben,

klettern auf den Strickleitern zu den Raaen hinauf, kriechen, während sich das Schiff wüthend aufbäumt und in die Tiefe schießt und der Wind mit unsagbarer Gewalt in das straffe nasse Segeltuch bläst, bäuchlings bis zu den äußersten Enden der Raaen und verrichten in dieser halsbrecherischen Lage ihre harte Arbeit, die das empörte Element jeden Augenblick ihnen zu entreißen trachtet, deren sie aber durch die Unerschütterlichkeit ihres Willens und übermenschliche Anstrengung schließlich doch Herr werden. Es giebt kaum etwas Imposanteres und Respekt Gebietenderes, als den Beruf des Seemannes. Was sind das für Männer! Diese eherne Pflichterfüllung, diese Freudigkeit im Kampfe! Und nach gethaner Arbeit keine Ruh! Vier Stunden hinter einander — das ist Alles, was der Dienst dem Seemann gönnen kann, nie mehr! Nach je vier Stunden unweigerlich Ablösung. Und diese vier Stunden in dem engen Keller an der Spitze, auf hartem Lager. Nur der Seemann weiß, was ein rauhes Leben ist. Wir auf dem Lande — was wissen wir denn überhaupt von Wind und Wetter? Unsere schlimmsten Stürme, die Eichen entwurzeln und starke Bäume wie Strohhalme knicken, sind noch immer eitel Dilettantenpfuscherei der Elemente. Was sie können, das zeigen sie nur auf hoher See, wo nichts ihren Anprall hemmt, ihren Widerstand bricht. Da sind sie in Wahrheit die freien furchtbaren Töchter der Natur.

Großartig und schauerlich sieht das finstere aufgewühlte Meer aus. Tiefe Schlunde öffnen sich, Berge mit schaumgekrönten Häuptern steigen auf. Berghoch hebt sich auch das Schiff auf den Rücken der Wogen, sinkt gemächlich in das feuchte Thal, aus dem es im nächsten Augenblicke wieder aufgeschnellt wird. Zum Glück bin ich vollkommen sturmfest; ich fühle mich wohler denn je, und kein körperliches Unbehagen

verkürzt mir den Vollgenuß dieses einzigen Schauspiels. Der erste Offizier, Herr Keßler, eine Riese an Kraft mit dem klugen und gutmüthigen Auge eines Kindes, tritt in seinem massiven Regenmantel triefend an mich heran. Er wünscht mir lächelnd Glück: „Ein hübsches Wetter für junge Enten", sagt er, und gemächlich schmunzelnd wendet er sich ab und geht auf seinen Posten.

Gegen Mittag wird die See immer ungemüthlicher. Die Wellen, die bisher nur vereinzelt übermüthig hoch aufgesprungen waren, schlagen unausgesetzt — bald in feinem Sprühregen, bald wie Douche und Brause bis zu unserm Hochbau hinan und überschwemmen auch unser Deck. Selbst die Dauerhaftesten müssen der rohen Gewalt weichen. Das Schiff wird so hoch geschleudert, daß die Schraube bei jeder Hebung in der Luft zwecklos arbeitet, nun ohne Widerstand mit verdoppelter Geschwindigkeit sich dreht und das sonst so majestätisch ruhige Schiff durch und durch erschüttert. Das Meer wirkt aber gewaltig. In tiefer, stahlblaugrüner Färbung mit unzähligen Erhebungen, die mit schillernden weißen Kämmen gekrönt sind, gewährt es den Anblick einer beständig wechselnden Landschaft im Hochgebirge, die man von einem hochgelegenen Aussichtspunkte aus genießt.

Der Sturm tobt immer wilder. Die Maschine schnauft und keucht mit Macht. Das Schiff kämpft einen Riesenkampf, um sich seinen Weg zu bahnen. Höher und höher heben sich die Wellen, tiefer und tiefer öffnen sich die Schlünde, in die das Fahrzeug furchtlos hinabgleitet und aus denen es ruhmreich wieder aufsteigt. Vom Achterdeck kann man das große Schauspiel am besten übersehen. Wie winzig klein erscheint uns nun unser schönes, starkes Schiff in dieser heulenden Wassermasse; welches schreiende Mißverhältniß zwischen uns

und unserm übermächtigen Gegner, der von allen Seiten mit wildem Geschrei auf uns eindringt!

Wunderbar! Der Himmel sieht auf all' dieses wüste Getose freundlich lächelnd herab. Freilich segeln die Wolken schnell dahin, aber nicht in dichten Haufen, nur in kleinen Ansammlungen, zwischen denen der Aether in ungetrübter Reinheit blaut. Immer bleibt der Schein der Sonne wahrnehmbar, bisweilen durchdringt sie das Gewölk völlig und sendet auf das wüthend aufgepeitschte Wasser wie beschwichtigend goldige Strahlen. Dann erglänzt in dem aufsprühenden Gischt zauberisch der Regenbogen, der dem Schiffe auf einen Augenblick das Geleit giebt, dann zerstiebt, um alsbald wieder aufzuzittern.

Das tapfere, unentmuthigt arbeitende Schiff hinterläßt in dem tieffarbigen Meer die breiten Spuren seiner herrlichen Anstrengungen. Es wühlt sich seine Grube und weithin sichtbar ist der Weg, den es gebahnt hat, und der in wundervollem Smaragdgrün mit weißem Schaum verbrämt mit einer via triumphalis verglichen werden könnte.

Ja, es ist herrlich, es ist großartig! Und ich möchte die Erinnerung um nichts missen. Aber auch das Großartige ermattet. Sunt certi denique fines, und am Abend, als die Müdigkeit uns befällt, als die Nässe uns bis auf die Knochen gedrungen ist und wir fröstelnd zusammenschauern, als wir unsere Kajüte aufsuchen, die nicht hat gelüftet werden können und an deren Luke das Wasser unaufhaltsam klopft und zischt und spritzt, als wir uns endlich auf das harte Lager strecken und wieder die eigenthümlich schluchzenden klagenden Jodler, mit denen die Matrosen die Taue anziehen, an unser Ohr dringen, — da sagen wir uns ganz ehrlich, daß die Sache auf die Dauer doch recht ungemüthlich ist, und daß wir zu dieser Stunde in Berlin W. viel besser aufgehoben wären.

Der Sturm tobte sich in der Nacht aus. Am andern Morgen hatten wir bei verhältnißmäßiger ruhiger See das schönste Wetter. Es war wie ein Auferstehungsfest.

Nun wurde über die Qualität des Sturmes heftig diskutirt. Renommisten nannten es „eine frische Brise" — ich danke für die Brise! Pessimisten optirten für gewaltigen Sturm. Der Kapitän entschied: „Windstärke 9, Nachmittags gegen 10." Zum Verständniß muß ich bemerken, daß die Windskala in 13 Stufen eingetheilt ist von 0 bis 12. In dieser Skala ist Nr. 9 „stürmischer Wind", 10 „Sturm", die beiden höchsten Stufen 11 und 12 bedeuten „schweren Sturm" und „Orkan".

Das Schiffsjournal charakterisirte das Unwetter also: „Um 1 Uhr (Morgens) zerriß das Bramsegel, machten dasselbe fest. Stürmischer Wind mit hohem Seegang. Hohle Dünung aus N. N. W. Das Schiff stampfte heftig und nahm viel Wasser über. Bedeckten die vorderen Eingänge mit Segeltuchkleidern, machten die Raaensegel fest ... Mittag. Schwerer Sturm (Strong gale, high head sea) verbunden mit hohem wildem Seegange. Das Schiff stampfte und arbeitete sehr heftig und nahm sehr viel Wasser über. Allmählich abnehmender Wind und Seegang."

Als sich diese Notirung verbreitete, herrschte die allgemeinste Befriedigung. Mit einem lumpigen „stürmischen Winde" war uns ex post natürlich nicht mehr gedient. Wir empfanden die lauterste retrospektive Freude an dem offiziell beglaubigten „schweren Sturm", den wir hinter uns hatten, und wer uns davon auch nur ein Jota hätte rauben wollen, wäre als Spielverderber verfehmt worden. Man lächelte sich vergnügt an: „Wir haben einen schweren Sturm gehabt." Wir waren nicht wenig stolz darauf.

* * *

Wir nähern uns dem Endpunkt unserer Seereise. Von der Ueberfahrt habe ich Ihnen schon mehr als genügend erzählt, obwohl ich nur einen geringen Theil meiner flüchtigen Skizzen erschöpft habe. Ich schließe diesen Brief, den ich gleich bei meiner Ankunft in Newyork dem Lloyddampfer anvertrauen will. Ich schließe ihn mit den resümirenden Worten, daß uns die Fahrt eine wahre Musterkarte alles dessen, was sie zu leisten vermag, geboten hat: heitere schöne Tage, Nebel, Sturm, auch ein bischen Meerleuchten und Nordlicht in allerdings kümmerlichen Ausgaben, gestirnten Himmel, Vollmond, Sonnen-Auf- und Untergang, Walfische in der Ferne, lustig tummelnde Delphine in der Nähe, Ball auf Deck mit Lampions — kurz Alles, was das Herz begehren kann. Ich schließe ihn mit den Worten des herzlichsten Dankes an unsern ausgezeichneten liebenswürdigen Kapitän Willigerod und die Herren Offiziere, die uns mit auserlesenster Artigkeit behandelt, uns in alle Räume des schönen Schiffs geführt und uns einen Einblick in die Geheimnisse dieser schwimmenden kleinen Welt gewährt haben, von denen ich einige vielleicht noch gelegentlich ausplaudern werde. Diesen Dankgefühlen hat unsere Gesellschaft übrigens auch einen offiziellen Ausdruck gegeben, indem sie eine von Rudolf Gneist aufgesetzte Resolution unterzeichnete, welche die rastlose beruhigende Umsicht des Kapitäns Willigerod bei Tag und Nacht und seine herzgewinnnende Norddeutsche Lloydseligkeit in warmen Worten anerkennt.

Das Schiff fliegt jetzt seinem Ziele zu. Von gestern bis heute Mittag haben wir nicht weniger denn 398 Seemeilen zurückgelegt, also nahezu das Maximum der Leistungsfähigkeit (420 Seemeilen) erreicht. Bis jetzt war das Wetter herrlich, aber der Südwind bringt uns seit einer halben Stunde Nebel, und in diesem Augenblicke beginnt die „Sirene“ wieder ihre

fürchterliche Musik, die heulende, langgezogene, dröhnende Quinte D—A. Aber der Kapitän will uns trotz alledem bis übermorgen früh in den Hafen von Newyork bringen.

Von dort erhalten Sie wohl meinen nächsten Bericht. Und bis dahin Gott befohlen!

III.

Newyork, 26. August.

Gestern sind wir hier eingetroffen, und ich wäre demnach sehr wohl in der Lage, Ihnen heute als genauer Kenner der Verhältnisse und Persönlichkeiten einen gründlichen und erschöpfenden Bericht über die Vereinigten Staaten einzusenden, aber ich möchte damit lieber doch noch einige Tage warten. Wir sind hier noch nicht zu Athem gekommen, und die Zeit, die ich auf einen Reisebrief zu verwenden hätte, müßte ich dem stärkenden Schlaf entziehen; wir werden unserer Kräfte für die nächsten Wochen aber gar sehr bedürfen. Wenn Sie das folgende Programm lesen, das uns bei der Ankunft in sauberem rosa Umschlage überreicht worden ist, so werden Sie nach keiner weiteren Rechtfertigung Verlangen tragen. Es heißt da:

Dienstag, 28. August. — Die geehrten Gäste werden Newyork in Privat-Waggons verlassen; der betreffende Zug verläßt den Grand Central-Bahnhof um 9 Uhr Abends und wird die Niagara-Fälle

Mittwoch, 29. August, Nachmittags 1 Uhr erreichen. Abgang von den Fällen 9 Uhr 40 Minuten Abends.

Donnerstag, 30. August. — Ankunft in Chicago um 7 Uhr 40 Minuten Abends. Nachtquartier im Palmer-Haus.

Freitag, 31. August. — Wird der Besichtigung Chicagos gewidmet werden. Die Gesellschaft wird 7 Uhr Abends mit einem Spezialzuge der Chicago- und Nordwestbahn Chicago verlassen und

Sonnabend, 1. September, 10 Uhr Vormittags in St. Paul, Minnesota, ankommen. Besichtigung der Stadt in Equipagen während des Vormittags; Rückkehr zum Zuge um 1 Uhr Nachmittags, um ein Gabelfrühstück einzunehmen. Um 1 Uhr 30 Min. wird der Zug nach Minneapolis abgehen. Der Nachmittag wird zur Besichtigung dieser Stadt verwendet werden, worauf um 5 Uhr 30 Minuten Abfahrt nach dem See Minnetonka stattfindet; Ankunft daselbst zum Diner in Hotel Lafayette. Die Gäste werden hier Zimmer bekommen und die Nacht zubringen.

Sonntag, 2. September. — Ruhetag in Minnetonka.

Montag, 3. September. — Die Gäste können nach Belieben den benachbarten Städten St. Paul und Minneapolis einen zweiten Besuch machen oder in Minnetonka bleiben. Abends um 6 Uhr wird von den Bürgern von St. Paul und Minneapolis ein großes Banket im Hotel Lafayette gegeben werden.

Abgang von Minnetonka dieselbe Nacht um 12 Uhr nach Fargo, Dakota per St. Paul-, Minneapolis- und Manitoba-Eisenbahn.

Dienstag, 4. September. — Der Zug passirt während des Morgens die See-Region von Minnesota und kommt um 11 Uhr Vormittags in Fargo an; verläßt Fargo um 12 Uhr Mittags und durchkreuzt die Weizenfelder Nord-Dakotas. Nach kurzem Aufenthalt bei einem, Herrn Dalrymple gehörigen, großen Gute, in der Nähe von Casselton, wird um 5 Uhr Nachmittags Jamestown erreicht. Spazierfahrt nach einem Plateau mit Aussicht auf die Stadt und das Thal des Jamesflusses. Abgang 6 Uhr Abends; Ankunft in Bismarck 11 Uhr Nachts. Nachtquartier in Bismarck.

Mittwoch, 5. September. — Um 8 Uhr Vormittags Spazierfahrt durch Bismarck. Abgang von da um 9 Uhr; Ankunft in

Mandan, nachdem die große Eisenbahnbrücke über den Missouri passirt ist, um 9 Uhr 30 Minuten Vormittags. Abgang von Mandan um 10 Uhr Vormittags und Ankunft in Little Missouri um 3 Uhr 30 Minuten Nachmittags. Spaziergang nach einem Hügelzuge, von welchem aus man einen allgemeinen Ueberblick über die „Bad Lands" hat. Abgang von Little Missouri um 4 Uhr 30 Minuten Nachmittags; Ankunft in Billings um ungefähr 2 Uhr 30 Minuten Nachts; die Nacht wird hier in den Schlafwagen zugebracht.

Donnerstag, 6. September. — Abgang von Billings um 9 Uhr 30 Minuten Vormittags; Ankunft in Graycliff um 12 Uhr Mittags. Hier wird man sich zwei Stunden aufhalten, um einem Kriegstanze der Indianerstämme, welche die Crow-Reservation bewohnen, zuzusehen. Abgang von Graycliff um 2 Uhr Nachmittags; Passirung des Bergzuges über den Bozeman-Tunnel um etwa 5 Uhr und Ankunft in Helena um 12 Uhr Nachts. Nachtquartier daselbst.

Freitag, 7. September. — Besichtigung von Helena — der Hauptstadt Montanas —, des Ver. St. Metallurgischen Bureaus und der benachbarten Goldbergwerke. Nachtquartier in den Eisenbahnwaggons.

Sonnabend, 8. September. — Abgang von Helena um 6 Uhr Morgens und Ankunft an dem Punkte, wo die letzte Schiene der Nord-Pacific-Eisenbahn gelegt werden soll, um 9 Uhr Vormittags. Die Feierlichkeit wird um 10 Uhr anfangen und bis Mittag dauern. Der Zug wird dann um 1 Uhr abgehen und Sand Point am See Pend d'Oreille um ungefähr 4 Uhr Morgens erreichen.

Sonntag, 9. September. — Abgang von Sand Point um 7 Uhr Vormittags und Frühstück am Bord des Dampfers „Henry Villard". Der Tag wird zu einer Fahrt auf dem See Pend d'Oreille benutzt werden; um 7 Uhr Abends Rückkunft in Sand Point. Abfahrt von da um 8 Uhr Abends.

Montag, 10. September. — 6 Uhr Vormittags Ankunft bei Wallulla-Kreuzung. Abfahrt von der Kreuzung um 7 Uhr Morgens und, nach einer dem Laufe des Columbia-Flusses abwärts folgenden Fahrt, Ankunft in Portland, Oregon, um 5 Uhr Abends. Nachtquartier im Hotel.

Dienstag, 11. September. — Besichtigung von Portland und Umgegend.

Mittwoch, 12. September. — Abgang von Portland 9 Uhr Morgens behufs eines Ausfluges über die Oregon- und Kalifornien-Eisenbahn; Rückkunft in Portland denselben Abend.

Donnerstag, 13. September. — Abfahrt von Portland um 9 Uhr Vormittags zu einem Ausfluge nach Astoria und Rückkehr denselben Abend nach Kalama.

Freitag, 14. September. — Abgang von Kalama um 8 Uhr Vormittags und Ankunft in Tacoma um 12 Uhr Mittags. Abgang von Tacoma um 1 Uhr Nachmittags und Ankunft in Seattle um ungefähr 4 Uhr Nachmittags.

Abfahrt von Seattle 6 Uhr Abends und Ankunft in Victoria, Britisch Columbia, während der Nacht.

Sonnabend, 15. September. — Spazierfahrt durch Victoria, beginnend um 8 Uhr 30 Minuten, und hierauf um 11 Uhr Abfahrt nach Seattle, welches um 5 Uhr Nachmittags erreicht wird. Ausflug nach dem See Washington, und Abfahrt von Seattle um 8 Uhr Abends; Ankunft um ungefähr 11 Uhr Nachts in Tacoma, wo die Nacht auf dem Dampfboote verbracht wird.

Sonntag, 16. September. — Abgang von Tacoma um 9 Uhr Vormittags und Ankunft in Kalama um 1 Uhr Nachmittags; Gabelfrühstück auf dem Dampfboot. Rückfahrt nach Portland.

Montag, 17. September. — Um 9 Uhr Vormittags per Dampfer nach „The Dalles", einer Stromschnelle des Columbia-Flusses.

Bis dahin gedenke ich an dem gemeinsamen Ausfluge Theil zu nehmen; unser liebenswürdiger Wirth hat für seine

Gesellschaft nun noch ein Programm entworfen, nach welchem Vorbestimmungen über weitere elf Tage (bis zum 28. September) getroffen sind und namentlich der Besuch des weltberühmten Yellowstone-Parks in Aussicht genommen wird. Der Yellowstone-Park soll mit seinen riesigen Geysern, seinen heißen Quellen und seiner einzigen Farbenpracht eines der großartigsten Naturwunder nicht blos Amerikas, sondern der ganzen bekannten Erde sein, und mit schwerem Herzen werde ich der Versuchung, diese noch wenig bekannten landschaftlichen Seltsamkeiten und Schönheiten zu sehen, widerstehen. Da müßte ich denselben Weg, den wir schon genommen haben, wieder zurückfahren, und da ich denn doch einmal am Stillen Ocean sein werde, so reizt es mich mehr, San Francisco und die Eigenthümlichkeiten auf dem Wege der älteren Pacificbahnen, also namentlich auch die große Salzseestadt, wo Mormonenfamilien Kaffee kochen können, kennen zu lernen. In Portland werde ich mich also von den Reisegefährten trennen und von da mit einem Dampfer der Oregon-Gesellschaft auf dem Stillen Ocean nach San Francisco fahren.

Aber das sind Zukunftspläne, von denen ich um so weniger sprechen will, als ich heute nicht einmal Zeit habe, Ihnen die Begebenheiten der letzten Tage zu schildern. Ich beschränke mich einstweilen darauf, mein Notizbuch mit flüchtigen Skizzen unter dem unmittelbaren Einflusse des Gesehenen und Geschehenen zu füllen, die es mir ermöglichen werden, später in einer Ruhepause, in der ich einigermaßen zur Besinnung kommen und mich sammeln kann, das Erlebte und Empfundene mir wieder zu vergegenwärtigen, die Thatsachen in ein ungefähr richtiges Verhältniß zu einander zu bringen und demgemäß auch Licht und Schatten gebührlich zu vertheilen. Denn wenn ich Ihnen heute schon den geradezu überwältigenden Eindruck,

den die Einfahrt in den Hafen von Newyork, die Stadt selbst, von der ich in einer vier Stunden langen Spazierfahrt mit dem kundigsten und freundlichsten aller Führer, mit Karl Schurz, die wahrnehmbare Oberfläche gesehen habe, das Festessen im Union-League-Klub und die Fahrt auf dem Hudson bis West-Point auf mich gemacht haben, — wenn ich Ihnen diesen berauschenden und betäubenden Eindruck heute schildern wollte, so würde ich leicht in Hyperbeln verfallen, die Sie gegen meine künftige Berichterstattung mißtrauisch machen könnten. Aber Eines darf ich doch nicht verschweigen — das ehrliche Bekenntniß: daß ich zwar sehr viel erwartet habe, daß aber meine kühnsten Erwartungen überflügelt worden sind. Freilich machen wir die Reise unter den günstigsten Ausnahmebedingungen, und unseren Wirthen ist offenbar daran gelegen, uns die Neue Welt nur im glänzendsten Lichte zu zeigen; aber wenn man auch von der Summe unserer Wahrnehmungen ein Erkleckliches abzieht, das auf Rechnung unserer rosigen Stimmung zu setzen wäre, und für das Unschöne, Niedrige und Widerwärtige, das gnädig mit Nacht und Grauen bedeckt wird, einen weiteren erheblichen Abzug macht, so bleibt doch immerhin noch genug übrig, um uns Angesichts der verblüffenden Großartigkeit, die hier plötzlich, gewaltsam und sinnverwirrend vor uns aufragt, schwindelig zu machen. Also gönnen Sie mir einige Tage Frist und gestatten Sie mir, daß ich es für's Erste bei diesem Lebenszeichen bewenden lasse.

IV.

Einfahrt in den Hafen von Newyork. Die Stadt.

Hotel Lafayette am See Minnetonka, Minnesota, südlich von Saint-Paul und Minneapolis, 1. September.

Während meine Reisegefährten in dem benachbarten Minneapolis sich abermals davon überzeugen müssen, wie schnell und gewaltig sich die günstig gelegenen Städte des amerikanischen Westens entwickeln, habe ich mich aus dem Staube gemacht — das ist sehr wörtlich zu nehmen — und bin ihnen hierher an den stillen, schönen See Minnetonka vorangeeilt, um in einem jener riesigen Spekulationshotels, wie man sie nur hier kennt, ein paar Feierstunden, in denen man eben nicht gefeiert wird, zu suchen und Ihnen zu schreiben.

Ein Brief aus dem Westen! Und ich schulde Ihnen noch einen Brief aus dem Osten, wie man hier Newyork nennt.

Ein plattdeutscher Philosoph Fritz Reuter's vergleicht das Leben, „dat minschliche Leben", mit einem „ewig antreckenden und ewig aftreckenden vermaledeiten Gewaltssnuppen". Und der brave Mann hat Recht; „kommen und gehen", gerade wie es im „Lustigen Krieg" heißt. Unsere Schiffsgesellschaft hatte sich nach einer Woche nothwendiger und immer inniger werdender Gemeinsamkeit so freundlich gestaltet, so harmonisch gerundet, daß wir Alle, oder wenigstens die Mehrzahl von uns von einem gewissen wehmüthigen Bedauern erfaßt wurden, als wir uns der Küste näherten. Wir hätten gar nichts dagegen einzuwenden gehabt, wenn sich die Seefahrt, deren Unannehmlichkeiten nun überstanden waren und für deren unschätzbare Annehmlichkeiten wir das vollste Verständniß erworben hatten, noch auf lange Tage hinaus ausgedehnt

hätte. Und die letzten Tage waren vom Wetter keineswegs begünstigt. Vom 23.—24. August hatten wir fast die ganze Nacht und den ganzen Tag Nebel und die „Sirene" hörte nicht auf, in ganz kurzen Zwischenräumen ihr brüllendes, jammerndes, warnendes, schreckliches Gestöhn hervorzututen. Erst zu vorgerückter Abendstunde wurde es klar, und in der Nacht hatten wir bei starkem Winde, der das Schiff ganz auf die Seite legte, einen wundervollen Sternenhimmel.

Gegen Mitternacht sahen wir in weiter Ferne einen glänzenden Punkt: die Laterne des Lootsen! Die „Elbe" gab sogleich das Signal durch blaue bengalische Flammen, die ihren Widerschein gespensterhaft weithin in das leicht bewegte Meer warfen. Sofort wurde unter den Wenigen, die noch auf Deck waren, gewettet, ob die Nummer des Lootsen gerade oder ungerade sei, ob er einen Vollbart oder einen partiellen Bart, eine Mütze oder einen Hut trage. Das Wetten über alles Mögliche und Unmögliche ist eine der berechtigten Eigenthümlichkeiten an Bord eines jeden Dampfers. Inzwischen rückten wir dem leuchtenden Punkte, der auf uns zustrebte, näher und näher. Jetzt sahen wir schon, wie er hin und her schwankte, wir sahen ihn wachsen, wir sahen, wie er Helligkeit um sich verbreitete und in der tiefen Finsterniß einen Theil des Hauptmastes und des Segels beleuchtete, und ganz plötzlich war der Kutter, von meisterhafter Hand gesteuert, der „Elbe", die gestoppt hatte, so nahe, daß wir deutlich bemerken konnten, wie der Lootse, von einem Ruderer begleitet, in das winzige kleine Boot sprang, das mit wenigen wuchtigen Ruderschlägen an die „Elbe" herangetrieben wurde, dem dann der Lootse mit der Gewandtheit eines Akrobaten entstieg, um an Bord unseres Schiffes heraufzuklettern, und das sogleich wieder im Dunkel der Nacht seinen Rückweg zum Kutter des

Lootsen suchte. Dieser war wieder weit in die dunkeln Fluthen hinausgetrieben. Alles das war fast geräuschlos, seltsam phantastisch. Der Zufall entschied für diejenigen, die ungerade gewettet hatten. Am Segel des Kutters war eine riesengroße Drei im Schimmer der Signallaterne zu lesen gewesen. Der Lootse brachte die Newyorker Zeitungen vom 19. August mit. Seit fünf Tagen trieb er sich vor dem Hafen von Newyork umher, um ein Schiff abzufangen. Er hatte einen guten Fang gethan. Die Zeitungen wurden mit wahrem Heißhunger verschlungen. Aus Deutschland enthielten sie nur eine nicht sehr aufregende Nachricht, die man indessen doch für wichtig genug gehalten hatte, um sie durch das Kabel nach Newyork zu befördern: nämlich ein offiziöses Dementi der Meldung, daß ein höherer preußischer Beamter sich nach Kissingen begeben wolle. Mein Schlummer wurde dadurch nicht weiter gestört.

Zu früher Morgenstunde wurden wir am 25. August, dem Tage unserer Landung, geweckt. Bei herrlichstem Sonnenschein sahen wir die unendlich freundlichen, lieblichen Küsten der Neuen Welt im grünen Gewande des Hochsommers aufleuchten, wir sahen in der Ferne die beliebtesten und besuchtesten Seebäder mit ihren riesigen Hotels, deren Verhältnisse das Fabelhafte streifen. Hotels mit 500, 600 Zimmern, die sich ihre eigene Hauskapelle halten, gehören nicht zu den Seltenheiten, und es giebt noch größere. Der Gasthof, in dem ich diesen Brief schreibe, das Hotel Lafayette an dem stillen See Minnetonka, ein kolossaler Holzbau mit roth angestrichenen Schindeldächern, im späten Feudalstil gebaut, zählt 800 gut eingerichtete Zimmer. Ueber Gasthöfe und Gasthofsleben in Amerika schreibe ich Ihnen bei passender Gelegenheit.

Tausendmal ist die Einfahrt in den Hafen von Newyork geschildert worden, und es wäre eine starke Vermessenheit, als

der Tausendunderste darüber noch etwas Neues sagen zu wollen. Zuerst empfand ich eine gewisse Enttäuschung. Man hatte mir die Wunder vielleicht zu laut gepriesen. Freilich war es ein buntes und schönes Bild: alle diese imponirenden Fahrzeuge, diese schon zur frühen Morgenstunde vollbesetzten Vergnügungsdampfer, diese kleinen, eleganten Ruderboote, aber es schien mir eben im ersten Anblicke nichts gerade Ungewöhnliches zu sein; ein belebtes Hafenbild, wie ich es auch schon anderwärts, in Hamburg, Havre, in Rotterdam und London ähnlich, beinahe ganz so gesehen zu haben wähnte. Ueberaus traurig wirkte das große schwarze Schiff, das in einiger Entfernung vor uns unheimlich aus dem Wasser aufragte, ohne Mast, ohne Zeichen freudigen Lebens, mit schwefelgelber Flagge: das Hospitalschiff der Quarantaine mit den am gelben Fieber Erkrankten.

In Staten Island hielten wir in unmittelbarer Nähe des Ufers, um die Förmlichkeiten der Quarantaine zu ertragen und den Besuch der Zollbeamten, der für uns übrigens sehr gnädig ausfiel, abzuwarten. Der Quarantaine-Doktor, ein typischer Yankee, der leibhaftige Onkel Sam, wie ihn die Witzblätter darstellen, stieg zuerst an Bord, nahm den völlig befriedigenden Bericht unseres liebenswürdigen Schiffsarztes Dr. Hänel entgegen und ließ die 900 Passagiere des Zwischendecks, die in Sonntagsaufputz auf Deck aufgestellt waren und den Impfschein, den einzigen Paß, den man in Amerika braucht, in der Hand hielten, an sich vorübermarschiren. Während dieser zeitraubenden Parade sah ich mich um, und es überkam mich ein ernsthafter Verdruß über meine Unempfänglichkeit; denn ich konnte dem Schauspiel noch immer nicht den rechten Geschmack abgewinnen. Das Wasser war schön; die Luft war klar; die Beleuchtung war prächtig; die Schiffe sahen majestätisch

oder allerliebst aus — alles Mögliche! Aber wo stak die überwältigende Großartigkeit, von der man mir daheim gesprochen hatte? Das Ufer war liebenswürdig anheimelnd; es gemahnte mit seinem bescheidenen Höhenzuge und den freundlichen Häuschen an unsere märkischen Wasserlandschaften, an den Wannsee, an die Havel — also von Ueberwältigung keine Spur, nicht einmal etwas Ueberraschendes . . . Nun aber setzt sich der Dampfer wieder in Bewegung, aus dem Grau in der Ferne tritt Newyork allmählich hervor, nun mehren sich und mehren sich die Schiffe, die die leicht gekräuselte innere Bai durchfurchen und auf eine lange Strecke hinaus spiegelglatte Spuren hinterlassen, nun beleben sich die Ufer mit freundlichen Landhäuschen und auch schon mit ernsthaften Geschäftshäusern, nun erglänzen sie in wahrhaft festlicher Farbenpracht, nun steigert sich unser Wohlbehagen mit jedem Augenblick; und als wir an den mächtigen Kornspeichern und Landungsplätzen der zahllosen Schiffsgesellschaften vorüberdampfen und das staunenswerthe Wunderwerk moderner Baukunst vor uns erblicken, die Riesenbrücke, die traumhaft den gewaltigen Meeresarm überspannt und Brooklyn mit Newyork verbindet, als wir endlich nahe genug unserm Zielpunkte sind, um beim Vorüberdampfen in die endlosen geradlinigen Straßen mit ihren thurmhohen Häusern einen flüchtigen Blick zu werfen, in denen es wie in einem Ameisenhaufen wimmelt, da erfaßt uns freudiges Staunen und in ehrlicher Bewunderung stimmen wir ein in den Ruf: Ja, es ist in der That großartig, wunderschön, berauschend!

Der Dampfer hält, wir verabschieden uns mit einem kräftigen Händedrucke vom Kapitän und von den Offizieren, und haben während des unbeschreiblichen Wirrwarrs der Schiffsentleerung vollauf Zeit, uns gänzlich zu ernüchtern.

Ein ungelöstes Räthsel ist und bleibt es für mich, daß aus diesem wüsten Durcheinander von Kisten und Kasten, Säcken und Päcken, die erbarmungslos, ohne jeglichen Sinn für weise Ordnung, Symmetrie und Aesthetik auf einen Haufen geworfen werden und zu deren Aneignung nichts weiter erforderlich ist, als die Erklärung: „das gehört mir", schließlich doch ein Jeder das Seine herausfindet, und daß Klagen über Defekte zu den großen Seltenheiten gehören.

Der Vertreter unseres Wirthes, dem später die heikle und undankbare Rolle des Generalquartiermeisters zufallen sollte, Herr Paul Schulze aus Portland (Oregon), hatte uns im Namen des Präsidenten Henry Villard schon an Bord der „Elbe" freundlich willkommen geheißen. Dieser begrüßte uns selbst am Landungsplatze.

Die Persönlichkeit des Präsidenten der Nördlichen Pacificbahn, Henry Villard, machte auf uns Alle denselben ausgezeichneten Eindruck. Villard ist ein geborener Pfälzer und in seinem Adoptivvaterland, dem er seine Frau zu danken hat, die Tochter eines der bedeutendsten amerikanischen Vollblutbürger, des unvergeßlichen Agitators für die Emanzipation der Sklaven, William Lloyd Garrison, ein guter Deutscher geblieben. Er hat sich den gemüthlichen Dialekt seiner bairischen Heimath erhalten. Er kauderwelscht nicht die verflixte „gemixte" Sprache, die uns hier so oft das Ohr zerreißt, er spricht gutes, ehrliches, reines Deutsch. Ich war Zeuge, wie Villard einem unserer Reisegefährten, der den eigenthümlichen Einfall hatte, nicht den deutschen Landsmann, sondern den amerikanischen Großindustriellen englisch anzureden, die Antwort demonstrativ in deutscher Sprache gab. Villard hat in München studirt, er hat seine hiesige Laufbahn, wie die meisten gebildeten Einwanderer, in der Presse begonnen

und sich in dem Lande, in dem Mannestüchtigkeit und Arbeitskraft vor Allem gelten, durch seine Umsicht, seine Klarheit und Klugheit, seine Zähigkeit und seinen Fleiß zu einer der angesehensten Stellungen in den Vereinigten Staaten emporgeschwungen. Er ist im kräftigsten Mannesalter; die Mitte der Vierzig mag er überschritten haben, die Fünfzig hat er sicherlich noch nicht erreicht. Er ist groß und rüstig, mit breiten Schultern, gewölbter Brust, starkem Nacken. Das Profil des vornehm männlichen Gesichts ist edel geschnitten, die schon ergrauten, wohlgepflegten Haare liegen eng am Kopfe an; unter der hohen, klugen Stirn leuchten die klaren, offenen Augen hell auf, Mund und Kinn zeigen eine ungewöhnliche Energie. Beim Lachen — und Henry Villard lacht gern — werden zwei Reihen tadelloser, mit amerikanischer Sorgfalt gehegter, glänzend weißer Zähne sichtbar. Mit Einem Worte: eine durchaus sympathisch wirkende männliche Erscheinung.

Noch ein anderer berühmter Deutscher, der Gefeiertste der Deutsch-Amerikaner, Karl Schurz, General im Rebellenkriege, bis vor Kurzem Minister des Innern, zur Zeit Herausgeber der von der Elite der amerikanischen Gesellschaft gelesenen „Evening Post", war zur Begrüßung der Gäste aus Deutschland an der Landungsbrücke erschienen. Karl Schurz ist ein anderes Bild der Klugheit und der Thatkraft. Er ist groß und schlank gebaut. Das Gesicht ist mit Fältchen durchfurcht, das Haupthaar leicht gekräuselt, dunkelbraun, mit Silberstreifen spärlich durchzogen, der Vollbart erheblich heller mit einer Schattirung in's röthlich Kastanienbraune. Das Charakteristische an dem Gesichte sind die sehr starken, buschigen Brauen, unter denen die dunkeln Augen, die hinter den scharfen Brillengläsern kleiner erscheinen, als sie sind, freundlich und grundgescheidt in die Welt blicken. Karl

Schurz spricht vorzüglich, nicht blos öffentlich; er kennt Land und Leute wie wenige und giebt mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit und in immer sorgfältigem, den Ausdruck völlig meisterndem Vortrage über Alles, was zu erfahren wünschenswerth ist, Aufschluß. Als eine besonders günstige Fügung darf ich es betrachten, daß es mir vergönnt war, mit Karl Schurz meine erste Fahrt durch Newyork zu machen. Das geschah gleich am ersten Nachmittage nach dem Frühstück.

Um 9 Uhr Vormittags waren wir an Land gestiegen, der von Villard eigens gemiethete Dampfer „Shady Side" brachte uns von den Docks des Norddeutschen Lloyd in Hoboken quer über den Hudson nach der so und sovielten Straße, deren Nummer ich vergessen habe, und von da fuhren wir mit bereit stehenden Wagen nach dem Hotel Brunswick, einem der schönsten, bequemst gelegenen und bestgehaltenen Gasthöfe der Stadt. Da waren wir so um 11 Uhr etwa untergebracht. Mit meiner Wohnung hatte ich allen Grund, sehr zufrieden zu sein; mir wurde ein Salon, Schlafzimmer, Kabinet, Badezimmer mit Toilette u. s. w. angewiesen, und nach den beschränkten Verhältnissen, zu denen ich mich in der engen Kajüte hatte bequemen müssen, empfand ich die Wohlthat der Raumverschwendung um so intensiver. Mir war zu Muthe, als hätte ich eine grausam lange Zeit von drückenden Stiefeln Qualen zu erdulden gehabt, und als hätte ich nun bequeme Hausschuhe angelegt.

Der erste Bekannte, dem ich in den unteren der allgemeinen Oeffentlichkeit zugänglichen Verkehrsräumen des Gasthofs begegnete, war Lasker. Die Ferien, die er sich hat gönnen müssen, haben ihm sehr wohl gethan. Er sieht viel frischer aus. Die Sonne von Texas hat ihn gebräunt, die völlige Abgeschiedenheit von allen Fraktionen, Kommissionen,

Resolutionen, Amendements und sonstigen Fremdwörtern des deutschen Reichstages sichtlich gekräftigt. Er fühlt sich wohl genug, um die lange Reise, die wir unternehmen und deren Anstrengungen nicht zu unterschätzen sind, mitzumachen. Er will den Winter hier verbringen; in den ersten Monaten des kommenden Jahres, im Februar oder März, gedenkt er sich zur Heimkehr zu rüsten.

Gegen 2 Uhr bestiegen wir die Wagen, die uns durch die Stadt fahren sollten. Der Eindruck, den Newyork bei der ersten Besichtigung macht, ist geradezu verblüffend. Es geht ein Zug von gewaltsamer Großartigkeit, von rücksichtsloser Macht durch das Ganze, der uns, die wir an einen ruhigeren Pulsschlag des öffentlichen Lebens, an eine mildere Gangart des Verkehrs gewöhnt sind, völlig benimmt und verwirrt. Wir sehen unsere alte Welt, in deren angenehmen Verhältnissen wir uns so vollständig eingelebt haben, daß sie sich unserer Wahrnehmung nahezu entziehen, plötzlich wie durch ein Vergrößerungsglas. Die Straßen ziehen sich in unabsehbare Längen, die Häuser steigen zu schwindelnder Höhe auf, die Läden durchbrechen die Stockwerke und füllen die mächtigen Handelsburgen vom Keller bis zum Söller, Fahnen flattern lustig und festlich im Winde: es sind Reklamen für irgend einen neuen oder auch alten Artikel; an den Ecken und Brandmauern kleben riesige Plakate, deren eines ohne Uebertreibung den Flächeninhalt von drei oder vier Litfaßsäulen decken würde, — Plakate in schreienden Farben mit kolossalen lächerlich gemeinten, oder ernsthaft gemeinten, aber lächerlich wirkenden Bildern; unvernünftig große Flinten, Hüte, Pfeifen, Schirme u. s. w., blitzend in ihrer starken Vergoldung, weisen den Kunden den Weg — Alles in fabelhafter Uebertreibung und von keinem andern Verlangen beherrscht, als sich durch

Ueberbietung vor dem Gleichberechtigten bemerkbar zu machen. Auf dem Pflaster ein unglaubliches Gewirr, hastige Geschäftsleute, die sich mit dem Ellenbogen Raum schaffen, vor den Hotels faullenzende Zeitungsleser und Raucher mit den Füßen auf dem Tisch, Jungen, die mit kreischender Stimme die neuesten Ausgaben der Tagesblätter ausschreien, andere Jungen, die auf einem Thronsessel erhaben postirten Herren die Stiefel putzen, schimpfende Irländer, die zum Neubau die Steine schleppen, Schwarze, die in burlesker Ausstaffirung mit unwiderstehlicher Komik die Leute anlocken, um ihnen irgend eine marktschreierische Anpreisung in die Hand zu drücken, Kaffeebraune und Mulatten, Stutzer und Proletarier, — Alles durcheinander, und ein Jedes im Vollgefühle seiner politischen und sozialen Gleichberechtigung in der Ausübung seiner unveräußerlichen Menschenrechte, ohne Respekt, ohne Zuvorkommenheit, aber auch ohne Anmaßung und Ueberhebung, schonungslos, aber nicht gehässig, ungeberdig, aber nicht bösartig. An vielen Stellen wird der Fußsteig eingeengt durch allerlei Waaren, die unter freiem Himmel lagern, weil es zu voll in den geschlossenen Magazinen geworden ist, Maschinentheile liegen herum, Baumaterialien sind aufgethürmt, leere Wagen ohne Pferde stehen auf dem Fahrdamm und erschweren den Verkehr, und der gemächliche, überlegene Policeman, der eben damit beschäftigt ist, in galanter Weise eine Dame über die Straße zu geleiten, hat kein Auge für diese Ungehörigkeiten, deren Anblick das Notizbuch und das Herz eines strammen Schutzmanns unserer peinlich überwachten und geordneten Hauptstadt mit Grauen füllen würde. Und dieses Gewühl auf dem Fahrwege! Da rasseln hellfarbige, mit zierlichen bunten Bildchen geschmückte Omnibusse, schwere, von zwei Pferden mühsam geschleppte Miethskaleschen in behäbigem

Tempo daher, dazwischen saust ein leichtes Tilbury von einem Vollbluttraber gezogen, daneben rollt die Pferdebahn, die hier einen der wichtigsten Faktoren im städtischen Verkehr bildet, darüber pafft die sogenannte Hochbahn (Stadtbahn), darunter gleiten auf dem Hudson all die kleinen und großen Dampfer, die die unendlich lang gestreckte Stadt ihrer ganzen Länge nach bestreichen, und alle diese Kutschen, Omnibusse, Tramways, Waggons und Steamers — alle sind überfüllt. Sieht man das, so fragt man sich unwillkürlich: wie ist es denn möglich, daß Newyork so fleißig sein kann, wie es thatsächlich ist? Wann arbeiten denn die Leute eigentlich in ihrem Geschäfte? Die ganze Stadt ist ja beständig unterwegs!

Und der Verkehr, der unten auf dem Wasser beginnt, hört auf der Erde nicht auf; er spielt in der Luft weiter. Die Straßen sind nach allen Richtungen hin von den zahllosen Drähten der elektrischen Telegraphen-, Telephon- und Beleuchtungs-Leitungen, wie von dichtem Spinnwebe überzogen. Es schwirrt Einem vor den Augen, wenn man zu diesen Hunderten von feinen schwarzen Strichen, die sich senken und heben, die parallel laufen und sich schneiden, aufblickt; — zu all diesen Drähten, getragen von den Dutzenden von pyramidenartig über einander sich thürmenden Armen der hohen und häßlichen Mastbäume, welche die Straßen auf beiden Seiten einfassen.

Aber was ist denn da so erstaunlich? Wir haben doch auch Pferdebahn, Stadtbahn, Droschken erster und zweiter Güte, Miethswagen, sogar Thorwagen; die Elektrizität ist bei uns doch auch dem Verkehr des praktischen Lebens dienstbar gemacht? Ohne Zweifel; das, was die Amerikaner haben, haben wir auch, das Luftschiff können auch sie noch nicht steuern, und fliegen können sie auch nicht. In der Massen-

haftigkeit aber, in dem Kolossalen, — da scheint mir einerseits und hauptsächlich das bezeichnende und unterscheidende Merkmal des amerikanischen öffentlichen Lebens, wie es sich eben auf der Oberfläche erkennbar abspiegelt, zu liegen, sowie andererseits in der einzigen Sorge um das praktisch Taugliche, praktisch Zweckdienliche. Wenn das Streben, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen, hier überhaupt vorhanden ist, so weiß es sich so geschickt zu verstecken, daß es dem unbewaffneten Auge des flüchtigen Beschauers völlig entschlüpft. Das Nützliche ist hier schon angenehm und schön, eben weil es nützlich ist. Es fällt, wie es scheint, keinem Amerikaner auf, daß die herrlichsten Straßen seiner Städte durch die unförmigen, oft mit unschönen Farben halb bepinselten Mastbäume, die alle fünfzig Schritt wiederkehren, verunziert werden. Sie sind nothwendig, um die Drähte zu tragen, mithin ist nichts dawider einzuwenden. Für das künstlerisch Reine und Gefällige besitzen sie offenbar ein sehr wenig geübtes Auge, während ihr Tiefblick für Alles, was materiell vortheilhaft und fördersam ist, Erstaunen erregen muß. Mit genialer Ueberlegenheit überwinden diese Meister der Technik alle Schwierigkeiten, die die aufsässige Natur ihnen entgegenstellt. Sie überbrücken Klüfte, die als gar nicht zu bewältigende erscheinen, sie versetzen Berge, tragen die Höhen ab und füllen die Tiefen, sie verwirklichen den Traum, der dem gealterten Faust als das Ideal seines Lebens vorschwebt: sie entreißen dem Meere das vom Wasser bespülte Gebiet und bevölkern es mit rastlos emsigen Menschen; und bei all' dieser rauhen, gewaltigen, rühmlichen Arbeit geht die Aesthetik etwas in die Brüche. Das scheint mir recht natürlich, und da es nichts Vollkommenes hienieden giebt, kaum beklagenswerth.

Die Schönheit der Städte im malerischen Sinne wird schon durch die Anlage vernichtet. Der Grundriß der Städte sieht genau aus wie ein Schachbrett, so und so viel Längestraßen, die von so und so viel in ganz gleicher Entfernung von einander liegenden Querstraßen regelmäßig und rechtwinkelig durchschnitten werden und die Stadt also in eine bestimmte Anzahl gleich großer Quadrate eintheilen. Und um alle Individualität der Straßen zu tödten, hat man ihnen sogar in den meisten Fällen die Namen vorenthalten, hat ihnen, wie mathematischen Größen, mit denen Exempel gerechnet werden, nur Zahlen und Buchstaben gegeben. Dieselbe starre Gleichmäßigkeit beherrscht die Architektur der einzelnen Häuser. Bis auf einzelne kolossale Prachtbauten, bei denen das Riesenhafte und Imposante in den Verhältnissen schon als Geschmack zu gelten hat, bis auf die öffentlichen Gebäude und die Kapitalburgen der Millionäre sehen die Häuser in den verschiedenen Straßen ungefähr alle ganz gleich aus. Eine Freitreppe aus Stein oder Eisen führt zu dem hochgelegenen Erdgeschoß, und darüber baut sich anspruchslos Stockwerk auf Stockwerk. Der Platz neben der Freitreppe, der zu einem bescheidenen Vorgärtchen wie geschaffen wäre, bleibt gewöhnlich unbenutzt, ist gepflastert oder mit Asphalt belegt. Die Freude unserer deutschen Großstädter am Grünen, die rührende Eigenthümlichkeit, dem Pflaster der Großstadt ein winziges Fleckchen abzugewinnen und sich mit kümmerlichen Pflanzen einen Garten zu erlügen, scheint hier nicht bekannt zu sein. Ich kenne keine Großstadt, in der es so wenig Bäume und Blumen giebt, wie in Newyork. Die Häuser sind zum großen Theile aus sauber gefügten und sauber gestrichenen rothen Ziegelsteinen gefertigt, andere aus Braunstein, die großartigen Neubauten auch aus

Granit und weißem Marmor. In den zahllosen Kaufläden, die alle mehr oder minder dem zermalmenden Ungeheuer gleichen, wie es Zola im „Bonheur des Dames“ geschildert hat, spielt natürlich die Eisenkonstruktion eine große Rolle. Die Wohnhäuser kokettiren förmlich mit der Verleugnung jedweden individuellen Geschmackes. Sie wollen eben steinerne Zeugen der demokratischen Gleichheit sein. Fast durchgängig sind die Façaden schmucklos kasernenartig, und da, wo sich in einem besonderen Ausschmucke eine gewisse Eigenartigkeit hervorthun will, möchte man gewöhnlich lieber die bescheidene Schmucklosigkeit der überwiegenden Mehrheit herbeiwünschen, denn die amerikanischen Architekten haben ihren eigenen Geschmack, der vorzüglich sein mag, der aber eben ein ganz anderer ist als der unsere. Nach unsern Begriffen ist der amerikanische Baustil, soweit von einem solchen eben die Rede sein kann, im Großen und Ganzen — eine verschwindend kleine Zahl rühmlicher Ausnahmen immer ausgeschlossen — eine heillose Stilvermengung und Stillosigkeit. Gebäude, die als griechische Tempelbauten mit orientalischen Säulen und gothischen Spitzbogen aufragen, im obern Stockwerk von schweren Karyatiden ein leichtes Bauwerk im Schweizerstile tragen lassen, über das sich eine mittelalterliche Burg mit Zinnen und Thürmchen erhebt, gehören nicht zu den Seltenheiten.

Mit der Schwesterkunst, der Bildnerei, ist es nicht besser beschaffen. Amerika ehrt seine großen Bürger, und an Denkmälern ist eher Ueberfluß als Mangel; aber „schön ist anders“ sagt man in Berlin. Nur ein Beispiel, ein sprechendes, wie ich meine. Was sagen Sie zu dem monumentalen Gedanken, wie er sich in dem Denkmale des Admirals Farragut ausspricht, das von dem amerikanischen Bildhauer St. Gau-

dens gefertigt worden ist. „The pedestal especially is treated in a very original manner“, versichert der Führer durch Newyork. Und der Mann hat Recht, das Postament ist wirklich sonderbar, höchst sonderbar! Der Künstler hat nämlich den sinnigen Einfall gehabt, den Seemann auf die See zu stellen. Der Stein stellt also das feuchte Element dar, nicht symbolisch, sondern wirklich; der Würfel, auf dem der Admiral steht, und die beiden Flügel, die sich daran anschließen, sind mit Wellenlinien durchwogt; das Wasser fließt rechtwinklig um die Ecke, läuft zu den sich rechts und links anschließenden geradlinigen Flügeln über, schneidet schnurgerade oben ab und macht nach den beiden äußersten Enden hin eine kleine Biegung, die von zwei großen Fischen begrenzt wird. Das Ganze bildet eine Ruhebank für ermüdete Wanderer.

Aber wer sieht sich in Newyork Standbilder an? Dazu haben wir keine Zeit. Das Leben und Treiben auf der Straße beschäftigt uns mehr als zur Genüge. Erstaunt blicken wir zu diesen babylonischen Thurmbauten in den Hauptverkehrsadern auf, die acht, neun Stock hoch aufragen. Was die Breite bei der unglaublichen Kostspieligkeit des Bodens versagt, muß eben die Höhe gewähren; und die Höhe spielt hier gar keine Rolle, sie wird von dem beständig auf- und niederfahrenden „Elevator“, der die Treppen in den großen Häusern auf den Aussterbeetat gesetzt hat, spielend überwunden. Im neunten Stock des ungeheuren Häuserkomplexes „Mills Building“, in dessen sechstem Stocke sich die Bureaus der Northern Pacific Railroad befinden, und von dessen flachem Dache man einen wunderbaren Rundblick auf die Städte Newyork, Jersey und Brooklyn, die den Hudson und den East River umsäumen, genießt, habe ich in einer gut gehaltenen Restauration ein Glas Bier getrunken. Eine

Restauration im neunten Stock, die vorwiegend auf die Kundschaft eines einzigen Gebäudes angewiesen ist — eine solche Einzelheit ist beredter als lange Seiten mühsamer Schilderung.

Wenn ich vorher von dem bedächtigeren Tempo unseres öffentlichen Lebens sprach, so habe ich mich vielleicht nicht ganz richtig ausgedrückt. Die vielköpfige Massenhaftigkeit giebt natürlich der Gesammtphysiognomie der Stadt das Bild einer ungewöhnlichen Bewegung, einer fieberhaften Erregtheit. Das Ganze hastet und zuckt nervös, kribbelt und wimmelt durcheinander, aber der Einzelne verhält sich in der allgemeinen Fluthung des strömenden Verkehrs ziemlich ruhig. Von der athemlosen Abhetzung des Individuums habe ich wenig wahrgenommen. Die Leute gehen gemächlich, ohne Uebereilung ihren Geschäften nach. Die Langsamkeit der Bedienung in den Läden und Wirthschaften hat mich geradezu überrascht. Von der geschäftigen Aufdringlichkeit der Verkäufer in Berlin und Paris, die in aller Eile den ganzen Laden auf dem Verkaufstische ausbreiten, um für diesen oder jenen Artikel noch ein Opfer zu finden, ist gar keine Rede. Wortkarg, langsam, sachlich legen die Verkäufer dem Kunden das Verlangte vor, nehmen das Geld in Empfang und wenden ihm den Rücken ohne Grinsen, ohne Kriecherei, sogar ohne Dank. Es ist für sie eben ein Geschäft, und der Verkauf schuldet dem Kauf keine Unterwürfigkeit: Meine Waare ist dir eben gerade so lieb, wie mir dein Geld, wir sind quitt. Du besuchst mich nicht aus dem Drange eines gefühlvollen Herzens, sondern weil du mich brauchst, sonst würdest du eben nicht kommen. Ich brauche daher auch keine besonderen Höflichkeiten zu vergeuden, brauche mich nicht zu überstürzen. Von Handeln und Feilschen ist nie die Rede.

Die Omnibusse fahren mit einer Bedächtigkeit, um die sie eine Berliner Nachtdroschke zweiter Klasse beneiden könnte. Und auch die schönen, schweren Miethswagen, die sich schwer zu erschwingende Preise zahlen lassen (8 Mark 50 Pfennig die erste Stunde, 6 Mark 35 Pfennig jede folgende) lassen sich gehörig Zeit. Die Freiheit, die hier wirklich kein leerer Wahn ist und die dem Einzelnen ein Selbstgefühl giebt, das dem verwöhnten, herrisch veranlagten Europäer bisweilen unbequem werden mag, erstreckt sich auch auf den Straßenverkehr: eine Fahrordnung scheint hier nicht zu existiren, jedenfalls wird sie nicht wie bei uns gehandhabt. Jeder sucht eben mit seinem Fuhrwerk so gut wie möglich durchzukommen; geht es nicht rechts, so geht's vielleicht links; geht's da auch nicht, so wartet man, bis sich der zusammengeballte Klumpen wieder lichtet. Ich habe gesehen, wie in einer der belebtesten Querstraßen, die zum Broadway führen, der Kutscher eines riesigen Lastwagens sein Fuhrwerk ganz gemüthlich quer über den Damm minutenlang halten ließ, um seine Pferde an der Tränke saufen zu lassen. Er sperrte während dieser Zeit, die mir, da ich es eilig hatte, eine kleine Ewigkeit zu sein schien, den Verkehr. Alle Wagen mußten halten und stauten sich zu einem wirren Haufen auf; alle Welt fand es natürlich, kein Schimpfwort wurde vernommen, und als die Gäule des Kärrners ihren Durst gestillt hatten, setzte sich der Zug langsam wieder in Bewegung. Ich habe nie ein geduldigeres Volk auf der Straße gesehen als das Newyorker. Die Kunst des Wartens hat hier wie alles Andere übermenschliche Verhältnisse angenommen. Die Straßen sind schlecht im Stande, die Reinhaltung läßt viel, die Beleuchtung manches, die Pflasterung Alles zu wünschen übrig. Selbst in den vornehmsten Straßen, in der 5. Avenue

und dem Broadway sind stellenweise tiefe Löcher im Fahrwege — der reine Knüppeldamm, über den der Wagen dahinholpert. Aber gerade das bischen Krähwinkelei gehört als Folie zu dem Gesammtbilde der ungeheuren Volksstadt.

Eine eigenthümliche amerikanische Einrichtung sind die „Bars", die Trinkstuben, in denen man am Schanktisch stehend eines der zahlreichen amerikanischen sogenannten „Mischtränke" zu sich nimmt, die der Kellner mit heiligstem Ernste und bewundernswerther Technik vor unseren Augen bereitet. Die Mischtränke, die höchst verschmitzte Namen führen und in denen Gin, der Kolonialbitter Angostura, Sherry und Sekt, Pomeranzenschaale, Pfeffermünzkraut, Pfirsichscheiben u. dergl. gewöhnlich die Hauptingredienzien bilden, schmecken zwar verführerisch gut, aber sie sind hinterlistig und heimtückisch. Da sie, wie alle kalten Getränke in Amerika, mit Eis bis fast auf den Gefrierpunkt abgekühlt werden, so zieht sich derjenige, der sie unvorsichtig genießt, leicht einen Magenkatarrh zu. Die geeisten Mischtränke haben auch unter unserer Gesellschaft ihre Opfer gefordert. Ueberhaupt ist der Konsum an Eis hier zu Lande ein fabelhafter. Klingelt man im Hotel und läßt sich der gleichberechtigte Staatsbürger-Kellner auf wiederholte tönende Aufforderung nach einiger Zeit herbei, unserm Wunsche zu entsprechen, so bringt er ohne besondere Weisung zunächst einen Krug mit Eiswasser und erwartet den Beweis des Gegentheils.

Eine dieser „Bars", die im Hoffmann House, ist eine Sehenswürdigkeit von Newyork. Der unternehmende Besitzer hat da nicht blos ein Buffet mit den auserlesensten Leckerbissen aufgeschlagen, sondern die schönen großen Räume auch mit verschwenderischer, überladener Pracht ausgestattet und in die strahlenden grellfarbigen Herrlichkeiten, die zum Theil

ganz phantastisch beleuchtet sind, auch wahre Kunstwerke, Statuen aus Bronze und Marmor, orientalische Kuriositäten und Dekorationsstücke aufgestellt und an den Wänden einige sehr gute Bilder gehängt, deren Preise nicht verheimlicht werden. Am ersten Tage in Newyork habe ich von zehn verschiedenen Seiten gehört, daß in der Bar des Hoffmann House ein französisches Bild zu sehen ist, das der Besitzer mit baaren 10,000 Dollars bezahlt hat. Der Mann weiß ganz genau, was er will; das 10,000 Dollars-Bild ist eine Reklame, die ihm den gleichen Betrag an Zeitungsinsertionen erspart.

Ich habe Ihnen viel geschrieben und keiner fühlt besser, wie viel mehr ich Ihnen zu sagen hätte, als ich. Ich habe nur die alleräußerste Oberfläche gestreift aus dem sehr einleuchtenden Grunde, daß ich nicht in die Tiefe gedrungen bin. Habe ich auch da, wie bei der Hochfluth der auf uns eindringenden Erscheinungen ganz unvermeidlich ist, in diesem und jenem geirrt, so wird man es wohl verzeihen. In der Hauptsache irre ich wohl nicht: in der Erkenntniß, daß sich hier eine mächtige, imponirende Gemeinsamkeit angesiedelt hat, die, aus so verschiedenen Elementen sie sich auch zusammensetzen mag, einen großen einheitlichen Zug aufweist, ein gewaltiges Streben nach Vervollkommnung der menschlichen Leistungsfähigkeit, nach Verwerthung der menschlichen und Dienstbarmachung der Naturkräfte. Auf den ersten Blick sehen wir, daß wir von den Amerikanern noch unendlich viel zu lernen haben, und wenn auch Einzelnes gewaltthätig und abstoßend auf uns wirken mag, dem Ganzen können wir unsere respektvolle Bewunderung nicht versagen.



V.

Fahrt auf dem Hudson. Der Liederkranz. Die Niagarafälle.

Hotel Lafayette am See Minnetonka, Minnesota, südlich von Saint-Paul und Minneapolis, 2. September.

Den amerikanischen Rhein hat man den Hudson geheißen. Die Bezeichnung ist insofern sehr zutreffend, als der Rhein ein Fluß ist wie der Hudson und beide Ufer besitzen. Damit hört allerdings die Aehnlichkeit ungefähr auf. Das, was dem Rhein für uns Deutsche seine Eigenheit, seinen merkwürdigen Zauber giebt, die Ueberlieferung der Geschichte, die Gebilde der Sage, die eindringlich geheimnißvoll über dem grünen Wasser schweben, und die von den sichtbaren Zeugen einer grauen Vergangenheit, den malerischen Burgen und Ruinen laut und vernehmlich zu uns sprechen, fehlt dem Hudson vollständig. Die einzigen Burgen, die sich an seinen Ufern erheben, sind jene Fabriken, die ein Sozialistenführer in einer anmuthigen Redewendung als die „Zwingburgen der modernen Raubritter" bezeichnet hat, die einzigen Ruinen ausgebrannte Werkstätten. Aus dem Newyork nächstliegenden Theile der Hudson-Ufer hat die habgierige, Alles erobernde Industrie die ländliche Idylle nahezu vollständig verscheucht. Da, wo früher der vermögende Newyorker seinen freundlichen Landsitz hatte, keucht jetzt die Maschine, schnurrt das Rad und wirbelt der Dampf aus den hohen Schloten. Auch aus Gesundheitsrücksichten hat sich die vornehme Welt von diesem Theile des Hudson-Ufers, dessen Feuchtigkeit leicht Fieber erzeugen soll, zurückgezogen und die heiteren Gestade von Long Branch und Newport aufgesucht.

Am 26. August unternahmen wir auf dem schnellen Dampfer „Shady Side", der die schwarzweißrothe Flagge

des deutschen Reichs führte und auf dem wir von einer vortrefflichen Kapelle mit der „Wacht am Rhein“ und dem amerikanischen Hymnus „Sternenbanner“ empfangen wurden, einen ungemein lohnenden Ausflug auf dem Hudson bis West Point. Gleich hinter Newyork leiden die Ufer des Hudson, der auf der von uns befahrenen langen Strecke eigentlich kaum als ein Strom betrachtet werden kann, vielmehr als ein stattlicher Meeresarm zu gelten hat, an einer gewissen Einförmigkeit. Auf beiden Seiten zieht sich in mäßiger und merkwürdig gleicher Höhe, beinahe wie ein mit dem Lineal gezogener Parallelstrich, ein grünbewachsener Zug hin, ohne Senkungen und ohne Erhebungen. Aber bald ändert sich das Bild. Der Höhenzug wird mannigfaltiger, wellenförmig, das Bett des herrlichen Stromes, der auch an seinen schmalsten Stellen immer noch ein König unter Seinesgleichen bleibt, erweitert sich; es bilden sich große Seen, deren Hintergrund sich in kaum noch erkennbaren blauen Linien verliert und aus dem die von der Sonne beschienenen Gebäude wie leuchtende Punkte hervortreten. Das Ufer zur linken Hand ist wie mit bläulichem Dufte übergossen, während das rechte im hellgrünen Kleide, dessen Färbung von der heißen Sonne stellenweise bis auf Gelb ausgedörrt ist, daliegt. Man zeigt uns ein freundliches, anmuthiges Häuschen, das sich hinter mächtigen Bäumen schnell wieder versteckt. Da hat Amerikas liebenswürdigster und eigenartigster Dichter, Washington Irving, die meisten seiner volksthümlichen Werke geschrieben. Da tritt aus dem Grün eines wohlgepflegten Parkes herausfordernd ein anspruchsvolles, im Geschmacke etwas gewagtes, aus weißem Marmor gefertigtes Gebäude hervor. Es ist das Besitzthum des großen Finanzmanns und Spekulanten Jay

Gould, dem auch die herrliche Yacht gehört, die vor dem Landschlosse vor Anker liegt. Jay Gould spielt jetzt in Newyork etwa dieselbe Rolle, die Mirès zu Anfang der sechsziger Jahre in Paris spielte. Er soll mit diesem auch gewisse Charaktereigenthümlichkeiten gemein haben, nur ist es wahrscheinlich, daß er sein Geld besser zusammenhalten wird, als sein Pariser Vorgänger. Jay Gould's Vermögen wird von Kundigen auf 80—100 Millionen Dollars angeschlagen. „Vor fünf Jahren hatte er beinahe nichts, kaum fünf Millionen Dollars", sagte mir in allem Ernste ein Newyorker Großhändler. Die Redensart ist bezeichnend für das, was Karl Schurz mit dem hübschen Worte „Millionenunfug" bezeichnet.

„Wo Tauben sind, da fliegen Tauben hin", und wenn erst einmal die ersten lumpigen paar Millionen zusammengebracht sind, dann mehren sie sich hier zu Lande wie Abrahams Sämen und häufen sich zu schwindelnden Höhen. Jay Gould ist mit seinen 100 —, sagen wir meinethalben auch mit seinen 80 Millionen Dollars noch lange nicht der reichste. Der alte Vanderbilt hinterließ nahezu 200 Millionen, bei einem jährlichen Einkommen von 17 Millionen, von denen er 51 Millionen gewissermaßen als Majorat für die Seinigen festlegte — ein Zehrpfennig für rauhe Tage. Schurz erzählte mir, daß ihm, als er eines Tages bei einem der Newyorker Krösusse, bei Alex. B. Stewart, zu Tisch geladen war, der Wirth schmunzelnd zugeflüstert habe: „Heute speisen bei mir 450 Millionen Dollars". Es waren zwanzig Herren geladen und unter diesen Karl Schurz, der es zu hohem Ansehen, aber keineswegs zu einer Million gebracht hat.

Je weiter wir den breiten Strom hinaufdampfen, desto malerischer und schöner wird die Landschaft. Wir sind jetzt an den sogenannten „Highlands" angelangt, und die hohen

Berge umschließen den Fluß in verschiedenen Gliederungen von schönen, wechselnden Formationen und in herrlich schattirten Färbungen. Nun haben wir den reinen Charakter der Berglandschaft vor uns und können, wenn wir die wundervollen Linien der sich an einander lehnenden Höhenzüge in ihren verschiedenen Beleuchtungen, in ihrem grünen Gewande mit tiefen Schatten und das klare blaue Wasser betrachten, wenn wir uns manches hinzu- und manches wegdenken, uns einreden, daß wir auf irgend einem Gebirgssee im bairischen Hochlande oder in den Alpen daher dampfen. Und jetzt kommt wirklich eine Stelle, die dem Rheine gleicht: die Felsen rücken heran, engen das Flußbett ein und scheinen es gänzlich zu umschließen. Es hat in der That einige Aehnlichkeit mit dem Binger Loche. Aber das währt nur einen Augenblick. Sobald wir den vorspringenden Felsen umfahren haben, eröffnet sich uns ein überraschender Weitblick auf eine Landschaft von anmuthigster Lieblichkeit. Wir sehen eine weite Strecke vor uns. Der Strom bildet zahllose kleine Buchten, in sanften, edlen Linien ziehen sich die Höhen dahin, und da ragt ein spitzer Kegel, der zu der übrigen Gesellschaft gar nicht zu gehören scheint, eigensinnig auf. In den anmuthigsten Windungen schlängelt sich der Fluß, den die schönen Berge nun wieder einengen, weiter; wir sind an unserm Ziele, dem lieblichsten Punkte des mächtigen Hudson, an West Point, angelangt. Wir steigen auf eine Stunde an's Land, statten der herrlich gelegenen Militärakademie einen kurzen Besuch ab, sehen einige Kadetten in ihrer zwar nicht sehr militärischen, aber doch sehr kleidsamen Uniform, in hechtgrauem, mit schwarzen Schnüren besetztem Frack, und kehren, nachdem wir uns an der wahrhaft bezaubernden Aussicht satt gesehen haben, auf unser Boot zurück.

Dem heiteren Sonnentage folgt ein köstlicher Abend mit blendend goldrothem, allmählich sich milderndem, in sanften, rosig blauen Farbentönen ersterbendem Sonnenuntergang. Der letzte Strahl. Unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ wird die deutsche Fahne eingezogen. Es wird kühler und dunkler. Nun liegen die Ufer in tiefem Schatten und hie und da leuchtet ein Licht auf. Die Lichter mehren sich. Fast scheint es, als seien die Ufer illuminirt: überall glänzende Pünktchen, im Hintergrunde ein heller Schein, der sich weit über den Himmel breitet: Newyork, das wir in der neunten Abendstunde erreichen, mit dem freudigen Gefühle, einen an unvergeßlichen Eindrücken reichen Tag verbracht zu haben.

Die Ufer des Hudson, an denen wir vorbeigefahren waren, sollten wir am anderen Tage noch besser kennen lernen. Der Präsident der Nord-Pacificbahn, Henry Villard, hatte uns zu einem Frühstück auf sein am Hudson gelegenes prächtiges Landhaus in Dobbs Ferry geladen und zeigte uns bei der Gelegenheit die reichen Dörfer und Villenstädtchen, die sich da angesiedelt haben. Die letzteren haben eine große Aehnlichkeit mit den Hamburger Vorörtern, mit Blankenese u. s. w. Auf die Pflege der Parks wird aber wohl nicht dieselbe Sorgfalt verwandt, wie bei uns zu Lande. Wir besuchten auch das reizende Häuschen Washington Irvings, das aus grauem Sandstein gefugt, mit seinen sauberen grünen Läden, seinem braunen Ziegeldach, grün bewachsen bis zum Giebel hinauf, den die natürliche Blätterkrone schmückt, inmitten alter ehrwürdiger Bäume und mit dem Blicke auf eine der schönsten Stellen des Hudson, das kühnste Ideal eines traulichen Dichterheims verwirklicht.

Am Abend hatte uns der „Deutsche Liederkranz“, deren Präsident einer der angesehensten Deutsch-Amerikaner,

William Stainway ist, zu einem Kommers geladen. Wir fanden die allerherzlichste, liebenswürdigste Aufnahme. Es wurde viel und sehr gut gesungen, es wurde nicht wenig Bier getrunken, es wurde massenhaft geredet. Es war so urdeutsch wie nur möglich. Es ist merkwürdig, wie das deutsche Lied das Heimathsgefühl in der Ferne rege hält. Wir hatten schon auf dem Meere an den stillen Abenden die Auswanderer des Zwischendecks das deutsche Lied singen hören, und es hatte uns ganz sonderbar berührt. Sie nehmen es mit und singen es wieder, und gedenken der Ihrigen, die daheim geblieben sind. Die Deutschen Newyorks sind leidlich versprengt, sie sind ihrem Bildungsgrade nach, in ihrem Berufe, in den Interessen, die sie verfolgen, sehr verschiedenartig, sie sind zum Theil schon lange eingewandert und haben sich hier ein Heim geschaffen zu einer Zeit, da das Deutschthum noch ein recht wenig verläßlicher Kitt war, manche haben sich sogar grollend abgewandt und der Gedanke an ihr Vaterland bereitet ihnen wenig Genugthuung. Alle diese ganz verschiedenartigen Elemente aber, die Alten und Jungen, die Vornehmen und Geringen, die Deutschgebliebenen und die Grollenden — das deutsche Lied führt sie hier gemüthlich zusammen, es überbrückt den Ocean und gewährt ihnen in der Fremde eine Scholle deutscher Erde, auf die sie den Fuß setzen, als echte Deutsche sich fühlen können; und die Berührung der Erde stärkt den Riesen, nach der tiefsinnigen Sage des Alterthums.

Der Liederkranz ist die festeste Burg des Deutschthums, um das es in Newyork — im Gegensatze zu den von starker nationaler Anhänglichkeit ganz erfüllten Deutschen des Nordwestens — im Allgemeinen nicht sehr glänzend bestellt sein muß; wenigstens nahmen von zwölf Deutsch-Amerikanern zehn die Gelegenheit wahr, um mir, nachdem sie erklärt hatten, sie

hätten das alte Vaterland nicht vergessen, im Vertrauen zuzuflüstern, daß sie mit den Deutschen in Newyork fast gar keinen Umgang hätten und vorwiegend in rein amerikanischen Familien verkehrten.

Es ist keine Fabel, daß man in Amerika besser und bequemer reist, als in irgend einem anderen Lande der Welt. Durch die ungeheuren Entfernungen hat sich der Komfort auf Reisen zu einer Vollkommenheit ausgebildet, von denen wir uns gar keine Vorstellung machen. Sie müssen mir das schon auf mein Wort glauben, denn ich habe keine Zeit dazu, diese Behauptung durch eine Schilderung der Salon-, Schlaf- und Restaurationswagen zu begründen.

Ohne eine Spur von Ermattung legten wir die vierzehn oder fünfzehn Stunden beanspruchende Fahrt von Newyork über Buffalo nach den Niagara-Fällen zurück. Wir durchfuhren am Morgen des 29. August eine flache, uninteressante Landschaft, die auch nicht interessanter wurde, als wir unserm Ziele schon so nahe waren, daß wir die von dem Gischt der Fälle gebildete dichte, lichte Wasserwolke wie eine mächtige Rauchsäule zum dunkeln Himmel auffsteigen sahen. Wir konnten, als wir beim Aussteigen einen Blick auf die nüchtern holländische Umgebung warfen, nicht ahnen, daß uns wenige Minuten darauf eines der gewaltigsten Naturschauspiele, welche die bewohnte Erde kennt, geboten werden würde. Von dem wilden Donner der herabstürzenden Massen, der meilenweit hörbar sein soll, vernahm ich auch nicht das leiseste Grollen; der Wind muß wohl schlecht gestanden haben.

Man hatte mich gewarnt. Man hatte mir gesagt, daß die Fälle die meisten Leute, die sie zum erstenmale sähen, einigermaßen enttäuschten, weil sie sich eben von den Beschreibungen, die sie früher darüber gelesen, unsinnige Vor-

stellungen gemacht hatten. Ich hatte also meine Ansprüche für's Erste auf das Maß eines bescheidenen Succès d'estime herabgesetzt.

Um so wahrer und mächtiger wurde ich gepackt, als unsere offenen Wagen über die Hängebrücke nach Clifton fuhren und ich da diese ungeheuren Wassermassen in gewaltigem hellgrün spiegelglattem oder schaumig schneeweißem Schwall in die Tiefe stürzen sah.

Die Niagara-Fälle! Bei dem Versuche, sie zu schildern, fällt mir ein, was jener Zeuge der Mainzer Pulverexplosion auf die Frage, wie denn die Katastrophe gewesen sei, antworte: „Auf einmal", sagte er, „auf einmal ging es: Bums!... blos viel lauter!" Das Folgende muß man sich auch „viel lauter" denken.

Von Clifton House, auf dem canadischen Ufer, wo wir Quartier genommen hatten, hat man einen prächtigen Ueberblick über die beiden großen Fälle: auf die gerade gegenüberliegenden „amerikanischen" und die rechts sich daranschließenden sogenannten „Hufeisenfälle", die auf kanadischem Gebiete liegen. Der Himmel war trübe und regnerisch als wir ankamen, die Färbung des Wassers kalt und freudlos. Während wir frühstückten, hellte sich das Wetter auf; und bei goldigem Sonnenschein traten wir aus dem dumpfen Zimmer des Gasthofes wieder in's Freie.

Die Sonne hatte mit einem Mal Licht und Glanz über das unvergleichlich schöne Bild gebreitet. In Milliarden glitzernder Perlentröpfchen erglänzte der Regenbogen über den amerikanischen Fällen, während die ferner liegenden Hufeisenfälle wie eine kompakte Masse, etwa wie fließender, mit Eiskrystallen besäeter und von grünen Strähnen durchzogener Schnee wunderherrlich, unaufhaltsam, unerschöpflich in den feuchten

Abgrund jagten. Die Ufer des Niagara werden von schroffen, wilden Schiefer- und Kalkfelsen gebildet, die fast senkrecht abfallen, ihr Haupt ist mit Wald bewachsen. In ihrer unberührten jungfräulichen Wildheit muß die Scenerie gewaltig, erschütternd gewesen sein. Jetzt hat die erbarmungslose, niederträchtige Gewinnsucht der Krämer einen Theil schon gründlich verdorben und würde ihr Verhunzungswerk mit ungeschwächten Kräften fortsetzen, wenn nicht die Regierung der Vereinigten Staaten durch Ankauf der anliegenden Strecken dem industriellen Vandalismus einen Riegel vorzuschieben den anerkennenswerthen Beschluß gefaßt hätte. Nachdem wir über die kecke, elegante, malerische Hängebrücke auf das amerikanische Ufer zurückgekehrt und auf der ein bischen beängstigend senkrecht hinabgleitenden Rutschbahn bis auf das Niveau des Flusses gesaust waren, empfingen wir erst hier, zur Höhe aufstarrend, und in der unmittelbaren Nachbarschaft der herabtosenden wuchtigen Wassermassen, den vollen Eindruck.

Es ist noch immer nicht das Rechte, sagte man uns; Sie müssen sich unter die Fälle selbst führen lassen! — Ich bin kein Spielverderber, und wenn ich nun doch schon am Niagara bin, weshalb soll ich mich nicht unter die Fälle führen lassen? Wir wurden in eine Kabine geführt und mußten uns bis auf's Hemd entkleiden. Wenn ich sage: bis auf's Hemd, so sage ich eher zu wenig als zu viel. Man nöthigte mir eine dicke wollene Unterkleidung auf, deren Beschaffenheit mich an jedem anderen Orte zu einem entschiedenen Protest veranlaßt haben würde; aber am Niagara! — Darauf wurde mir eine dicke Serviette um den Hals geschlungen. Ich mußte hohe Gummistiefel, ein getheertes Kleidungsstück, das nach Jäger'schem Muster ein zum Schurz verlängertes Beinkleid bildet, und darüber noch eine Jacke aus

demselben wasserdichten Stoff anlegen, eine Kappe mit langem Schirm aus dem gleichen Material wurde mir auf den Kopf gestülpt und über die Ohren gezogen — und nun konnte das Vergnügen seinen Lauf nehmen. Die Reisegefährten, die sich daran mitbetheiligen wollten, sahen in der unglaublichen Vermummung furchtbar thöricht und lächerlich aus. Meine Bescheidenheit verbietet mir, von mir selbst zu sprechen; ich trug jedenfalls wenigstens noch ein Zeichen höherer Gesittung: den Kneifer. Ich trug ihn nicht lange. Kaum hatten wir, unserm Führer folgend, auf der glitschigen, nassen Holzbrücke, die überall mit grünem Moos bewachsen war, einige Schritte gemacht, so schlug mir eine starke Douche in's Gesicht, die mir den Kneifer wegfegte und mich für einen Augenblick völlig blendete. Mit Mühe tasteten wir uns weiter. Immer gewaltiger wurde das Tosen des Wassers, immer stärker wurden die Spritzwellen, die uns in's Gesicht trieben. Es rauschte und braufte, daß Einem Hören und Sehen verging. Und immer weiter! Nun wurde uns das Wasser so flegelhaft dicktropfig und mit so roher Gewalt in's Gesicht gepeitscht, daß wir wirklichen Schmerz empfanden und daß uns zeitweilig das Athmen Beschwerde machte. Wir empfingen einen kleinen Vorgeschmack vom Rasen und Toben der Elemente, von dem man sich nach einer Schilderung kaum eine rechte Vorstellung macht. Man sieht nicht viel, man sieht eigentlich gar nichts, man hört einen betäubenden Lärm, aber es gewährt doch ein merkwürdiges Vergnügen, sich, wenn auch nur auf einige Minuten, in der nächsten Nähe ungeahnter Naturgewalt zu fühlen. Man soll aber sein Vergnügen zügeln, und als der Führer uns erklärte, daß wir jetzt das Interessanteste gesehen hätten, kehrten wir wieder um. Den „Taucher" lese ich nun mit viel innigerem Verständniß; aber,

ehrlich gesagt, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, glaube ich von der ganzen Geschichte kein Wort mehr!

Viel lohnender als das eigentlich nur sittlich erhebende Sturzbad unter den Fällen ist der Weg vor den Fällen auf den vorgebauten Steg, den man auch nur in wasserdichtester Bekleidung betreten darf. Da sieht man am besten die unermeßliche fluthende Masse, die ohne irgend einem Widerstande zu begegnen 160 bis 180 Fuß in das Flußbett springt. Dichten, flockigen weißen Schaumlawinen vergleichbar, die von gletscher-eisgrünen glatten Streifen unterbrochen werden, fallen die Wasser herab, schlagen auf die zerstreuten Felsblöcke, die sie selbst vom Felsen abgespült haben, und durch den Anprall in dichtem Staube wieder aufgeschnellt, bilden sie unaufhörliche weiße Wolkenzüge, die sich allmälig verlieren. Und in der Wasserwolke erglänzt in stärksten Farben ein herrlicher, vollkommen geschlossener Regenbogen, auf dessen Peripherie wir selbst stehen. Es ist ein ganz einziger Anblick. Wir haben uns nichts von den Niagara-Fällen geschenkt, und wenn uns ein Vorlauter fragt, haben Sie die Cave of winds auch gesehen und die Stromschnellen und die Wirbel? so können wir mit reinstem Gewissen antworten: Ja, ja, ja! Wir sind die 200 Stufen der Wendeltreppe hinunter- und heraufgeklettert — mir zittern die Knie noch, wenn ich daran denke —, wir haben die Stelle gesehen, wo der unglückliche Webb sich in den Fluß gestürzt und die andere, wo er seine den Wahnsinn streifende Waghalsigkeit mit seinem Leben hat bezahlen müssen.

Das Wasser, das unmittelbar nach seinem jähen Sturze von der Höhe in seiner plötzlichen und gewaltsamen Erniedrigung noch nicht zur Besinnung gekommen ist und zunächst wie verdutzt, stumpfsinnig und träge, so ruhig dahinfließt, daß

ein Boot, unbehelligt von der wilden Nachbarschaft, beständig von einem Ufer zum andern fährt, wird nach einer kurzen Strecke von den hohen und steilen Felsen eingeschnürt. Nun empört es sich und bäumt sich auf, nun rast es dahin, und es bilden sich die gefährlichen Rapids, die Webb's muskuloser Arm hat durchschneiden wollen. In kurzen, wilden, unregelmäßigen Wellen springt das Wasser auf, ein Sturm im engen Flußbette, der nichts mit der imposanten Großartigkeit des Meeressturmes gemein hat, das ohnmächtige Toben eines heimtückischen verschlagenen Zwerges.

Noch weiter unten verfängt sich der rasende Strom in einem wahren Hexenkessel, aus dem er nicht mehr heraus kann. Er wüthet, er rast, er schäumt. Alles vergeblich. Die Welle, die wie eine tolle Bestie den Ausgang sucht, schlägt die unbeweglichen, geschlossenen Wände und sinkt ohnmächtig auf den alten Fleck zurück, der Zufluß bringt ihr neue Kraft, sie stürmt noch einmal an, auch der erneute Angriff wird in diesem unendlichen Kampfe des Wassers gegen den Stein zurückgeschlagen; und so bilden sich unheimlich die schauerlichen Strudel, die Whirlpool Rapids, auf die die sinkende Sonne gerade ihre letzten rothen Strahlen warf, als wir mit Ergriffenheit vor dem grausig schönen Bilde standen.

Die elektrische Beleuchtung der Fälle in wechselnden Farben ist zwar sehr merkwürdig und wirkt märchenhaft, aber hier ist das Kokeln, wie wir in meiner Heimath sagen, das Spielen mit Lichtern meine ich, nicht am rechten Platze. Ja, es wirkt phantastisch, aber phantastisch unwahr, theatralisch wie das Schlußtableau in einer Feerie des Victoriatheaters. Und wenn irgendwo, am Niagara begreift man die Schwärmerei der Gräfin Melanie „nur für Natur".

Bis hierher, bis nach Minnetonka verfolgt mich der reizende Unglückswalzer unseres lieben Johann Strauß! Jetzt, in diesem Augenblicke wird er unten von der kleinen Hauskapelle gespielt, und die hübschen Amerikanerinnen tanzen danach, und vielleicht auch die, ach! zu wenigen und viel zu liebenswürdigen Damen, die die Reise mitmachen: die artigen Damen der Villard'schen Familie, Frau, Tochter und Schwester, die letztere die Gattin des bairischen Militärbevollmächtigten in Berlin, Generals von Xylander, die anmuthige Frau unseres Gesandten von Eisendecher, eine mädchenhaft jugendliche Erscheinung, deren japanisches Kostüm nur mein Freund Ludwig Pietsch gebührend schildern könnte, und — und weiter keine! Es sind eben nur vier; aber die Qualität ersetzt die Quantität.

Und da unten spielen sie immer weiter! Jetzt sind sie beim jungen und galanten Cousin angelangt, und ich höre das Schlürfen der Füße der Tänzerinnen, und dabei soll man schreiben! Vor einer halben Stunde wurde die „Wacht am Rhein" gespielt, denn auch in Minnesota haben wir den Tag von Sedan nicht vergessen und haben bei Tisch patriotischen Sekt getrunken — und nachher soll man schreiben! Aber ich habe mein Pensum nun ungefähr abgehaspelt. Aus Chicago, in dem wir nur einen drückend heißen Tag uns aufgehalten haben, könnte ich Ihnen doch nichts Vernünftiges berichten; und was ich Ihnen über den rührenden Empfang, den wir bei den Deutschen im Nordwesten gefunden haben, mitzutheilen habe, knüpfe ich am besten an die Schilderung der eigentlichen Feierlichkeiten zur Eröffnung der Nord-Pacificbahn an, die morgen mit den festlichen Aufzügen in St. Paul und dem wetteifernden Minneapolis ihren Anfang nehmen. Während der folgenden Woche werde ich schwerlich zum Schreiben

kommen, denn es steht uns von morgen Abend an eine sechs-tägige Eisenbahnfahrt bevor. Meinen nächsten Brief würden Sie also wohl erst aus Portland, Oregon, erhalten.

Jetzt spielen sie unten „Fräulein Dorothee auf dem Kanapee“ — und um das zu hören, muß man sich 5000 englische Meilen von der Heimath entfernen.

VI.

Ein Indianerfest.

Auf der Nord-Pacificbahn. Zwischen Livingston und Helena in Montana. 7. September.

Wenn ich meine fleißigen Kollegen betrachte, die mir, abgesehen von allem Andern, zum mindesten in der Fixigkeit über sind, die jeden freien Augenblick, den der bequeme Normalmensch der Erholung gönnt, wahrnehmen, um nur so schnell wie möglich so viel wie möglich zu schreiben, die sich nächtlings aus dem Wagen schleichen und mit ihrem Manuskripte, wie Möros mit dem Dolch im Gewande, irgend ein entlegenes Postbüreau aufsuchen, damit nur um des Himmels willen kein Posttag verloren gehe, — dann empfinde ich recht deutlich meines Nichts durchbohrendes Gefühl; und mit einer gewissen Wehmuth muß ich mir sagen, daß die schönen Tage meiner athemlosen Jugendreporterei dahin sind, daß ich viel bequemer geworden bin und für die zwingende Nothwendigkeit, daß die deutschen Leser die neuesten Vorgänge in Dakota und Montana auf der Stelle erfahren, das rechte Verständniß nicht mehr besitze. Also nicht um diesen rührigen Schnellseglern den Wind abzufangen, sondern blos weil mir heute daran gelegen ist, daß das zauberhafte, traumartige Bild, das uns gestern

geboten worden ist, und das mir jetzt noch frisch vor der Seele steht, nicht durch neue Eindrücke verwischt werde, daß sich nicht Neues, Verwirrendes zwischen Anschauung und Darstellung schiebe, — blos deshalb schreibe ich Ihnen gleich heute unter den denkbar lästigsten Bedingungen: in einem schaukelnden, rollenden und stoßenden Wagen, während um mich her laut geschwatzt wird, rußiger Staub Alles bedeckt, und jeder Vorübergehende mit den Worten vor mir stehen bleibt: „Nun, . . so fleißig?" Worauf ich, als höflicher Kulturmensch, jede unwillige Regung unterdrückend, verbindlich lächle und Ihnen das Folgende berichte:

Ein ganz unvergleichlicher Tag liegt hinter uns. Präsident Henry Villard hat uns gestern ein Fest gegeben, das ohne irgendwelche Uebertreibung ein einziges genannt werden kann. Karl Schurz, — eine Autorität, auf die ich mich gern berufe, sagte mir, daß es bisher wohl kaum einem Europäer, kaum einem Amerikaner vergönnt gewesen sei, eine solche Feier in dieser Echtheit und in dieser wildherrlichen Großartigkeit mit Augen zu schauen, und daß es fraglich sei, ob sie jemals eine ebenbürtige Wiederholung finden werde. Ich unterbreche für diese Schilderung den chronologischen Gang meiner Berichte.

Wir hatten Billings, das ungefähr im Herzen von Montana liegt, in den Vormittagsstunden verlassen und waren einige Meilen in der sehr schönen und interessanten Landschaft am Ufer des herrlichen Yellowstone-Stromes, der den Yellowstone-Park, das von den Amerikanern als merkwürdigstes Wunderland der Welt gepriesene Gebiet, bespült, entlang gefahren, als wir plötzlich in der Niederung und auf den Höhen ungeheure Pferdeheerden, Tausende und aber Tausende von Ponies weiden und gleichzeitig von allen Seiten Schwärme von berittenen, abenteuerlich ausgeschmückten Gestalten in

gesprengtem Galopp daherreiten sahen: es waren die Indianer vom Krähenstamme, die Crow-Indians, deren Reservation wir an der nördlichen Grenze gestreift hatten, und die uns in dem benachbarten, jetzt schon sichtbar werdenden Thale am Fuße des Gray Cliff ein festliches Schauspiel verheißen hatten.

Als unser Blick über die Landschaft flog und wir an den Abhängen verschiedene förmliche Feldlager aufgeschlagen sahen — wohl sechszig bis achtzig große Wigwams, die mit ihrer überragenden Stangen- und Lattenkrone eigenartig wirkten —, umtummelt von den bunten Schaaren, die wie wahnsinnig über die Ebene, über Stock und Stein, über Sand und Kaktus sausten, von herrenlos grasenden Gäulen, häßlichen wilden Kötern mit Fuchsschnauzen und Wolfsohren — da merkten wir alsbald, daß das Festspiel die ursprünglich angenommenen Verhältnisse um sehr Beträchtliches übersteigen werde. Hundert und einige Indianer hatte man uns versprochen, Tausende waren herbeigeeilt.

Der Zug hält in einem breiten Flußthal, das der Yellowstone in fast gleiche Hälften theilt. Im Norden und Westen wird es von hohen, wild zerklüfteten Felsen umschlossen, im Süden und Osten von mäßigeren, gastlicheren Anhöhen in sanfteren Linien. Die hohe Bergkette, die sich in wunderlich zerhackten und zerrissenen Contouren scharf von dem heißen blauen Himmel abhebt, ragt kalt und steinig aus dem Boden; in mäßiger Höhe aber entwächst dem grauen, sandigen Stein tiefgrünes Nadelholz, erst spärlich, dann aber immer dichter, um schließlich waldig den Gipfel zu krönen. — Der Boden der Ebene ist gelb, sandig, mit ausgedörrtem Gras und stachlichtem Kaktus dürftig bewachsen.

Am Fuße dieser hohen Berge nun, auf denen unzählige Ponies geduldig ihr Futter suchen, haben die Indianer ihre

Wigwams aus grauem Segeltuch über schlanke Stangen gespannt. Die Zelte sind ganz geschlossen, bis auf eine kleine Seitenöffnung, durch die man nur mit geducktem Kopfe halbkriechend einschlüpfen kann, und bis auf die kleine Oeffnung oberhalb für den Rauch des Herdes, der gerade in der Mitte des Zeltes angebracht ist.

Etwa hundert Schritt vom Hauptlager entfernt ist gleichfalls mit dünnen Stämmen, die etwas über Mannshöhe mit Segeltuch bespannt sind, ein Raum für das Festspiel abgesteckt. Der Platz zwischen dem Lager und dem Festraume und die ganze Ebene wimmelt von buntem Gesindel zu Fuß und zu Roß. Wenn ich die Zahl der zur Feier der Nördlichen Pacific-Bahn erschienenen Krähen-Indianer auf 2000 bis 2500 Köpfe beziffere, so bleibe ich sehr wahrscheinlich hinter der Wahrheit zurück.

Es läßt sich schwer ein Bild geben von dieser massenhaften, buntfarbigen, am Boden kauernden und kribbelnden, oder auf schnellfüßigen, nicht sehr edlen, aber unglaublich leistungsfähigen Rennern pfeilgeschwind daherschwirrenden Wildheit in dieser landschaftlichen Umgebung, die zu dem phantastischen Treiben wie geschaffen ist.

Eines fällt uns Europäern vor Allem in die Augen: dieses centaurenhafte Einssein von Roß und Reiter. Das Pferd ist nicht beschlagen, nicht gezäumt, nicht gesattelt. Eine einfache Decke, die nicht einmal mit dem Gurte befestigt ist, ist ihm über den Rücken geworfen, eine Kette, oder auch nur ein Strick in's Maul gelegt; und darauf sitzt der Indianer ohne Steigbügel, ohne Sporen, hält die Decke mit den Beinen fest und meistert das Thier durch den einfachen Druck des Schenkels, den Anschlag mit Wade und Hacken, den Ruck am Seile mit einer Sicherheit und Unfehlbarkeit, die das Staunen eines jeden

Schulreiters von Beruf erregen müßte. Er läßt es steile Höhen nehmen, er läßt es im Galopp jäh abfallende Tiefen hinabspringen — es ist ein Wunder. Das ist keine Kunst des Reitens mehr, es ist jene angeborene natürliche Verwachsenheit von Mensch und Thier, wie sie ja auch den wilden Reiterstämmen in Asien und Afrika eigen sein soll. Angeboren, sage ich. Weiber und Kinder lehnen auf dem Gaule wie auf einem bequemen Ruhebette. Da hat sich ein dunkelhäutiger Junge von zehn Jahren etwa, mit stumpfschwarzem zottigen Haar, auf einen Schecken hingeflegelt; den Kopf stützt er auf den Arm und den Arm auf den Rücken des Pferdes, hart am Schwanzansatze; die Beine des Jungen umklammern den Hals des Gaules. Dem Thiere scheint das langweilig zu werden, es setzt sich langsam in Bewegung; der Bengel verharrt ruhig in seiner halsbrecherischen Lage. Das Pferd setzt sich in einen gelinden, allmählich sich steigernden Trab. Nun richtet sich der Junge langsam und gemächlich auf, läßt die Füße herunter, trabt eine Weile verkehrt, den Kopf dem Schwanze des Gaules zugewandt, schlägt dann die Beine über, gelangt während des scharfen Trabes in die regelrechte Stellung, ergreift nun den zügelnden Strick, beugt den Oberkörper vor, bringt, unartikulirte Zurufe ausstoßend, durch mehrfache Schläge mit den Hacken das Pferd in wilden Galopp und entschwindet.

Sehr oft sieht man zwei Personen auf dem Rücken desselben Pferdes, Mann und Weib, Vater und Kind, Geschwister, Freunde — auch Liebespaare. Ich sah einen Indianer mit einem jungen Mädchen auf demselben Pony, und er wandte sich zu ihr und warf ihr über die Schulter so verlangende Blicke zu, und sie sah so ermuthigend zu ihm hinüber und lächelte mit ihren glänzenden weißen Zähnen so freundlich, daß ich, ohne der Indianersprache mächtig zu

sein, doch ganz genau verstand, um was es sich handelte. Die Weiber sitzen rittlings wie die Männer. Und da die Männer bartlos sind und die Kleidung die Geschlechter nicht unterscheidet, so können allerdings leicht Verwechslungen vorkommen. In dem angeführten Falle aber glaube ich meiner Sache ganz sicher zu sein.

Ein herrlicher Anblick, diese berittene Gesellschaft in schreiend bunten Farben, mit kindischem Aufputz, mit flatterndem, tiefschwarzem Haar, das der Wind in zausigen Buscheln mähnenartig um das buntbestrichene Gesicht jagt! Und ganze Horden! Hunderte, viele Hunderte! Alle verschieden, einheitlich nur in ihrer völligen Kulturlosigkeit, in ihrem wüsten, schreienden Ungeschmack, im Ausdruck des Befremdlichen, Unglaublichen, phantastisch Pittoresken.

Ruhelos schweift unser Blick von dem Einen auf den Andern. Noch können wir die Einzelnen nicht mustern; zu schnell fliegen sie an uns vorüber; und die gleichmäßigen Schläge des Tamtams, die ein sonderbares Singen begleitet, führen uns auf den abgegrenzten Festplatz.

Da liegen und hocken sie jetzt auf dem Boden: in überwiegender Mehrzahl Männer in ihrer festlichsten Tracht. Am Eingange des großen rechteckigen Raumes, dessen eine Breitseite und beide Schmalseiten umzeltet sind, während die andere Breitseite als Zuschauerraum freigelassen ist, liegen alte und junge Weiber, Mütter, die ihre Kinder auf dem Rücken, in einem merkwürdigen Gestell und dos-à-dos tragen; in der Mitte der geschlossenen Breitseite ist das primitive Tamtam aufgeschlagen, um das etwa ein Dutzend Männer hocken: die Tamtamschläger und Sänger, hinter diesen etwa ebenso viel Weiber, die Sängerinnen, darunter zwei von besonders hübscher Gesichtsbildung, Mischlinge, wie man uns sagt. — Alle

Uebrigen, die sich ringsum in zwei, drei Reihen gelagert haben, sind Männer, und Alle in reichstem Schmucke.

Die Crows sind ein stolzer, vornehmer Indianerstamm, wenn sie es auch an Körperkraft und Kriegstüchtigkeit mit ihren Todfeinden, den benachbarten Sioux, von denen sie nunmehr durch die Gebietsanweisungen getrennt sind, nicht aufnehmen können. Sie sind begütert und berühmen sich, da sich der Reichthum der Indianer nur in der Anzahl der Pferde ausdrückt, des Besitzes von 25—30,000 Ponies. Der Stamm zählt etwa 3000 Köpfe; sie waren also ziemlich Alle erschienen und ihre Pferde hatten sie nach Indianerbrauch sammt und sonders mitgebracht.

Sie sind meist von schönem schlankem Körperbau und besitzen ganz prachtvolle, glänzend weiße starke Zähne. Der Schnitt ihres Gesichts ist scharf, aber keineswegs unangenehm. Bartlos, mit kühner Adlernase, hoher entwickelter Stirn, starken, wohlgeformten Lippen, sehen sie genau so aus wie eine Mischbildung von Franz Liszt und dem englischen Punch.

Ihr Geschmack, wie er sich in Tracht und Schmuck ausspricht, steht auf einer niedrigen Stufe kindlichen Unentwickeltseins. Für Schnitt und Form haben sie wenig Sinn. An den Farben aber und zwar an der harten Zusammenstellung von ungemischten, grellen, schreienden Farben finden sie besonderes Wohlgefallen: himmelblau auf schwefelgelb, blutroth auf arsenikgrün — das ist's, was sie lieben. Die Stoffe sind leider fast durchgängig europäische oder amerikanische Arbeit. Der Naturstoff: das Fell, kommt verhältnißmäßig wenig zur Anwendung. Nur einige wenige tragen ganze Gewandungen aus Elchfell mit Stickereien besetzt. Die meisten hüllen sich in wollene Bettdecken, bunte Leintücher, Karlsbader Kaffeetischdecken, gemustertes Gardinenzeug u. s. w.

Einige tragen grellfarbige Hemden, andere Kulturbeinkleider mit peruanisch ausgezacktem Vorstoß an den Nähten, den sie mit allerlei überflüssigem Zeug benäht hatten, Andere sogar lächerlich ausstaffirte Gehröcke.

Wenn also bei den Gewändern, wo Alles dem blinden Walten des Zufalls und dem Ungeschmacke des Einzelnen überlassen bleibt, von einer eigentlichen Nationaltracht nicht die Rede sein kann, wenn da unverstandene Kultur und Barbarei freundnachbarlich und grotesk sich die Hände reichen, so hat sich doch im Schmucke der Charakter der Wildheit ziemlich rein erhalten, wenn auch in ihm schon die Stoffe civilisirter Verfeinerung stellenweise zur Anwendung kommen.

Hauptsächlich werden die einfachen animalischen Bestandtheile verwerthet: also Hörner der Gebirgsschafe und jungen Stiere, Zähne des Riesenhirsches, allerlei Pelzwerke, namentlich Fuchs- und Hermelinschwänze, Adler- und Reiherfedern, Vogelschnäbel und Klauen, Borsten der Stachelschweine, Muscheln u. s. w.; außerdem aber auch Metalle, namentlich Messing, ferner Glasperlen, die sie auf Schnüre ziehen und zu allerlei groben Stickereien verwerthen.

Der Kopfschmuck wird gewöhnlich aus bunten Federn gebildet, die büschelförmig über den Scheitel fallen. Aufrechtstehende Adlerfedern weisen auf einen hohen Rang hin. Die Häuptlinge tragen deren zwei. Ein anderer Kopfschmuck sieht beinahe wie eine gepuderte Allongenperrücke aus: er besteht aus zusammengefügten Hermelinschwänzen, die langsträhnig bis auf die Schulter reichen und das Haupthaar oft ganz verdecken. Wenn das Haar sichtbar ist, so ist es mit besonderer Sorgfalt geordnet. Die Frage der Reinlichkeit schließe ich jedoch aus; da unten muß es sogar fürchterlich sein. Die Vorderhaare an der Stirn sind zu einer Tolle hochaufgebürstet

und zu einem Schopf verknüpft; die Haare an den Seiten sind geflochten und werden mit Lederstreifen u. dergl. künstlich verlängert. Die Flechten werden mit roh aufgelegten Farben streifig, die Scheitel, namentlich bei den Weibern, zinnoberroth gefärbt.

Um den Hals tragen sie Schnüre von Muscheln und Zähnen, in den Ohren große metallene Ringe, — und zwar nicht blos im Läppchen; die Ränder der ganzen Ohrmuschel sind durchbohrt und mit Ringen durchzogen, deren zu schweres Gewicht oft die Ohrränder gänzlich zerrissen hat. Spangen und Ringe bringen sie überall an, wo es irgend möglich ist.

Der malerischste Schmuck ist die lange Schleppe, ein schmaler rother Tuchstreifen mit senkrecht aufstehenden Reiherfedern, der bei Einigen schon am Kopfschmucke befestigt ist, über Rücken und Beine hinabläuft und die Erde streift, bei Anderen aber erst am Hüftengurte ansetzt. Das sieht wirklich schön aus. Die Füße bedeckt der mit Stickereien besetzte Schuh, der Mokassin.

Die Waffen, die sie führen, sind nicht viel werth: alte, schlechte Schießprügel, die ihnen irgend ein „weißer Freund" aufgeschwindelt hat. Die nationale Streitaxt, der Tomahakh, hat nichts Besonderes, ebenso die schmucklose Friedenspfeife aus gebranntem Thon. Zwei oder Drei trugen eine einfache Gerte, an der die sinnigen Zeichen ihrer Tapferkeit befestigt waren, die so allgemein beliebten Skalpe, Haarbüschel mit einem Stück Kopfhaut, die sie dem erschlagenen Feinde zu freundlicher Erinnerung ausgeschnitten haben.

Der wilde, gräßliche Ungeschmack der Indianer zeigt sich am deutlichsten in der widerwärtig fratzenhaften Bemalung der Gesichter und Gliedmaßen. Jeder bestreicht sich, wie er es eben schön findet, und Jeder anders. Der Eine färbt sich

die Stirn kirschroth, die Wangen apfelgrün, die Nasenspitze schwarz, das Kinn gelb und zieht quer über das Gesicht schöne Wellenlinien von veilchenblauer Farbe; ein Anderer verlängert sich den Mund bis zu den Augen hinauf mit einer rothen, geweihartigen Zeichnung und betupft sich mit kleinen Kugeln wie mit einem entsetzlichen Ausschlage u. s. w. Man kann sich nichts Scheußlicheres, Häßlicheres, Groteskeres vorstellen.

Zum festlichen Spiele waren viele der Tänzer bis auf den Schurz und die Mokassins gänzlich entkleidet. Diese hatten auch Brust, Schenkel und Arme mit grellen Erdfarben beschmiert. Sie sahen ganz und gar nicht nackt aus. Als Ballschmuck hatten sie an den Knöcheln und Knien bimmelnde Schellen befestigt. Außerdem hatten sich einige der pudelnackten Kerle mit fürchterlich komisch aussehenden Staubbrillen bekleidet.

In diesem wilden, rohen, völlig unkünstlerischen, aber durch die zufällige und massenhafte Farbenanhäufung doch ungemein malerisch wirkenden Aufputze, der wegen des einheitlich abtönenden Universalschmutzes sogar harmonisch war, lagen die Tänzer — etwa 150 bis 180 Mann — auf dem staubigen Boden vor dem Segeltuche, während dahinter neugierige Zuschauer auf ihren Ponies hielten, so daß die Köpfe darüber sichtbar wurden.

Der Tanz beginnt.

In ganz gleichmäßig aufeinander folgenden Schlägen ertönt das Tamtam, das ein halbes Dutzend blödsinnig im Takte mitnickender Schläger grausam verarbeiten: erst leise, dann in immer steigerndem Crescendo bis zum Fortissimo. Gleichzeitig erklingt ein seltsamer, mehr klagender als festlicher Gesang. Der Vorsänger beginnt mit halber Stimme, wie

markirend, dann setzen die Männer kräftig ein und der Chorus verstärkt sich durch die Weiberstimmen. Die Indianergesänge sind entschieden melodisch, auch für unser Ohr. Alle haben die Eigenthümlichkeit, daß sie in sehr hoher Fistellage einsetzen und in der natürlichen Stimmlage forte jäh und unvermittelt abbrechen. Es sind kurze, scharf rhythmische Phrasen, die mit einem gewissen elegischen Meckern und jammernden Gejohle hervorgestoßen werden, mit abwechselnd langgezogenen und häufig in Triolenbewegung skandirten kürzeren Noten. Die Indianerweisen haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit den hebräischen Melodien, wie sie zum Theil Rubinstein in den „Makkabäern" verwerthet hat. Für unser ungeübtes Ohr unterscheiden sich die einen von den andern nur wenig.

Die herumliegenden Tänzer klopfen im strengen Takte mit den Beinen auf und nicken in demselben Tempo mit dem Kopfe. Nun erheben sich zwei und laufen in einem eigenthümlichen Tanzschritte, etwas hockend, mit vorgebeugtem Oberkörper, die Hände an den Schenkeln, vor, indem sie bei jedem Schritte erst mit den Zehen, dann mit den Hacken die Erde zweimal berühren und gleichzeitig die gekrümmten Knie mit einem gewissen Rucke und Schneller steifen. Dadurch erklingen dann die rasselnden Schellen in demselben festen Rhythmus. Nun erheben sich auch Andere und folgen dem Beispiele der Vortänzer. In geschlossenen Kolonnen wird nun der Tanz von Allen gleichmäßig in der halbhockenden Stellung mit den kurzen trippelnden und doch bedächtigen Schritten ausgeführt, während das Tamtam tönt, die Sänger meckern, und die Tänzer ab und zu, ohne eine Miene zu verziehen, wilde, hohe, jauchzende Freudenschreie ausstoßen. Der ganze Tanz hat mehr den Charakter des Ernsten, Feierlichen, Gemessenen, als den der Wildheit und des Uebermuthes.

Die einzelnen Tänze sind nicht lang und unterscheiden sich für unser Auge nur in der Zahl der daran Betheiligten von einander. Es giebt Solotänze, pas de deux, pas de quatre und Ensembletänze.

Nur ein Tanz hatte einen ganz besonderen Charakter. Da spielten auch die Arme und Hände mit, die bei den übrigen außer Aktivität gesetzt waren. Es war ein geistlicher Tanz zur Segnung des Hundefleisches, das in einem eisernen Kessel in die Mitte des Festplatzes getragen wurde. Einer der Tänzer — und es war der Vornehmsten Einer, wie an seinem reichen Schmucke und an den Adlerfedern auf seinem Haupte zu erkennen war — umschritt den Kessel in gar feierlicher Weise zu verschiedenen Malen, streckte mit inbrünstigem Verlangen die Hände nach der köstlichen Speise aus, hob sie wie zum Schwur gen Himmel und gab also in solenner Weise dem gekochten Hunde die höhere Weihe. Nach beendigter Ceremonie wurde das widerwärtige graubläuliche Fleisch von den Knochen gelöst, unter die Bevorzugten vertheilt und genossen.

Ohne Reden geht es nun einmal auch in Amerika nicht, und in der Beziehung sind nicht einmal die Wilden bessere Menschen. In einer der Tanzpausen hielt der gewaltigste der Häuptlinge, Doppelhängebauch geheißen, eine längere Ansprache an seine Lords und Gentlemen. Ich stand etwas weit vom Redner entfernt und habe also nicht Alles verstanden. Ungefähr sprach er also: „Auf Geheiß des Großen Geistes geben wir durch dieses Fest den weißen Freunden ein Zeichen unserer Versöhnlichkeit und Friedfertigkeit. Und wenn Sie Sekt bei sich haben, so wollen wir eine Flasche mit Ihnen ausstechen. Wir lieben unsere weißen Freunde, die uns vielleicht das Eine oder das Andere abkaufen werden.

Ich selbst bin ganz geneigt, meine schön bestickten Mokassins für fünf Dollars zu verkaufen und empfehle die weißen Freunde dem Schutze des Großen Geistes."

Also sprach Doppelhängebauch mit weittragender Stimme in reinstem Krähen-Indianisch. Die Sprache klingt schwermüthig, monoton seufzend, kurzathmig. Er lehnte auf seinem Pony; das rechte Bein, das er vor einigen Tagen gebrochen hatte, war umwickelt; es schien ihn zu schmerzen, aber er vergab seiner Würde nichts. Das breite, mächtige Gesicht blieb unbeweglich, mit zertrümmertem Gliede galoppirte er von dannen, ein Krähenhäuptling und Held, und verkaufte seine Mokassins.

Eine beachtenswerthe Würdigkeit und Ruhe beherrschte die ganze Versammlung. Alle sprachen leise. Keiner belästigte uns. Auf die ihnen vorgelegten Fragen gaben sie nach langen Pausen, ohne Verdrossenheit, träge, wortkarge Antworten. Streckte man ihnen die Hand entgegen, so bequemten sie sich langsam dazu, einzuschlagen. Sie reichten nicht menschlich die Hand, sie gaben Pfötchen, zögernd, schwerfällig, gutmüthig wie große Hunde.

Lustig sehen sie nicht aus. Kenner behaupten zwar, die Krähen-Indianer seien ganz fidele Herren. Aber man merkt's ihnen nicht an. Eine gedrückte Stimmung scheint Alle zu beherrschen. Ein sterbendes Volk, das viel erduldet hat und sein Ende nahen sieht. So wirken sie.

Und was auch die Freunde der unglücklichen Indianer sagen mögen, sie werden ja Alle, Einer nach dem Andern, zu Boden geworfen, die stärksten Mannen, die edelsten Häuptlinge: Steifnacken, Eisenstier und Lang-Elch haben ihren Frieden mit der Civilisation machen müssen und ergötzen durch ihre Künste die weißen Freunde, wie Freiligraths Mohrenkönig. Und auch der Gefürchtetste unter ihnen, der

schreckliche Sitzbulle, Sitting Bull, das Haupt der kriegerischen Sioux, hat sich unterworfen und unter Anrufung des Großen Geistes bei der Grundsteinlegung des Kapitols zu Bismarck, der Hauptstadt Dakotas, Versicherungen seiner friedfertigen Gesinnung gegeben. Das ist geschehen zu Bismarck, der Metropole jenes Reiches, das seine Vorfahren seit unvordenklichen Zeiten beherrschten, das jetzt zu einem einfachen Territorium der Vereinigten Staaten herabgesunken, wie zum Hohne den indianischen Namen beibehalten hat: Dakota, d. h. Männererde. Sie sehen, daß ich mich im Indianischen ziemlich vervollkommnet habe. Ich weiß seit einigen Tagen auch, daß das indianische Wort „Minne" Wasser bedeutet. Minnesota heißt blaues Wasser, Minnetonka großes Wasser, Minnehaha lachendes Wasser.

Von den neueren Staatsmännern der Vereinigten Staaten hat sich besonders Karl Schurz während seines Ministeriums um die Indianer und deren menschenwürdige Behandlung verdient gemacht. Er erzählte mir rührende Züge ihrer Treue, Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Sie haben wirklich etwas Ideales, und Cooper hat im Letzten Mohikaner kein Phantasiegeschöpf geschildert. Neben ihren vortrefflichen Eigenschaften besitzen sie aber auch Fehler und Laster, die selbst ihre Freunde an der Möglichkeit, sie zu unserer Kultur heranzubilden, verzweifeln lassen. Im günstigen Falle bringen es die Besseren unter ihnen vielleicht zu einem Farmer dritter oder vierter Ordnung. Höher reicht's kaum. Ganze Stämme werden durch bösartige Krankheiten decimirt. Bei Andern aber hat sich in den letzten Jahren die Kopfzahl eher vermehrt als vermindert. Das bedeutet indessen wenig, da ihre Kraft und Leistungsfähigkeit nicht in nützlichem Sinne verwerthet wird, nicht verwerthet werden kann.

Karl Schurz hat zwar Indianerschulen eingerichtet und zunächst vielverheißende Resultate erzielt. Die Jungen lernten schnell und leicht, aber das hielt doch nur bis zu einem gewissen Punkte Stich. Die Einrichtung ist noch zu neu, als daß ein Urtheil darüber zulässig wäre. Nach den bisher gemachten Erfahrungen scheint jedoch die Besorgniß gerechtfertigt zu sein, daß sie eine durchgreifende Besserung herbeizuführen nicht geeignet sind.

Dagegen hat sich die Indianer-Polizei, zu der gewöhnlich die Söhne der Häuptlinge genommen werden, als nützliche und wohlthätige Anstalt durchaus bewährt. Die Polizei weiß sich Respekt zu verschaffen, und es geht gewöhnlich ohne blutige Köpfe ab. Die früher zahllosen ernsten Konflikte mit den weißen Behörden sind dadurch nahezu gänzlich beseitigt worden.

Ebenso hat eine andere Schöpfung von Schurz ihre volle Schuldigkeit gethan: die Verwerthung der Indianer als Fuhrleute. Die Regierung hat ihnen Wagen gestellt, und sie haben ihre gefügigen Ponies mit erstaunlicher Schnelligkeit zu Lastpferden geschult. Sie sind treu wie Gold, hungern und dürsten lieber, als daß sie die ihnen anvertrauten Waaren angriffen und verdienen mit den Fuhren viel Geld.

Die Indianer leben in Polygamie. Trauung und Scheidung vollzieht sich bei ihnen in denkbar einfacher Weise: der Mann erklärt dem Vater, daß er für die Tochter so und so viel Ponies geben wolle, worauf der Vater die Pferde nimmt und die Tochter los wird. Ist die Ehe keine glückliche, so erklärt der Gemahl mit lauter Stimme, daß er eine schlechte Frau genommen habe, und daß er sie wegwerfe; darauf wird zweimal auf die Trommel geschlagen, und die Geschichte ist aus. Divorçons!

Was man von der Schärfe ihrer Sinne gesagt hat, ist keine Fabel. Auf Entfernungen, die wir nicht einmal mit bewaffnetem Auge beherrschen, erkennen sie deutlich Gestalten, Roß und Reiter, und wissen an geringfügigen Merkmalen, die dem Kulturmenschen völlig entgehen, mit unerhörtem Kombinations- und Scharfsinn Näheres zu bestimmen: ob es weiße Leute oder Indianer, Soldaten oder Abenteurer sind u. dergl. m. Ein indianischer Führer vermochte im Kiesboden, wo Karl Schurz absolut nichts wahrnehmen konnte, ganz genau die Spuren von fünf verschiedenen Pferden zu unterscheiden und war im Stande, sogar richtig anzugeben, wem sie gehören müßten, da er an gewissen Eindrücken im Kiese charakteristische Hufspuren erkannte. Bei kriegerischen Ausfällen schreiten sie daher auch im Gänsemarsch; der Hintermann tritt genau in die Spuren des Vordermanns, damit diese verwischt und in ihrer Deutlichkeit nicht zu Verräthern werden.

Mit den Orientalen haben sie die uns verwöhnten Kulturmenschen unbegreiflich erscheinende Zähigkeit in der Ertragung körperlicher Schmerzen und der Geringschätzung des Menschenlebens gemein. Bei einem der großen religiösen Feste der Sioux, dem Sonnenfesttage, ist es Brauch, daß sich besonders Inbrünstige einen Keil, der an Pfriemen aus Büffelfell befestigt ist, durch die Brusthaut treiben, während die Anderen unter feierlichen Gesängen und Tänzen den ledernen Riemen so lange anziehen, bis der hölzerne Keil die Brusthaut zerreißt. Wer bei dieser martervollen Zerfleischung kein Stöhnen, keinen Klagelaut entschlüpfen läßt, gilt als tüchtiger, schneidiger Mann; der Unglückliche aber, der vom Schmerz überwältigt in Ohnmacht fällt, wird als Memme verachtet. Die körperliche Peinigung, das Kasteien, gilt also auch bei den Indianern als der Ausdruck

frommer Inbrunst. Im Uebrigen weiß man von der Religion der Indianer sehr wenig; man weiß kaum etwas Anderes darüber, als daß sie ein Gemisch von allerlei abergläubischen Seltsamkeiten ist. Auch der Dollmetscher konnte uns keine Auskunft darüber geben, obwohl er seit zwanzig Jahren in beständiger Gemeinschaft mit den Krähen-Leuten lebt. Brauche ich zu sagen, daß sich dieser Mann schließlich als Deutscher und sogar als engerer Landsmann Friedrich Bodenstedts, nämlich als gebürtiger Peiner, entpuppte? Zu meinem Bedauern muß ich jedoch hinzufügen, daß er seinen vielgepriesenen Landsmann trotz dessen Schilderung der Vereinigten Staaten nicht einmal dem Namen nach kannte. Nachdem ich ihm aber einen längeren Vortrag über Bodenstedts Leben und Werke gehalten hatte, versprach er mir, nicht blos die „Lieder des Mirza-Schaffy", sondern auch „Alexander in Korinth" in die Sprache der Krähen zu übersetzen.

Außer dem Landsmanne Bodenstedts traf ich im Yellowstone-Thal, am Fuße der grauen Klippe, noch einen anderen Deutschen, und zwar einen richtigen Berliner, der als Eisenbahnarbeiter in Dakota und Montana wirkt. Er hatte in der Heimath unliebsame Auseinandersetzungen mit den Behörden gehabt und sich deren Folgen durch die Flucht nach dem Westen zu entziehen gewußt. Er behauptete, er habe Krakehl mit einem Nachtwächter gehabt. Als ich ihm darauf verständnißvoll lächelnd in das treue deutsche Auge blickte, kam ihm diese Erklärung selbst ein bischen zu dumm vor, und nach einer Kunstpause fügte er schmunzelnd hinzu: „... oder so wat Aehnliches!" Ich war nicht weiter neugierig und erkundigte mich, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, danach, ob er häufig mit den Indianern zusammenkäme. „Alle Dage", gab er mir in reinstem Spree-

deutsch zur Antwort. „Se kommen jeden Morjen den Berg down."

„Und gefällt es Ihnen hier?"

„Es jefällt mir ja hier so weit janz jut. Amerika is ein freies Land; man kann 'n Jeneral Jrant 'n ollen Ochsen nennen, un es dhut Eenen Keener nischt. Es is hier so weit janz jut, man verdient ooch plenty of Geld. Aber vor uns Berliner is es doch nischt!"

Der Tanz hatte lange gewährt und lange währte das bunte Treiben im Lager. Es wurden Wettrennen zwischen Indianern und englischen Kavallerie-Offizieren veranstaltet, es wurden viele indianische Kleinigkeiten erhandelt, viel Cigarren und Cigaretten vertheilt. Als die Sonne sich tiefer senkte und die Luft kühler wehte, zogen sich die Indianer langsam in Gruppen zurück. Es wurde stiller und öder in dem weiten Flußthale. Auf den vielzerklüfteten Höhen, die nun in sanften Farbentönen wunderherrlich schimmerten, wurden die unabsehbaren Pferdeheerden zusammengejagt und thalwärts getrieben.

VII.

Chicago und die neuen Städte des Nordwestens.

Portland (Oregon), 15. September.

Da ich in meinen Briefen noch öfter von den Staaten des Ostens, des Westens u. s. w. sprechen werde, müssen wir uns zunächst über die Terminologie klar werden. Die Vereinigten Staaten werden hier in vier Gruppen getheilt, die sich allerdings sehr scharf von einander abgrenzen, und deren jede ihre ganz besondere Eigenart besitzt: in die Staaten des

Ostens (mit Newyork, Boston u. s. w.), des Westens (mit Chicago, St. Paul u. s. w.), des Pacific (mit San Francisco, Portland) und des Südens, der früheren Sklavenstaaten (mit New-Orleans, Galveston u. s. w.).

Den ganzen Westen vom Michigan-See an, und insbesondere den nördlichen Theil, den die neue Bahn in fast gerader Richtung durchschneidet, den „Goldenen Nord-Westen", wie er hier genannt wird, von den Ufern des Mississippi bis zum Kaskadengebirge und darüber hinaus die Staatsgebiete, welche der Stille Ocean bespült, haben wir durchfahren; und über die Aufnahme, die wir im Westen und den nördlichen Pacificländern gefunden haben, kann ich mich nicht rühmend genug aussprechen. Henry Villard und dessen Gäste aus Deutschland, England und den Vereinigten Staaten haben einen wahren Triumphzug durch den ganzen Kontinent Nordamerikas gehalten. Der Präsident der Nord-Pacificbahn ist gefeiert worden, wie ein siegreicher Feldherr, der seinem Lande Glück und Gedeihen verbürgt, wie ein Wohlthäter der Menschheit; und die stürmischen Ovationen, die ihm dargebracht worden sind, haben natürlich auch auf seine Umgebung und Begleitung ihre Rückwirkung geübt. Das hat in Chicago, der Pforte des „Goldenen Nordwestens", angefangen und in Seattle am Puget-Sound aufgehört. Und in Seattle, einer der allermerkwürdigsten Städte dieses merkwürdigen Landes, hört überhaupt so ziemlich Alles auf.

Ueber Chicago selbst, das wir am Abend des 30. August erreichten, brauche ich Ihnen nicht viel zu schreiben. Denn die Eigenthümlichkeiten dieser sehr großartigen Stadt, die unser Geschlecht in einem Jahrzehnt aus einem dampfenden Aschenhaufen zu ihrer jetzigen Pracht hat aufstehen sehen, die jetzt schon mit Newyork in die Schranken treten will und

sich berühmt, die gewaltigen Fortschritte in der Neuen Welt am deutlichsten zu veranschaulichen, sind ja gerade in jüngster Zeit oft genug geschildert worden. Außerdem wäre ich aber auch zu einer solchen Schilderung recht wenig befähigt, denn mir fehlt jeder Maßstab, jede Vergleichung. Und das ist hier das Wesentliche. Um das Chicago von heute würdigen zu können, muß man das Chicago vor und unmittelbar nach dem Brande gekannt haben. Endlich war auch die Hitze während des einen Tages, den wir dort verbracht haben, ganz unerträglich und wirkte so erschlaffend, so lähmend auf mich, daß alle meine Wünsche in dem Verlangen nach Ruhe gipfelten.

Chicago ist sicherlich der beredteste Zeuge für das überraschende Wachsthum der jungen amerikanischen Städte. Vor zwölf Jahren vollständig, bis auf einige Häuser, die man als Merkwürdigkeiten zeigt, eingeäschert, ist es heute eine der größten und in einem gewissen Sinne auch eine der schönsten Städte der Welt. Als wir am 30. Abends unter dem ohrenzerreißenden, nervenzermarternden Geläute aller Glocken, durch das die Lokomotiven ihre gefahrvolle Nähe verkünden, in den Bahnhof einfuhren, zählte es nach den Angaben meines Gewährsmannes etwa 450,000 Einwohner. Chicago ist der bedeutendste Knotenpunkt des amerikanischen Eisenbahnnetzes; gegen 40 Bahnen münden daselbst. Mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde macht es Riesenschritte voran, und als wir im Palmer House, dem typischen großen amerikanischen Hotel, eintrafen, war die Zahl der Bevölkerung, nach einer andern verläßlichen Angabe, bereits auf 480,000 angewachsen und sollte die stattliche Höhe der halben Million erreichen, bis wir aus dem unbeschreiblichen Gepäckwirrwarr unsere Koffer ausgesucht und auf unsere Zimmer befördert hatten.

Mit ihren Riesenstraßen und Riesenhäusern macht die Stadt einen imponirenden Eindruck und verwirklicht gewissermaßen das Ideal der amerikanischen Stadt, das freilich ein anderes ist, als das unsrige.

Wir wurden am andern Morgen von den liebenswürdigen Mitgliedern des Comités, das sich zu unserm Empfang gebildet hatte, durch die Stadt und die Anlagen gefahren. Leider wird das subjektiv Interessante mit dem objektiv Interessanten in der ganzen Welt sehr oft verwechselt. Auch in Chicago. Die Bürger dieser Wunderstadt, die vor ihren erstaunten Augen aus Schutt und Trümmern im Handumdrehen diese ungeheuren Häusermassen haben aufwachsen sehen und Zeuge gewesen sind, wie sich eine sumpfige Wüstenei in einen recht hübschen Park verwandelt hat, sind vollberechtigt, Vieles außerordentlich und wunderbar zu finden, was dem Unkundigen nicht gleich in seiner Herrlichkeit und Erstaunlichkeit verständlich entgegenleuchtet. Nachdem wir ein halbes Dutzend schöner Straßen angestaunt hatten, die nichts Anderes boten, als die Größe der Verhältnisse, die Kostspieligkeit der Gebäude, den Prunk der Läden, waren unsere Bedürfnisse, soweit dieselben eben die Bewunderung langer Reihen von sehr großen modernen Häusern betrafen, ungefähr befriedigt. Aber es wurden uns immer neuere, immer größere Straßen gezeigt, es wollte gar nicht aufhören, und als wir am Ende angelangt zu sein wähnten, fing die Geschichte eigentlich erst an. Während dieses endlosen Umherfahrens in glühendem Sonnenbrande stieg die Zahl der Einwohner, nach der Mittheilung meines Begleiters, auf 560,000 Seelen. Wir mußten auch einen Park in Augenschein nehmen, der relativ, als eine Neupflanzung der letzten Jahre, sehr schön sein mag, absolut aber hinter den Anlagen vieler

großen Städte der alten Welt zurücksteht. Man zeigte uns die Stallungen für die Sprengwagen und knüpfte daran eine Reihe höchst interessanter statistischer Notizen, die ich natürlich sogleich wieder vergessen habe; aber ich erinnere mich ganz genau, daß täglich sehr viel Gallonen Wasser zur Sprengung verbraucht werden, und daß die Unterhaltung des Parkes ein Heidengeld kostet.

In der Mittagsstunde besuchten wir die Börse, die an Reinlichkeit manches, an Geräusch aber nichts zu wünschen übrig läßt. Villard wurde mit unbeschreiblichem Lärm empfangen. Der Volksjubel äußert sich landschaftlich in sehr verschiedener Weise. Unser Hurrah- und Hochschreien hat einen von dem begeisterten Zuruf der Amerikaner völlig verschiedenen Charakter. Das, was wirklicher Jubel war, klang uns zunächst wie Hohn und wüster Spott. Ganz hohe wilde Schreie werden ausgestoßen, schrillende Pfiffe ertönen dazwischen — das ist hier der äußerste Ausdruck enthusiastischer Zustimmung. Das Börsengeschäft wurde auf eine Viertelstunde eingestellt, als Villard und seine Gäste eintraten. Villard mußte von der Erhöhung aus einige Worte des Dankes an die Kaufleute richten, die ebenso wie Bunsens Ansprache nur von den Nächststehenden verstanden wurden, da die Telegraphen unabläßig klapperten und das Gewoge des überfüllten großen Saales ein beständiges Brausen hervorrief, das die Stimme des Einzelnen zu meistern nicht vermochte; aber sie erregten gleichwohl, wenn auch unverstanden, stürmisches Beifallsgeheul, und am Abend konnten sich die Beifallsspender aus den Zeitungen über die Veranlassung zu ihrem Jubel ganz genau unterrichten. Es war Villards erster Erfolg in der an Erfolgen so reichen Fahrt durch das ganze Land. Und er hatte seine Bedeutung; denn Chicago zählte

um diese Stunde nach der Mittheilung einer maßgebenden Persönlichkeit 580,000 Einwohner.

Das, was bei uns als das Sehenswertheste von Chicago gilt: die klassischen Schweineschlächtereien haben wir leider nicht zu sehen bekommen. Es wurde nicht geschlachtet; und ich mußte unwillkürlich an eine andere Enttäuschung meines Lebens denken: als ich vor einigen Jahren in Schandau den Besuch eines Freundes empfing, renommirte ich stark mit dem „Großen Wasserfall", den sich die sächsischen Schweizer auf dem Wege nach dem Kuhstall halten. An Ort und Stelle baten wir den Schließer die Strippe zu ziehen, um für 25 Pfennig das angestaute Wasser herabstürzen zu lassen. Der brave Mann erwiderte aber mit aufrichtigem Bedauern und dem melodischen Stimmfall des Kirnitzschthaler: „Heute geht er nicht! Er wird reparirt."

So haben wir also die Schlachthäuser und die persönlichsten Feinde unserer heimischen Schweinemetzger, die dem amerikanischen Minister in Berlin, Mr. Sargent, so unangenehme Stunden bereitet haben, leider nicht gesehen, dafür aber einen pomphaft theatralischen Aufzug der „sonderbaren Brüder", der Freimaurer und Tempelritter, die irgend einen Vorwand benutzten, um sich in vollen Wichs zu werfen und sich in ihrem faschingsartigen Aufputze von der gaffenden Menge bewundern zu lassen. Auch die Amerikaner feiern die Feste, wie sie fallen: der freie republikanische Geist ist willig, aber das Fleisch des uniformirten Söldnerthums ist schwach. Die Templer trugen ihre bunten mit Ritterthum und Feudalismus kokettirenden Trachten, ihre wallenden Federbüsche und Richtschwerter mit einer Grandezza und einem Selbstgefühle, um die der eingefleischteste Parademensch des absolutesten Militärstaates diese freien Bürger hätte beneiden können.

Außerdem sahen wir die mit Elektrizität arbeitende Feuerwehr, die allerdings fabelhaft schnell allarmirt und zur Abfahrt bereit gestellt werden kann. Sobald die Allarmglocke ertönt, arbeitet der elektrische Apparat los: er reißt den Schläfern gewaltsam die Decken fort und öffnet eine Fallthür, durch die die jählings Geweckten auf Bock und Bänke der darunter stehenden Spritze, an der die elektrisch geschirrten Pferde befestigt worden sind, herunterrasseln — und heidi! geht's ab. Die ganze Geschichte beansprucht nur einige Sekunden. Bei den massenhaften Bretterbauten in den amerikanischen Städten ist allerdings die größte Gefahr im Verzuge, und in Bezug auf Schnelligkeit der Hülfeleistung hat die amerikanische Feuerwehr sogar in mittleren und kleinen Städten einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht.

Einer merkwürdigen Persönlichkeit wurde ich in Chicago vorgestellt, dem Colonel Taylor, einem alten Männchen mit nervös zuckenden Bewegungen und wimperlos gerötheten Augen. Da, wo jetzt Chicago steht, hat dieser Mann früher eine Farm von 160 Acres besessen, die er am 15. Juni 1835, da er daran verzweifelte, daß aus dem trostlosen Sumpfe sich jemals etwas machen lassen werde, zu 1 Dollar 25 Cents pro Acre verkaufte. Heute wird der Grund und Boden mit 1,000,000 Dollars pro Acre da billig bezahlt, denn am Abend des 31. August zählte Chicago, wie mir ein zuverlässiger Mann bekräftigte, an die 600,000 Einwohner, die sich auf 650,000 vermehrten, während unser Zug den Bahnhof verließ.

Deputationen von St. Paul und Minneapolis waren nach Chicago gekommen, um Villard und dessen Gäste willkommen zu heißen und einzuholen. Die Herren fuhren mit uns nach dem Westen. Schon auf der Fahrt nach dem nördlichen Mississippi zeigte sich in unsagbar komischer Weise eine

amerikanische Eigenheit, die wir später noch häufig wahrnehmen sollten: die grenzenlose, auf alle Gebiete sich erstreckende, keine Waffe verschmähende Eifersucht der Schwesterstädte, die in den bezüglichen Lokalorganen ihren amerikanisch-deutlichen Ausdruck findet. St. Paul und Minneapolis sind die ergötzlichsten Beispiele dafür. Die alten Montecchi und Capuleti haben im Vergleich zu den Beziehungen, die zwischen diesen jungen, ehrgeizig aufstrebenden Städten walten, in wahrhaft freundnachbarlich wohlwollendem Verhältnisse zu einander gestanden. St. Paul und Minneapolis hassen sich mit elementarer Gewalt wie Wasser und Feuer. Nur in einer Beziehung reichen sie sich die Hand: in der liebenswürdig harmlosen prahlerischen Uebertreibung ihres ja thatsächlich fabelhaften Schnellgedeihens und in der Verlästerung und Herabsetzung der Verdienste des Nebenbuhlers.

Sie dürfen sich in der That ihres Fleißes und ihrer Erfolge rühmen, und daß sie dabei den Mund ein bischen voll nehmen und es auf eine Hand voll Nullen nicht ankommen lassen, hat am Ende — angesichts der wirklich erstaunlich großartigen Leistungen — nicht viel zu bedeuten. Mit den Zahlen, die hier als Beweisführer überall vorgeführt werden, darf man es überhaupt nicht zu scharf nehmen. Namentlich die Ziffern der Bevölkerung werden mit einer gewissen Virtuosität nach oben abgerundet. Was ich in dieser Beziehung über Chicago angeführt habe, ist kein wohlfeiler Scherz; ich habe die verschiedenen, sich immer steigernden Ziffern, wie sie mir im Lauf des einen Tages von den einzelnen, als maßgebend zu betrachtenden Persönlichkeiten gegeben worden sind, einfach abgeschrieben. Noch bedenklicher sind die statistischen Folgerungen, die an diese schwankenden Auslassungen freundlicher Selbsttäuschung geknüpft werden. Wir haben ein

Dutzend Städte besucht, deren jede einzelne sich mit mathematischer Folgerichtigkeit ausrechnete, daß sie in zwanzig Jahren oder auch schon früher das „Centrum des Universums", das ist in Wahrheit das starke Wort, das jedesmal gebraucht worden ist, sein müsse. Denn — also lautete das Exempel — die Ortschaft ist vor fünf Jahren begründet worden; sie zählte damals fünf Einwohner, heute zählt sie 2000; sie hat sich also in 5 Jahren um das 400fache vermehrt, sie wird also im Jahre 1888 voraussichtlich 800,000 Einwohner zählen, im Jahre 1893 aber 320 Millionen, also ganz gewiß das Centrum des Universums sein. Das ist ganz genau die Statistik, die Mark Twain in seinem neuesten Buche über den Mississippi-Strom so lustig verspottet. Auf die Thatsache sich berufend, daß der mächtige Strom in einem gewissen Zeitraum so und so viel Windungen und Schlingen seines Laufs durchbricht und sich den geraderen Weg sucht, dadurch sein Bett verkürzt und die Stromverbindung zwischen St. Louis und New-Orleans um so und so viel Meilen vermindert hat, folgert er weiter, daß mit den Jahrhunderten die beiden Städte durch den Mississippi einander immer näher gerückt werden; er berechnet auf dieser Basis, wann die beiden Städte auf einander klappen müssen, und wann New-Orleans über St. Louis nördlich hinausgehen werde. Welch ein Segen die Statistik! ruft er aus. Die amerikanischen Rechenexempel fordern allerdings zu diesem Spott heraus.

Die Leute von St. Paul hatten Sekt in sehr beträchtlichen Quanten und vorzüglicher Qualität in Chicago mit in ihren Wagen genommen und veranstalteten während der Fahrt einen ambulanten Kneipabend üppigster Art. Wir wurden natürlich dazu geladen. Der Champagner floß buchstäblich in Strömen. Währenddem saßen die Minneapolis-Leute in

dem benachbarten Wagen schweigsam und in sich gekehrt hinter den leeren Tischen und starrten nachdenklich auf die trockene, glänzende Politur. Um nichts in der Welt hätten die schlemmenden St. Pauler den darbenden Bewohnern der Schwesterstadt auch nur einen Tropfen abgegeben.

Mit St. Paul erreichten wir am Morgen des 1. September die Anfangsstation der nördlichen Pacificbahn.

Wir betreten nun das räthselhafteste, eigenthümlichste Land, das mein Auge bisher gesehen. Das echte Wunder- und Werdeland. Es ist noch nichts fertig, es ist Alles im Entstehen. Ueberall kräftige gesunde Ansätze, merkwürdige Schnellleistungen und noch merkwürdigere Verheißungen. Das, was schon gethan ist, ist staunenswerth, was noch zu thun übrig bleibt, unübersehbar, unermeßlich, wie es scheint. Mit dem kindlichen Stolze des rapiden Erfolges zeigt man uns die Schöpfungen der jüngsten Jahre, die, so überraschend und verblüffend sie auch sein mögen, doch nur wenig bedeuten im Vergleich zu dem, was nach der siegesfrohen Zuversicht aller Betheiligten in nächster Zukunft noch zu Stande gebracht werden soll.

Nur wenige Jahrzehnte sind verflossen, seitdem das Land überhaupt mit der Kultur Fühlung gewonnen hat. Unendliche Strecken sind erst in den allerjüngsten Jahren, sind erst durch die Bahn, deren Vollendung ganz Amerika jetzt als ein weltbewegendes Ereigniß feiert, für das Gemeinwesen der Civilisation aufgebrochen worden. Und überall glänzende Resultate. Die unwirthsame Wüstenei, in der der nomadenhafte Wilde, der anspruchlose Indianer sich erjagte, was er für seines Lebens Nothdurft gerade brauchte, ohne daran zu denken, die schlummernden Kräfte der Natur zu wecken und durch das Zauberwort der Kultur, die Arbeit, die verborgenen

Schätze zu heben, bedeckt sich jetzt überall mit Wohnstätten fleißiger Gesittung.' Ueberall neue Ansiedlungen, überall auch freudiges Erstaunen über das Gelingen, kühn auffliegende Hoffnungen für gedeihliche Weiterentwicklung. Alles ist neu, schnell zusammengezimmert, wie auf einer Versuchsstation provisorisch; die Negation des Behäbigen, Gemüthlichen, Seßhaften; gewissermaßen nur eine Markirung dessen, was noch werden soll. Ueberall ein Keimen, ein ungestümes Drängen, ein überschnelles Heranreifen bei Treibhaustemperatur und mit Verwerthung aller technischen Hilfsmittel, aller Erfindungen modernen Scharfsinns. Und es wird auch Alles gleich auf schnellen Zuwachs angelegt. Städte im Baby=Alter tragen schon den Schnitt völlig Ausgewachsener. Nester, deren Einwohnerzahl von unseren jämmerlichsten Marktflecken überboten wird, haben zwei, drei große täglich erscheinende Blätter, städtische Banken, Hotels, Wasserleitung, Gas, elektrisches Licht, Feuerwehr, Pferdebahn, Tingeltangel und bauen sich ein Kapitol, ein Staatenhaus, das groß genug wäre, um einstweilen die ganze Bevölkerung zu beherbergen. Daher auch äußerlich überall die ungefähr gleiche Physiognomie der Städte: Neubauten, von denen die neuesten immer die großartigsten sind, einige Häuserquadrate schon ganz bebaut, andere nur zum Theil, der größere Theil unbebaut, blos vermessen, bisweilen durch Zäune abgesteckt, bisweilen nicht einmal das, viel freier Platz, noch mit Gras und wucherndem Gesträuch bewachsen, abgehackte Baumstämme mitten in der Stadt, Blockhäuser in den belebtesten Straßen, Baumaterial an allen Ecken und Enden, Maurer= und Zimmerleute in voller Thätigkeit.

Und die Ansiedler: Kräftige Männer mit breitem Nacken und schwieliger Faust, unter ihnen viele Deutsche, mit ernstem Gesichtsausdruck, Alle, wie es scheint, zufrieden mit ihrem

Loose, aber nicht gerade lustig, freundlich und von aufopfernder Liebenswürdigkeit gegen ihre fremden Gäste, zu jeder Auskunft willig bereit und sichtlich erfreut, dem Fremdling ad oculos demonstriren zu können, wie sie's so herrlich weit gebracht. Alle stolz auf ihr Anwesen und noch stolzer auf ihre Stadt, Alle den Ehrgeiz des eigenen Erwerbes mit dem Gedeihen der größeren Gemeinsamkeit verknüpfend, Alle ausgerüstet mit einem Material an Daten und Zahlen über die Entwickelung der Stadt, das billig unser Erstaunen hervorrufen muß: wandelnde Statistiken und Grundbücher, lebendige Handelsberichte.

Mit stolzem Selbstgefühl erzählt man uns, wann die Stadt gegründet worden ist, wie stark sich die Bevölkerung in den letzten Jahren vermehrt hat, wie noch vor vier, fünf Jahren da, wo sich jetzt eine Brauerei oder eine Zeitungs-Redaktion erhebt, in schauriger Wildniß der Indianer das Elch jagte, wieviel Einwohner nun hier in fröhlichem Gedeihen beisammen wohnen, wie hoch die Grundstücke, die noch vor ein paar Jahren für nichts zu haben waren, heute bezahlt werden, und wie die Stadt die volle Anwartschaft darauf habe, alle ihre Nebenbuhler zu überflügeln. Wie der oft citirte Napoleonische Soldat in seinem Tornister den Marschallstab, so trägt hier jedes erbärmlich kleine Nest in sich den Beruf, sich zur Weltstadt aufzuschwingen, ja — wie ich mit dem hyperbolischen Festredner in Sanborn schon sagte — der Mittelpunkt des Weltalls zu werden. Denn mit simplen Städten und Staaten wird hier kaum noch gerechnet. Bei diesen abenteuerlichen Zukunftsexempeln werden die Welttheile gegen einander ausgespielt: St. Paul bildet den Mittelpunkt der großen Verkehrsstraße — nicht etwa zwischen der östlichen und westlichen Küste des nordamerikanischen Kontinents, was ja auch schon ganz hübsch

wäre — nein, es vereinigt die Gewässer des atlantischen mit denen des stillen Oceans, es ist das nothwendige und starke Bindeglied zwischen Asien und Europa. Das ist kein Scherz, die Leute glauben es wirklich: denn mit ihrer Tüchtigkeit, mit ihrem rauhen Drauflos-Gehen ist eine kindliche Naivetät gepaart, wie ich sie bei erwachsenen Leuten nirgendwo gefunden habe. Jeder Stadtanfang will die Weltstädte überragen. Und ein jeglicher ist dazu prädestinirt, denn er hat das beste Klima, die gesundeste Lage, die günstigsten Voraussetzungen zu einem unermeßlichen Aufschwunge, zur Herrschaft über diesen Planeten und Benachbartes. Ein Jeglicher hat seinen mitstrebenden Nebenbuhler längst überholt. Mir ist ein so unerschütterlicher Optimismus nie vorgekommen; die Leibniz'sche beste der Welten — hier scheint sie zur Wahrheit geworden zu sein. Nirgendwo ist die nährende Erde ergiebiger denn hier. Solch Getreide wächst auf der ganzen Welt nicht mehr, so gedeiht das Vieh auf keiner andern Stelle des Erdbodens, das Obst ist köstlicher denn irgendwo, und die Schätze, die in den Bergen ruhen, überbieten die kühnsten Gebilde der Phantasie. Es ist das gelobte Land, in dem Milch und Honig fließt, es ist das fabelhafte Libyen, von dem der homerische Auswanderungs-Agent, der bräunlich gelockte Menelaus, die geflügelten Worte spricht:

„Libya selbst, wo schon den Lämmern Hörner entkeimen,
Denn es gebären dreimal im Laufe des Jahres die Schafe.
Nimmer gebricht es dort dem Eigner, und nimmer dem Hirten,
Weder an Käse noch Fleisch, noch süßer Milch von der Heerde,
Welche das ganze Jahr mit vollen Eutern einhergeht."

Man muß die vier Species recht genau kennen, man muß namentlich gut subtrahiren können, wenn man das, was die tüchtigen Ansiedler der jungen Städte sagen, recht ver-

stehen will. Aber wenn man auch eine erkleckliche Summe abzieht, so bleibt immerhin noch genug übrig, um unsere Bewunderung zu erregen. Und wenn wir auch voraussetzen dürfen, daß uns Alles unter denkbar günstiger Beleuchtung gezeigt worden ist, das Wundersame, das wir mit unseren leiblichen Augen gesehen haben, ist doch einmal da! Diese manneshohen Aehren, dieser herrliche Weizen und Hafer, dieses riesengroße, gesunde Gemüse, dieses saftige Obst — Alles das ist doch kein Blendwerk! Es ist doch hier gewachsen, auf diesem gesegneten Boden, den erst vor ganz kurzer Frist die Pflugschaar zum ersten Male durchrissen hat. Was diese Leute in den letzten Jahren geleistet, wie sie den jungfräulichen Boden befruchtet und die seit Unvordenklichkeiten unthätige Natur zu ergiebiger Thätigkeit gezwungen haben, die nun ihnen und Tausenden und Hunderttausenden nach ihnen Nahrung bringt und Wohlstand schafft, — das ist allerdings imposant. Diesen Pionieren darf man den Stolz ihres Erwerbes und die Freude am Gelingen allerdings gönnen, und man darf es ihnen nicht verargen, daß es ihnen gewissermaßen ein Bedürfniß ist, den Fremden von nah und fern einmal zu zeigen, was sie können.

Das war der Sinn der Festlichkeiten, die in den größeren und kleineren Städten des Westens zu Ehren des Präsidenten Villard und der Vollendung der Nord-Pacificbahn veranstaltet worden sind. Denn mit dieser Bahn stehen und fallen diese Ansiedlungen, ihr verdanken sie, was sie jetzt schon sind, und von ihr erwarten sie noch Wunderdinge für eine nahe Zukunft. Ueber diese Festlichkeiten, die naturgemäß eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben mußten, will ich zusammenfassend in meinem nächsten Briefe berichten.

VIII.

Die Schwesterstädte Saint Paul und Minneapolis. Junge Ansiedlungen.

Portland (Oregon), 16. September.

Am 1. September in der neunten Morgenstunde erreichten wir die nördlichen Ufer des Riesenstromes, des Mississippi, der zwischen lieblich bewaldeten Höhen, an deren Fuß sich zahlreiche Ansiedlungen niedergelassen haben, seine mächtigen und schönen Wassermassen dahinwälzt; und eine Stunde darauf hielt unser Zug in Saint Paul. Wir wurden auf das Allerherzlichste empfangen, namentlich von unsern deutschen Landsleuten mit Händedrücken, die mir noch heute das Schreiben erschweren, und mit warmen Worten, aus denen das starke Heimathsgefühl, die aufrichtige Freude, hier auf dem vorgeschobenen westlichen Posten eine stattliche Anzahl Deutscher mit zum Theil bekannten Namen begrüßen zu können, in wahrhaft rührender Weise herausklang. Zwei Musikchöre spielten in wohlthuender Abwechslung — wie beinah überall in den westlichen Städten — die „Wacht am Rhein" und den Marsch aus „Fatinitza", dessen verfänglicher Text: „Du bist verrückt, mein Kind! Du mußt nach Berlin —" hier noch nicht allgemein bekannt zu sein scheint. Wir wurden nach dem Direktionsgebäude der nördlichen Pacificbahn geführt, das zu den schönsten Bauten der Stadt gehört und das festlichste Gewand angelegt hatte, und machten dann eine Fahrt durch die Stadt.

Es war das erstemal, daß wir eine werdende Weltstadt sahen. Saint Paul gehört in der That zu den Plätzen, die

von der neuen Bahn den größten Gewinn ziehen werden. Es ist der Schlüssel zum „Goldnen Nordwesten.“ Mit dem Schnellerfassen und dem Schnellausführen des Amerikanismus ist es auch schon in der vollen vorbereitenden Thätigkeit zur Erfüllung der ihm erwachsenden Aufgaben begriffen. Die Stadt ist hügelig. Ein gleichmäßigeres Niveau wird künstlich geschaffen. Da wird ein Berg abgetragen, da eine Tiefe ausgefüllt. Ich sagte es schon früher: die Amerikaner besitzen in der That den Glauben, der Berge versetzt, und nicht blos den Glauben, auch die Thatkraft dazu. Sie rechnen natürlich auf starken Fremdenverkehr, und die bisherigen Gasthöfe dürften den Bedürfnissen der Zukunft nicht mehr genügen. Mit echt amerikanischer Großartigkeit haben sie daher ein ganzes Häuserquadrat, eines der sogenannten „Blocks“, in die die amerikanischen Städte getheilt sind, angekauft, reißen alle alten Baracken herunter und errichten da ein Riesenhotel von 300 auf 400 Fuß, — „größer als das in Chicago“, sagte unser Führer mit Stolz, — und da sich kein Einzelunternehmer und keine Aktiengesellschaft finden wollte, die das volle Risiko zu übernehmen bereit war, haben die Bürger der jungen Stadt aus ihrer eigenen Tasche und à fonds perdu dem Unternehmer eine Subvention von 250,000 Dollars zur Verfügung gestellt. Man schlägt hier zu Lande eben immer denselben, der europäischen Methode entgegengesetzten Weg ein: zunächst werden die Anstalten getroffen, um weitgehenden Bedürfnissen zu genügen, und man wartet, bis sich dann die Bedürfnisse geltend machen werden; zunächst werden die Verkehrswege und Verkehrserleichterungen geschaffen, dann wird der Verkehr schon kommen. Es werden also zuerst die Eisenbahnen und Hotels gebaut, die sich alsdann zu fleißiger Benutzung angelegentlich empfehlen.

Saint Paul hat eine wundervolle Lage auf einer Anhöhe am Mississippi. Von der hölzernen Brücke, die natürlich auch in ganz kurzer Zeit durch eine massive ersetzt werden soll, hat man eine sehr schöne Aussicht auf den Strom, der da zwei kleine Inseln bildet, und auf die Bergkette, die die freundliche Landschaft abschließt. Aus der Stadt, die zum großen Theile aus Holzhäusern besteht, in den Hauptstraßen jedoch auch schon sehr stattliche Steinbauten aufweist, ragen viele Kirchthürme hervor. Alle möglichen Konfessionen und Sekten haben ihre besonderen Bethäuser. An die innere Handelsstadt schließt sich eine ruhige, sehr anmuthige Villenstadt, mit reizenden, zum Theil sehr reichen Landhäusern, die im Grünen liegen und oft sauber gepflegte Vorgärten haben. Das Ganze macht den Eindruck der Wohlhabenheit, des frischen Gedeihens, der Solidität. Saint Paul ist in diesem Lande, in dem die Städte aus der Erde gestampft werden, zwar nicht der jüngsten eine; nach unseren europäischen Begriffen steckt sie aber noch tief in den Kinderschuhen. Im Jahre 1846 haben hier die ersten Ansiedler Grund und Boden erworben. Es waren drei, von denen jedoch nur einer schreiben konnte. Die beiden andern mußten unter die Landerwerbungsakte ihre drei Kreuze machen, die in Ermangelung eines Notars der Schriftkundige beglaubigte. — Bei diesen Verhältnissen ist es erklärlich, daß unser Führer uns auf eine historische Sehenswürdigkeit mit den Worten besonders aufmerksam machte: „Das ist ein uraltes Haus!“ — Wann ist es gebaut? — „Oh! das mag schon aus dem Jahre 1850 stammen!“

In seinem ganzen Glanze sollte sich uns St. Paul jedoch erst am 3. September zeigen, dem festlichsten Tage, den die Geschichte der Stadt bisher zu verzeichnen gehabt hat. Es waren die größten Vorbereitungen dazu getroffen. Da die

Stadtpfeifer nicht genügten, hatte man die Musikbande aus dem 120 Meilen weit entfernten Neu-Ulm, und sogar aus Milwaukee (340 engl. Meilen von St. Paul entfernt) verschrieben. Ehrenpforten, die in herzlich gut gemeinter, ein bischen primitiver Weise den heimischen Handel, die Landesprodukte, die Segnungen der neuen Bahn ꝛc. symbolisch veranschaulichten, waren errichtet, Tribünen aufgeschlagen und alle Straßen und alle Häuser mit Laubgewinden, jungen Bäumen, bunten Fahnen und Fähnchen, mit Inschriften und Willkommengrüßen in schier verschwenderischer Weise geschmückt. Es war ein farbiges, fröhliches, festliches Bild. Unter den Widmungen einige von reizender Naivität, wie z. B. die folgende: „Arthur and William, our chiefs of nations; Villard and Hill, our chiefs of railroads“, wozu ich noch zu bemerken habe, daß unter William unser deutscher Kaiser zu verstehen ist.

Das seltene Schauspiel, auf das man uns seit 48 Stunden mit viel verheißendem Lächeln hingewiesen hatte, bestand in dem festlichen Aufzuge der Gewerke, der die Entwickelungsgeschichte der Stadt versinnbildlichen sollte. Wir kennen diese Züge ja auch in der alten Welt. Wien hat vor Kurzem das österreichische Kaiserpaar, Köln die Vollendung seines Doms auf diese Weise gefeiert. Hüben und drüben Dasselbe, und doch etwas ganz Anderes. Während es uns in erster und eigentlich auch in letzter Linie doch um ein künstlerisch echtes und schönes Bild zu thun ist, und während wir, wenn wir die Geschichte unserer Städte und Staaten in einem Aufzuge darstellen wollen, doch wirklich etwas zu zeigen haben, was der Rede werth ist — Köln konnte seinen Aufzug mit den Cheruskern und den römischen Eindringlingen beginnen und das frühe Mittelalter in seiner vollsten Blüthe sich entfalten

lassen — beginnt hier die Weltgeschichte, wo man sie bei uns zu lehren aufhört; und die Aesthetik liegt im Argen. Den Aufzügen der amerikanischen Städte liegt jede künstlerische Tendenz fern, sie haben — in unserem Sinne — auch keine historische Bedeutung. Indem sie in beredten Schaustellungen die Fortschritte und rapide Entwickelung der Stadt in unsern Tagen darthun, sollen sie den Einheimischen die Genugthuung gewähren, einmal auf ihrer Hände Werk, auf die tüchtigen Leistungen ihrer Glückschmiede zurückzublicken, sollen sie den berechtigten Ehrgeiz der Bürger nähren, zu neuem Thatendrange anspornen, sollen sie aber zugleich auch den Fremden den gehörigen Respekt vor dem, was in so kurzer Zeit hier geschaffen und erreicht worden ist, beibringen und sollen ihnen vielleicht Lust dazu machen, hier ihr Heil zu suchen. Diese Aufzüge haben also auch eine stark geschäftliche Beimischung. Es sind lebendige vergleichende Statistiken in majorem aetatis nostrae gloriam, wandelnde Veranschaulichungen des hier erzielten Gewinns für die große Gemeinsamkeit der Kulturwelt. Die Idee ist gut, der Ausdruck klar; auf die Anmuth des Ausdrucks aber versteht man sich hierzulande noch nicht viel. Die Baukunst hat mit dem Kolossalen, mit dem babylonischen Thurmbau angefangen. Viel weiter ist die amerikanische Kunst noch nicht gediehen. Einstweilen muß das Ungeheuere, das Massenhafte da noch eintreten, wo die Kunst versagt.

Malerisch wirkten nur die Indianer, die als Ureinwohner den Zug eröffneten. Sie wurden zwar mit lauten Hurrahrufen begrüßt, aber sie spielten doch eigentlich dieselbe traurige Rolle, zu der unsere rothhaarigen Altvordern bei den Triumphzügen vor den römischen Cäsaren verurtheilt waren. Einen ausgezeichneten Eindruck machte die Feuerwehr mit ihren

vorzüglichen und in bestem Zustande gehaltenen Löschapparaten. Uns interessirte dann noch besonders eine Abtheilung farbiger Soldaten — sammt und sonders kräftige, wohlgewachsene Leute, die auch sehr stramm marschirten. Die verschiedenen landsmannschaftlichen Vereine trugen ihre Fahnen, die Deutschen hatten auf ihrem Banner jene Farben, die für uns jetzt schon geschichtlich abgethan sind: das Schwarz-Roth-Gold, das die Achtundvierziger mit herübergebracht und zur Erinnerung an ihre Sturm- und Drangperiode bewahrt haben. Wie überall in der Welt, so waren auch hier die Fleischer beritten und trugen weiße Handschuhe in den höchsten Nummern.

Mit vergleichender Statistik prunkten die Post- und Verkehrsanstalten. Die Post hatte auf einem Riesenplakat die Aufschrift: „Einnahme 1846: 3 Doll. 43 Cents.
1882: 183,954 Doll. 82 Cents."

Die alten Beförderungskutschen wurden vorgeführt, der Ochsenwagen, der früher allein den Verkehr vermittelt hatte. Darauf war geschrieben: „Von St. Paul nach Portland 6 Monate 1870." Ihm folgte die Darstellung der Lokomotive mit den immer wiederkehrenden Anfangsbuchstaben N. P. R. R. (Northern Pacific Rail-Road) und der Aufschrift: „Von St. Paul nach Portland 4 Tage 1883." Die Rivalität mit Minneapolis fand in der riesigen Eisenbahnkarte, die herumgefahren wurde, wieder ihren scherzhaften Ausdruck. Auf dieser war Saint Paul als Millionenstadt mit Riesenbuchstaben, Minneapolis dagegen, obgleich es thatsächlich mehr Einwohner zählt als St. Paul, als verlassenes Marktfleckchen mit ganz kleinen Lettern verzeichnet. Alle Gewerke, alle kaufmännischen Geschäfte, alle öffentlichen Anstalten, Alles, was in der Stadt lebt und webt, zog zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen an uns vorüber. Während des Zuges waren die Gewerke in

voller Thätigkeit: es wurde gehämmert, geschweißt, gehobelt, genäht, gekocht, — die Druckerei stellte die Festzeitung her, deren noch feuchte Blätter in die Menge geschleudert wurden u. s. w. Das Vergnügen dauerte furchtbar lange. Ich weiß nicht, wie viel Meilen der Zug lang war; ich habe das Ende nicht abgewartet. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie noch nicht fertig wären. Denn eben durch die Massenhaftigkeit sollte ja der Haupteffekt erzielt werden.

In der Beziehung wollte das benachbarte Minneapolis, wohin wir am Nachmittage fuhren, um denselben Kelch der Freude noch einmal an uns vorübergehen zu lassen, seine Nebenbuhlerin gründlich ausstechen. Die Leute von Minneapolis sind schlaue Gesellen. Während wir in Saint Paul in bequemen Wagen von der Bahn zum Festplatze fuhren und auf der Fahrt von hübschen jungen Mädchen und reizenden Kindern mit Blumen überschüttet wurden, mußten wir in Minneapolis den Festzug selbst eröffnen, natürlich als besonders gefeierte Ehrengäste mit einem Musikchor an der Spitze und von einem Musikchor gefolgt. So ließen sie uns durch die halbe Stadt marschiren und zeigten uns den Tausenden und Abertausenden, die die Feststraße vom Bürgersteig bis zu den Söllern der höchsten Gebäude, bis zu den Spitzen der Telegraphenstangen bevölkerten. Minneapolis hatte die ganze Umgegend auf die Beine gebracht. Es war eine Menschenmenge da vereinigt, wie sie bei den Volksfesten der alten Weltstädte nicht kopfreicher sein kann. Die Stadt war natürlich ebenso festlich geschmückt wie Saint Paul, sie hatte sich sogar eine Dekoration geleistet, die der verhaßten Schwesterstadt nicht eingefallen war: einen natürlichen Wasserfall, der der Ehrentribüne gegenüber von einem ad hoc gemachten Felsen herabrauschte. Hatte uns Saint Paul einfache Indianer

vorgeführt, so überbot Minneapolis die Wirkung durch die fahrende Produktion eines Indianerlagers mit Wigwam. Ja, wir bekamen auch Kostüme zu sehen — sehr merkwürdige Kostüme: alte Portugiesen werden es wohl gewesen sein, vielleicht auch Statisten aus der „Afrikanerin in Kalau"; es war nicht ganz leicht, den tiefverborgenen Sinn zu erkennen. Auch die Post von Minneapolis renommirte mit ihren steigenden Einnahmen: 1854: 7 Dollars, 1883: 167,000 Dollars. Und es wurde in lustiger Weise ein Globus zur Schau getragen, mit Minneapolis als Hauptstadt und Saint Paul als kleiner Vorstadt des gewaltigen Universalcentrums.

Minneapolis verdankt seinen schnellen und mächtigen Aufschwung vor Allem der Mühlenindustrie. Es veranschaulichte daher auch in dem Aufzuge die Fortschritte der Mühle; und zwar fing die Geschichte ein bischen früh an, nämlich im Jahre 2000 vor Christus. Wir sahen da ein weißgekleidetes Menschenkind, jedenfalls einen Orientalen, sitzen, der langsam mit der Hand zwischen zwei kleinen Mahlsteinen die Körner zerrieb. Dagegen wirkten die großen Pappgebäude mit ihren hundert Fenstern, die jetzigen Mühlen von Minneapolis, wenn sie auch architektonisch so urlangweilig sind, wie man sich eben eine langweilige Fabrik nur irgend vorstellen kann, natürlich erdrückend imposant.

Die Minneapolitaner wollten den fremden Leuten nun einmal zeigen, was es mit den Müllern eigentlich für eine Bewandtniß hat. Sie schickten also zunächst ein paar Dutzend in's Treffen, — richtige Müller in ihrer Arbeitstracht, mehlbestaubt. Nun hatten wir also leibhaftige Müller gesehen, ich freute mich darüber, aber als deren vierzig bis fünfzig vorbeimarschirt waren, hatte ich für's Erste genug, und ich hätte nun gern wieder einmal etwas Anderes gesehen. Aber

nun ging's erst los. Was jetzt an Müllern aufgeboten wurde, spottet jeder Beschreibung: blonde Müller, braune Müller, schwarze Müller, dünne Müller, dicke Müller, kleine Müller, große Müller, geradbeinige Müller, X-beinige Müller, O-beinige Müller — es ist noch lange nicht fertig, aber der Athem vergeht uns: Gottlob! jetzt lichten sie sich. Die Müllerei scheint vorüber zu sein. Da kommen noch fünf Müller. Und nun kommt noch einer. Und nun kommen noch fünfundzwanzig. Und da kommt wieder einer. Und dem folgen ein halbes Dutzend — lauter unverfälschte, im Mehl gefärbte Müller, und so geht's fort, mit Grazie in infinitum. Wir haben in Deutschland viele Müller; aber so viele Müller wie in Minneapolis giebt's überhaupt in der ganzen Welt nicht.

Schließlich konnte ich's nicht mehr aushalten. Ich schlich mich von der Ehrentribüne, auf der die Ehre größer war als das Vergnügen, in eine Restauration und trank ein Glas Bier. Ich ließ mir viel Zeit, ich blieb wohl eine Stunde fort und die Zeit wurde mir nicht lang, da mich ein liebenswürdiger Bürger von Minneapolis begleitete, der mir über die Großartigkeit der Entwickelung dieser rührigen, reich begünstigten Stadt die überraschendsten Mittheilungen machte. Als ich wieder auf die Tribüne stieg, zogen unabsehbare Schaaren mehlbestaubter Menschenkinder vorüber. Es dürften wohl Müller gewesen sein. Ich war aber nicht weiter neugierig, und inzwischen waren auch die Wagen vorgefahren, die uns nach einem benachbarten, am See sehr schön gelegenen Wirthshause führten, wo wir einen sehr erfreulichen Imbiß nahmen und verschiedene Redner hörten, während die Müller in Minneapolis ihren Aufzug mit ungeschwächten Kräften fortsetzten.

Als wir den Zug bestiegen, der uns nach Minnetonka führen sollte, trat einer der Herren vom Comité an uns heran und sprach: „Schade, daß Sie uns jetzt schon verlassen müssen und den ganzen Zug nicht ansehen können! Jetzt kommt nämlich das Beste. Jetzt ziehen die Müller auf. Sie sollten es doch nicht versäumen, sich unsere Müller anzusehen, und vielleicht erlaubt es Ihre Zeit noch, wenigstens einen Theil . . .“

Der Zug setzte sich in Bewegung; in einer halben Stunde waren wir in dem Riesenhotel Lafayette an dem lieblichen See Minnetonka angelangt, der mit seinem klaren Wasser, seinen flachen, grünen Ufern eine große Aehnlichkeit mit unsern märkischen Seen hat. Es wurde da von den diesmal vereinigten Bürgern von Minneapolis und Saint Paul ein Banket gegeben, an dem 400 Personen theilnahmen und bei dem das gedruckte, höchst elegant ausgestattete Menu bei weitem das Beste war. Das Essen war herzlich schlecht und für den Preis — 20 Dollars pro Gedeck — geradezu erbärmlich.

An den Festlichkeiten in den benachbarten Städten und an diesem Banket betheiligten sich einige Persönlichkeiten, die ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen dürfen: zunächst der Präsident der Vereinigten Staaten Mr. Arthur, der aus dem Yellowstone-Park heimkehrte und dessen sonnengebräunte Hautfarbe erkennen ließ, daß er sich Ferien gegönnt hatte. Präsident Arthur macht einen guten und vornehmen Eindruck. Er hat eine breite, nicht hohe, aber durchgearbeitete Stirn, eine kleine Stumpfnase, er trägt den Schnurr- und Backenbart ganz kurz, das Kinn ist ausrasirt. Die nicht großen Augen sind ungemein lebhaft und sympathisch im Ausdruck. Er besitzt eine schlanke elastische Gestalt und hält sich musterhaft. Er kleidet sich sehr sorgsam, sogar mit einer

gewissen Koketterie, man würde ihn eher für einen vornehmen Engländer, als für einen Amerikaner halten.

So unterscheidet er sich äußerlich in Allem von seinem Vorgänger, dem General Grant, der ebenfalls zu den Ehrengästen zählte. General Grant ist die Verneinung aller Eleganz. Er ist kaum mittelgroß, vierschrötig, breitschulterig, mit langsamen, gelangweilten, unbeholfenen Bewegungen. Der Kopf ist dick und gar nicht bedeutend. Er trägt den Vollbart ziemlich kurz geschoren. Stirn und Augen sagen nichts, besondere Kennzeichen fehlen. Niemals würde ich hinter diesem Manne, der sich auch in seinem Aeußern in kaum statthafter Weise vernachlässigt, den Staatsmann, der die Geschicke eines der größten Staaten der Welt zu leiten gehabt, niemals den General, der große Siege errungen hat, gesucht haben. General Grant hat beinahe die ganze Reise mitgemacht. Er hat vielleicht die günstige Gelegenheit benutzt, um für die nächste Präsidentenwahl Propaganda zu machen; er ist überall angejubelt worden, er hat sich überall gern gezeigt und überall gern gesprochen, — ich habe mehrere tausend Meilen mit ihm zusammen zurückgelegt, ich habe ihn mir sehr genau angesehen; je schärfer ich dies Gesicht aber musterte, desto weniger habe ich darin wahrgenommen. Er sieht genau so aus, wie ein wackerer Bierbrauer in einer mittleren Provinzialstadt, der es zu etwas gebracht hat.

Sehr interessant ist dagegen der Kopf eines dritten Ehrengastes, des Staatssekretärs Evarts, der als einer der besten Redner und namentlich als der witzigste Tischredner der Vereinigten Staaten gilt. Das weiß er natürlich auch, und wenn er den Mund öffnet, erstrahlt sein Antlitz von wahrhaft souveräner Ueberlegenheit, fröhlichem Selbstgenügen und unerschütterlicher Siegesgewißheit. Dieser Mund hat sich oft

geöffnet! Das sieht man ihm an. Er besitzt die virtuosenhafteste Entwickelung in den Bewegungen und die stolzesten Dimensionen im Umfange. Der Mund ist der dominirende Theil dieses Gesichtes und kein Bart verbirgt die starken Lippen, die faltenreiche Umgebung und die Kauwerkzeuge. Das Gesicht ist schmal, scharf geschnitten und von unheimlicher Klugheit. Evarts sieht aus wie ein Schauspieler, der im komischen und Charakterfache excellirt. In fünfzehn bis zwanzig Jahren wird Emil Thomas ungefähr so aussehen können.

Nach dem schweren, sehr interessanten, aber auch sehr ermüdenden Tage fuhren wir um Mitternacht von Minnetonka ab, erreichten am folgenden Tage, 4. September, Dakota und besuchten die jungen Städte, die längs der Bahn entstanden sind: Fargo, Sanborn und Jamestown. Hier wie in den andern kleinen Städten wiederholte sich immer dasselbe Schauspiel. Wir wurden mit Böllerschüssen und Hurrahrufen empfangen, es waren Ehrenpforten errichtet, durch die der erste Zug, der den ganzen Kontinent im Norden durchfährt, passiren mußte, Villard wurde durch stürmischen Zuruf zum Sprechen gezwungen und konnte der Wahrheit gemäß konstatiren, daß das märchenhaft schnelle Emporblühen der jungen Ansiedlung die kühnsten Erwartungen übertreffe, und daß er also an eine glänzende Zukunft der Stadt glauben müsse. Es waren landwirthschaftliche Ausstellungen improvisirt, in denen wir die in der That herrlichen Erzeugnisse des Bodens, namentlich den Weizen von unerhörter Fülle und Pracht, das wundervolle Obst, die gigantischen Rüben, Kohlköpfe u. s. w. bewundern mußten. Wir wurden durch die Straßen gefahren, in denen einstweilen noch nicht einmal der Versuch der Pflasterung unternommen war und das Gras

noch fröhlich wucherte. Man verabsäumte es nicht, uns jedesmal darauf aufmerksam zu machen, daß alle diese Häuser, die stellenweise schon zu einer Straßenflucht zusammengeschlossen waren, stellenweise aber auch noch in weltvergessener Nachbarlosigkeit standen, eine Schöpfung der letzten zwei, drei Jahre seien; und daß es nun noch viel schneller gehen werde. Ueberall wurde uns ein erfreuliches Bild der Rührigkeit, der Zufriedenheit, des Gedeihens geboten.

Es geht ja auch windschnell. Ueber Nacht ersteht so ein Wohnhaus aus dem Boden. Es wird fix und fertig mit zugehauenen Balken, mit Thüren und Fenstern, mit Dach und Veranda an Ort und Stelle gebracht und braucht da nur zusammengesetzt zu werden. Da wird es denn aufgebaut wie Nürnberger Spielzeug, leicht gefügt, leicht genagelt, vielleicht nicht ganz wetterfest, aber jedenfalls fertig. Von den Vorurtheilen des Fundirens ist man in diesen neuen Städten gänzlich befreit. Keller giebt es nur in seltenen Ausnahmen. Der Boden wird mit festen Steinen und Brettern geebnet, und darauf wird dann mit Gottvertrauen die freundlich wirkende Bretterbude aufgeschlagen. „Wenn der Sturm gar zu stark wird und die Bretter allzu bedenklich krachen und knacken, gehen wir lieber in's Freie", sagte mir der Ingenieur in Bismarck, „aber bis jetzt hat es gut gehalten."

Die winterlichen Eisstürme, die sogenannten Blizzards, sind nämlich der böseste und tückischste Feind dieses Theils des Westens. Sie richten oft beträchtlichen Schaden unter dem Viehstande an. Sie sind oft so gewaltsam und heftig, daß sich Farmer, die in der wenige Schritte vom Wohnhause entfernten Scheuer zu schaffen hatten, auf dem Wege nach ihrem Hause verlaufen haben. Aber die Leute scheinen hier gegen Wind und Wetter gefeit zu sein. Sie geben zu, daß

es im Winter hier oft gehörig bläst und daß das Thermometer bisweilen auf — 30 Grad Reaumur sinkt, aber kein Mensch klagt darüber. „So ein bischen durchfrieren ist ganz gesund, da schafft man besser!“ haben mir wenigstens ein halbes Dutzend gesagt, und ich habe ihnen allen auf's Wort geglaubt.

Auffallend ist die relative Eleganz der Damen. In diesen unendlichen, fernen Oeden, die noch so spärlich bevölkert sind, daß man ein paar Quadratmeilen abgrasen muß, um einen vernünftigen Skat zusammen zu bringen, sieht man Amazonen in Kostümen, die sich auf Longchamps nicht zu verstecken brauchten, sieht man Damen, die auf der Veranda in ihrem Schaukelstuhle sich wiegen, in Toiletten, die sicherlich direkt aus den besten Modebazaren der größten Städte bezogen sind. Es sind die Bauernfrauen, die hier in der Verlassenheit einen Luxus entfalten, den sie daheim gewiß nicht gekannt haben.

Der äußerlich wahrnehmbare Bauerntypus ist in den neuen Ansiedlungen gänzlich verwischt. Auch die Männer kleiden sich städtisch, und wenn man sie auf ihrem Buggy, dem leichten, kleinen Wagen, den bei den bedeutenden Entfernungen Jedermann besitzen muß, daherkutschiren sieht, so verfällt man kaum auf den Gedanken, daß diese Männer es sind, welche mit ihrer Hände schwerer Arbeit den Boden selbst bebaut haben und bebauen. Und unter oft recht beschwerlichen Umständen dazu. Da oben steht noch ein Fort, das zum Schutze der Ansiedler gegen die Indianer hat errichtet werden müssen. Und überhaupt ist diese ganze Gegend bis vor Kurzem recht ungemüthlich gewesen. Das abenteuerliche Gesindel, die verrufenen Strolche, welche den Pionieren der Kultur immer voranziehen und, sobald die Kultur die Oberhand gewinnt, jählings verschwinden, um an

einem anderen Orte aufzutauchen, haben noch bis vor Kurzem ihr Unwesen hier getrieben. „Früher mochte ich am Abend nicht ausgehen", sagte mir ein Bewohner von Sanborn oder Jamestown, — ich erinnere mich nicht genau — „es wurde mir hier zu viel gestochen und geschossen."

„Sie sind wohl der älteste Ansiedler hier zu Lande?"

„O nein! Da steht einer, der war schon vor mir da; schon im Frühjahr 1879."

IX.

Die Feier in Bismarck. Ansiedler und Ansiedlungen in Dakota und Montana.

Portland (Oregon), 18. September.

Die Hauptstadt des zukunftsreichen, ungemein fruchtbaren Dakota, das nicht blos nach den Anpreisungen der Betheiligten, sondern nach der Auffassung aller Sachkundigen eine der ergiebigsten Getreidekammern der bewohnten Erde zu werden verspricht und es bei rationeller Behandlung des üppigen Bodens bleiben würde, führt den Namen unseres deutschen Reichskanzlers. Wir erreichten Bismarck am Morgen des 5. September. Der Empfang, den wir hier fanden, und der Ausschmuck der Stadt waren ebenso glänzend und festlich wie in den anderen jungen Städten, die wir im Fluge besichtigt hatten. Für unseren Aufenthalt in Bismarck war eine etwas längere Frist angesetzt, denn hier galt es, einen ganz besonders feierlichen Akt zu begehen: Präsident Henry Villard und dessen deutsche Gäste, unter denen sich auch die Vertreter des deutschen Reiches in den Vereinigten Staaten befanden: unser Gesandter in Washington, Herr von

Eisendecher, Generalkonsul Feigel und Konsul Raschdau aus Newyork, waren geladen, der Grundsteinlegung des Kapitols von Bismarck beizuwohnen.

Wir fuhren durch die Stadt, die bis vor einem Jahre noch ein Sammelpunkt des unheimlichen Vortrabes der Kultur gewesen war, der Spieler und Abenteurer, denen der Revolver unglaublich locker in der Hüftentasche sitzt; die aber jetzt durch das schnelle Gedeihen von diesem Geschmeiß gänzlich befreit ist. Wir freuten uns über die vortheilhafte Lage der rührigen Stadt auf mäßiger Höhe am westlichen Ufer des Missouri, der hier auf eine Strecke von 1200 Meilen schiffbar ist. Wir sahen an den massenhaften Neubauten und halbfertigen Häusern, wie kräftig sich hier das junge Leben regt; wir erkannten an der verhältnißmäßig großartigen Anlage vieler der neuesten Gebäude, an den großen Läden, deren Dimensionen über die Bedürfnisse der Gegenwart weit hinauszugehen scheinen, das von allen Bismärckern getheilte Vertrauen auf ein schnelles und blühendes Weitergedeihen der Stadt. Die Häuser waren mit Garben herrlichen Getreides geschmückt, überall flatterten die Fahnen der Vereinigten Staaten und des deutschen Reichs. Ueber eine der Hauptstraßen war ein Velarium gespannt, das das über Lebensgröße gemalte, nebenbei bemerkt gar nicht schlecht ausgeführte Bild unseres Kanzlers in der Uniform der Halberstädter Kürassiere in ganzer Figur darstellte. Darunter die Worte: „Im Frieden und Krieg gleich groß.“

Bismarck ist in die Prairie hineingebaut, die an den großen unbebauten Plätzen ihres grünen Kleides noch nicht beraubt ist, auf mäßig hügeligem Boden. Auf einer der höchstgelegenen Stellen soll sich nun das Kapitol erheben, dessen Grundsteinlegung wir beigewohnt haben. Es wurde

uns ein von deutschen Geometern, den Gebrüdern Heinze, gefertigter Plan der Stadt überreicht — nicht der Stadt, wie sie ist, sondern der Stadt, wie sie werden soll, ein idealer Zukunftsplan — und aus diesem ist ersichtlich, daß das Kapitol bestimmt ist, vom Mittelpunkte der Stadt aus in freundlicher Umrahmung durch einen schattigen Park die gewaltige Metropole Dakotas zu beherrschen.

Vor der Hand sieht es nun allerdings in Wahrheit noch ein bischen anders aus. Alle die großartigen Straßen, die rechtwinklig um diesen idealen Mittelpunkt sich lagern oder strahlenförmig darauf hinstreben, glänzen zum bei weitem größten Theile noch durch ihre Abwesenheit. Noch spenden die schattigen Bäume des Zukunftsparkes keine Kühlung, und zwar aus dem einleuchtenden Grunde, daß noch kein Bäumchen gepflanzt ist. Das Kapitol selbst ist erst auf dem Papier fertig, und wäre es fertig, so würde es auch nicht den Mittelpunkt bilden, denn es liegt vorläufig noch 1½ bis 2 englische Meilen von der thatsächlichen Peripherie des jetzigen Stadtkreises entfernt, und man braucht, um von der Stelle, „wo die letzten Häuser stehen", bis zu diesem Bauplatze zu gelangen, immerhin 15 bis 20 Minuten.

Es klingt spaßhaft für unser deutsches Ohr. In diesem wunderbaren Lande aber, in dem der vertrauensselige Unternehmungsgeist und die jeder Schwierigkeit spottende Thatkraft im Vollbringen mit jedem jungen Tage Wunder schaffen, ist es vollberechtigter Ernst den Mittelpunkt einer städtischen Neuschöpfung in die noch unbebaute Oede zu rücken.

Hier gleich ein Beweis für die Richtigkeit dieses Verfahrens: Bismarck, „die älteste Stadt" von Dakota, ist ein paar Jahre alt. Die ersten Ansiedler scheinen wenig Vertrauen zum Wachsthum ihrer Gründung gehabt zu haben, sie

haben den Kirchhof etwa zehn bis fünfzehn Minuten weit von ihren Wohnstätten angelegt — einen schmucklos traurigen Kirchhof, von einem weißen Stacket eingefriedigt, mit schlichten weißen Kreuzen, nackt und kahl. Durch die Erhebung der Stadt zur Hauptstadt des Territoriums, durch die Ueberbrückung des Missouri und die Vollendung der Nord-Pacificbahn hat sich der Ort in wenigen Monaten so gehoben, daß die neuen Häuser der Lebenden jetzt schon in unbequeme Nachbarschaft mit den Ruhestätten der Verstorbenen gerückt sind, und daß die Verlegung des Kirchhofes schon heute als eine Nothwendigkeit beschlossen worden ist.

Die Grundsteinlegung des Kapitols wurde in der bei solchen Anläßen üblichen Weise mit Ansprachen, Hochrufen und instrumentalen Produktionen vollzogen. Unserm Gesandten Herrn von Eisendecher wurde eine von den städtischen Behörden im Namen der Bürgerschaft unterzeichnete Adresse an den großen Taufpathen der Stadt, an unsern Reichskanzler zur Beförderung überreicht, die Herr von Eisendecher mit einigen sehr taktvollen Worten entgegennahm. Die Feierlichkeit vollzog sich auf einem Holzgerüst, das in aller Eile zurecht gezimmert war, und das mir in seiner schwankenden Gestalt eigentlich recht wenig Vertrauen einflößte. Und die Bauherren selbst schienen nicht ganz frei von Bedenken zu sein. Sie arbeiteten unten fröhlich weiter, während sich oben die Ehrengäste zusammenschaarten, und sobald wieder ein paar dieser letzteren die halsbrecherische Treppe hinaufkletterten, wurde flugs noch eine schmale Latte als Stütze festgenagelt. Zuguterletzt, als die Feier vorüber war, war auch das Gerüst ziemlich fertig.

Unter den Ehrengästen, auf die man nicht vorher gerechnet hatte und für die die besonderen Stützen angebracht

wurden, befand sich ein wunderbarer Heiliger: Sitting Bull, der gefürchtete Häuptling des stolzen Indianerstammes, der kriegerischen Sioux, der noch vor kurzer Zeit den „weißen Freunden“ hierzulande das Leben recht sauer gemacht hat. Er wird als der letzte kriegerische Held der nördlichen Indianer bezeichnet. Sitting Bull hat sich zuletzt unterworfen. Er hat einen mächtigen, bedeutenden Kopf. Er hatte sein Gesicht mit den lichten Farben der Versöhnlichkeit gefärbt und trug als Kopfschmuck drei aufrechtstehende Adlerfedern. Als Präsident Villard ihm auf dem Hochgerüste die Hand reichte und ihn als Freund den Bürgern von Bismarck vorstellte, wurde hellauf geschrieen und gepfiffen. Sitting Bull nahm die Ovation mit der überlegenen Ruhe des weitgebietenden Herrschers würdevoll entgegen und schnäuzte sich coram populo mit dem angeborenen Taschentuche seiner drei mächtigen, ringbedeckten Finger. Es war schlicht, natürlich, erhebend. Darauf sprach er einige Worte, die der Dollmetscher so übertrug, daß er, Sitting Bull, bei Bakas tonka — „dem großen Schauerlich-Geheimnißvollen“, das ist der poetische Ausdruck, mit dem die Indianer das höchste Wesen bezeichnen — schwöre, mit den „weißen Freunden“ fürderhin in Frieden und Freundschaft zu leben. Alles umringte den gezähmten Widerspänstigen. Man drückte ihm die Hand. Man erbat sich ein Andenken von ihm. Man reichte ihm das Notizbuch, und er schrieb mit großer Zuvorkommenheit in wenn auch etwas kindischen, doch deutlichen Buchstaben seinen englischen Namen hinein: „Sitting Bull“. Dafür zahlten Einheimische einen Dollar, die fremden Ehrengäste einen Dollar fünfzig Cents, und alle Welt war zufrieden. Sitting Bull auch.

Wir verließen nun Bismarck und fuhren über die große und schöne Bismarck-Bridge, die 1450 Fuß lange, auf vier

mächtigen Pfeilern ruhende Missouri-Brücke, — wenn ich nicht irre, die einzige massive, stählerne der ganzen Strecke, die in sehr kurzer Zeit mit einem Kostenaufwande von 1 Million Dollars hergestellt, am 1. Oktober 1882 dem öffentlichen Verkehr übergeben worden ist, und auf die die neue Bahn mit vollem Rechte stolz sein darf.

Auf dem jenseitigen Ufer des Missouri liegt Mandan, das zu Bismarck in ähnlichen Beziehungen steht, wie Minneapolis zu St. Paul. Es wird aber weit mehr Mühe haben, mit dem begünstigten Bismarck, das nun auch der politische Mittelpunkt des Territoriums geworden ist, den Wettkampf aufzunehmen. Wir hielten da nur kurze Zeit, um die Ausstellung der Landesprodukte, die wie überall glänzende waren, in Augenschein zu nehmen.

Die Bahn durchkreuzt nun eines der landschaftlich interessantesten Gebiete des Nordwestens. Der Prospekt, der uns zur Orientirung übergeben worden ist, hat für die Schilderung dieses Striches einen überaus glücklichen, beinahe genial zu nennenden Euphemismus gefunden. Es heißt da: „Von nun an tritt der Charakter der Landschaft in kräftigeren Zügen hervor, und Ansiedlungen suchen mit Vorliebe geschützte Thäler auf.“ Also auf deutsch: nun hat die Herrlichkeit einstweilen ein Ende. Nach diesem Muster könnte ein Reisender durch Spanien, der etwa über das Ungeziefer schreiben wollte, sagen: „Die Annehmlichkeit der nächtlichen Ruhe wird noch durch das Bewußtsein erhöht, ein lebendes Wesen an seiner Seite zu haben.“ Den „Pyramidenpark“ nennt der Prospekt diese Gegend, der Volksmund ist grausamer: „Bad lands“, „Schlechtland“ heißt er sie. Aber verstehen wir uns recht: Schlechtland nur für den Ackerbau — und auch das wird bestritten — Schlechtland für den Reisenden, zum größten

Theil Gutland für Weide, Viehzucht, und malerisch eines der seltsamsten, herrlichsten Länder der Welt.

Die Landschaft tritt hier in der That „in kräftigeren Zügen“ hervor und keine menschliche Staffage stört den reinen und vollen Eindruck. Auf Meilen hinaus, soweit der Blick streift, die Oede, Wüstenei und Verlassenheit in ihrer ganzen grandiosen Unheimlichkeit, meilenweit keine menschliche Spur zu erspähen. Zunächst eine gelbe, ausgedörrte Fläche, die allmälig sich zu seltsam geformtem Hügellande gestaltet, der ab und zu niedriges Gesträuch entwächst. Mitten in der freudeleeren Einsamkeit drei Häuser, das eine mit der Aufschrift: Boarding House, die wie schneidiger Hohn klingt. Und da, nach langer Leere, plötzlich eine Cavalcade, mehrere Damen und Herren, die mit dem Zuge um die Wette reiten und die nächste Station Dickinson, eine Ansiedlung, die 250 Köpfe zählt, in der That gleichzeitig mit uns erreichen. Und in diesem von Gott und der Welt verlassenen Dickinson ein reizendes Bild des Komforts und der Gemüthlichkeit. Auf der Veranda eines der wenigen Häuser ruht im Schaukelstuhle eine hübsche elegante junge Dame in geschmackvollster Toilette. Sie hat die Knie übereinander geschlagen und zeigt kokett die rothseidenen Strümpfe und in zierlichem Schuhwerk allerliebste kleine Füße. Sie läßt ihr kleines, etwa zweijähriges Mädchen auf dem Schooße tanzen und bekümmert sich nicht besonders um den bekränzten und beflaggten Eisenbahnzug, der hier kurze Rast hält. Plötzlich blickt sie sich um. Die berittenen Herren und Damen aus der Nachbarschaft halten vor dem Hause. Ohne sich zu erheben und ohne das Kind in seinem Spiel zu stören, wechselt sie einige Worte mit den Nachbarn. Diese scheinen auch nicht viel Zeit zu haben und sprengen davon. Nur eine der Amazonen bleibt

länger zurück. Diese plaudert mit der hübschen jungen Mutter, bis sich unser Zug in Bewegung setzt. Nun grüßt sie mit der Hand, läßt das starke Pferd galoppiren und reitet wohl zehn Minuten lang neben unserm Zuge daher — nach vorn gebeugt, eine wahre Amazone, wie Penthesilea, die Luft wegtrinkend, die den ungestümen Lauf des Rosses hemmt. Dann wendet sie rechts ab, und in demselben gestreckten Galopp saust sie in die gelbe, hügelige Einöde. Auf uns Alle, die wir dies sonderbare Schauspiel beobachtet hatten, machte der Gegensatz zwischen dieser friedlichen, behaglichen Ruhe der einen und diesem abenteuerlich wilden Ritte der andern jungen Dame in der traurigen und schaurigen Natur einen merkwürdigen Eindruck. Welch ein wunderbares Leben in diesem völligen Verzicht auf Alles, was das Zusammenleben mit den Menschen an Bequemlichkeiten, Zerstreuungen, Anregungen, geselligen Freuden gewährt!

Nun nimmt die Landschaft ziemlich unvermittelt einen neuen, großartigen Charakter an. Jetzt fahren wir in die eigentlichen Badlands ein; eine bergige Wüste, „Himmel und Steine.“ Der Name „Pyramiden-Park“ ist nicht schlecht erfunden. Es sind in der That Steinpyramiden, die in mächtiger Runde aufragen, spitz zulaufende Kreidefelsen, die auf breiter Basis in einer Reihe von übereinander gethürmten, sich verjüngenden, ganz wagerecht, wie mit dem Lineal gezogenen Stockwerken sich aufbauen, mit senkrecht laufenden tiefen Einfurchungen. Diese Erdpyramiden sind Abspülungen aus unvordenklichen Zeiten. Es ist uraltes Festland, das früher mit unendlichen Wassermassen bedeckt gewesen sein muß. Diese herrlichen Felsen mit ihren gleichmäßigen, übereinander in scharf begrenzten Stockwerken abgetheilten tiefen Einschnitten und Furchen wirken wie gewaltige steinerne Orgeln. Sie

machen einen tief schwermüthigen, aber erhabenen, feierlichen Eindruck. Viele sind ganz kahl, es fehlt aber auch nicht an üppig bewachsenen, deren kräftiges süßes Gras als vorzügliches Futter gerühmt wird. Ja, auch Waldungen sind hier gewesen. Sie sind aber durch die schrecklichen Brände, die hier wie auch an andern Stellen des Nordwestens und der Pacific-Gebiete fürchterlich gewüthet haben, nahezu ganz verwüstet. Von der starken Hitze ist die Erde gekocht und ganze Schichten der Kreidepyramiden sind natürliche Terracotten und haben eine ganz wundervolle bräunlich rothe Färbung angenommen.

Wir machten in Little Missouri Halt, um von einem erhöhten Punkte, dem sogenannten Cedar Canon, einen Rundblick auf die phantastisch herrliche Landschaft werfen zu können. Wir bestiegen einen leichten Wagen, und unser Kutscher, ein bildhübscher Kerl, mit starkem blonden Schnurrbart und den wasserblauen klaren Augen der Naturkinder, fuhr so vergnügt drauflos über Stock und Stein, daß der vor mir auf dem Bock sitzende Engländer gleich beim ersten Ruck derart ins Schwanken gerieth, daß er das Gleichgewicht verlor, kopfüber schlug und sich jedenfalls Hals und Beine gebrochen hätte, wenn ich nicht mit einer Geistesgegenwart, die mir noch nachträglich imponirt, zugegriffen und ihn festgehalten hätte. Der Herr war ziemlich schwer, und um ihn zu halten, stemmte ich mich so fest gegen die Rücklehne des kleinen Wagens, daß ich diese kurz und klein drückte. Als der Kutscher den veränderten Zustand seines Wagens prüfte, konnte man ihm deutlich ansehen, daß es ihm nicht leicht geworden wäre, eine Entscheidung zu treffen, wenn man ihm die Wahl gelassen hätte, ob die Lehne des Wagens oder das Genick des Engländers brechen sollte.

Aber er überwand die unangenehme Anwandlung mit Seelengröße und fuhr wie der Teufel drauflos, auf einem Wege, der ganz und gar nicht angenehm, und stellenweise sogar recht unangenehm war. Er trabte mit den beiden starken, des Steigens gewohnten Braunen auf dem schmalen, oft mit großen Steinen beworfenen Wege zur Höhe hinan, daß es nur so ein Vergnügen war; namentlich wenn man an gewissen Wendungen einen leichten Seitenblick in die Tiefe warf, die sich recht unmotivirt und recht unvermittelt unmittelbar neben dem schmalen Fahrwege aufthat. Und grade bei diesen peinlichsten Punkten schnalzte der freundliche Kutscher den Pferden Muth zu, schien im Uebrigen aber gar nicht auf sie zu achten, wandte sich vertraulich zu mir und wollte von mir interessante Einzelheiten über die Erlebnisse der „Villard-Party“ hören. Ich versprach ihm einen ausführlichen Bericht, sobald wir oben auf der Höhe oder unten bei unserm Zuge seien, nur nicht gerade hier. Lächelnd beruhigte er mich mit der Mittheilung, daß seit fünf Monaten hier kein Wagen umgeschlagen sei. „Dann wären wir wohl ungefähr fällig?“ erlaubte ich mir zu fragen. „Ich glaube kaum!“ antwortete der Kutscher, schnalzte den Braunen zu: „Get up!“ und diese legten sich auf's Neue in's Geschirr.

Heiler Haut kamen wir oben an, und der Anblick war wahrhaft überwältigend. So weit das Auge reicht dieselbe Landschaft: Pyramidenartig aufsteigende Berge, abgeglättet, zerklüftet, in Rinnen und Furchen zerspült, in regelmäßigen Schichten auf einander gelagert, stockwerkartig gegliedert, von heißer trockener meist graugelber, bisweilen auch schneeweißer und stark rother Färbung. Die Vegetation ist spärlich, und als ob die launische Natur sich einen Spaß machen wolle, hat sie auf der höchsten Spitze einer dieser Pyramiden „einsam

auf kahler Höh'" einen Baum gepflanzt, der herrlich grünt. Sonst nur die gelben, lehmigen nackten Aufragungen. Ein bewegtes Meer von Steinen. Ich habe etwas Aehnliches nie gesehen. Die Bildungen sind so phantastisch, so unwahrscheinlich wie nur möglich. Und in dem weiten, weiten Kreise, den unser Blick beherrscht, auch nicht eine Spur menschlicher Stätten. Es ist traumhaft. Eine verzauberte, versteinerte Welt.

Und doch auch hier menschliches Leben und Ringen, auch hier der Kampf um's Dasein. Little Missouri ist ja nur ein paar Meilen von hier entfernt, und unser jovialer Kutscher braucht erschrecklich wenig Zeit, um uns dorthin zurückzubringen. Denn die Braunen laufen, was sie können, und auf Bremsen scheint man hier noch nicht eingerichtet zu sein. Wir sind nun in den jüngsten Pflanzstätten der Gesittung, die nicht sehr gesittet sind. Mit dem Dünger fängt auch die Civilisation an. Little Missouri zählt zur Zeit etwa 80 Einwohner, aber unter diesen eine erkleckliche Anzahl lüderlichen Gesindels beiderlei Geschlechts. Hier ist man noch nicht einmal bis zu den Bretterhäusern vorgeschritten, aber auch unter den fliegenden Zelten kann man sein Geld im Spiel mit angenehmer Bedienung ohne Anstrengung los werden. Hier treffen wir die ersten Bassermann'schen Gestalten des Westens, wie sie im Buche stehen: die „Kuhbuben" und „Jäger", cow-boys und hunters, die zwar nicht sehr vertrauenerweckend, aber dafür desto malerischer aussehen. Wir begegnen ihnen und ihresgleichen noch in den anderen jungen Städten Dakotas und Montanas, die wir in den folgenden Tagen berühren sollen, in Billings, Livingston, Helena, und immer wissen sie unsere besondere Aufmerksamkeit zu fesseln, unser reges Interesse wachzurufen.

Diese abenteuernden Gesellen, die zum großen Theile lange nicht so schlimm sind wie ihr Ruf, die Niemanden ohne Weiteres niederschießen — es sei denn, daß er ihnen ernstlich mißfalle — wirken fast sammt und sonders unglaublich künstlerisch, wie Paradefiguren aus einem Aufzuge unserer Maler. Die „hunters“ mit ihrem breitkrämpigen Filzhute, den sie durchlöchert haben, mit den Gamaschen, dem kleidsamen, kurzen, eng anschließenden Rocke aus graugrünlich staubfarbenem, geripptem Halbsammet — ich glaube der Stoff heißt hier Corduroy — haben etwas ungemein Fesches und Schneidiges. Sie sehen sehr entschlossen aus, ohne alle Prahlerei, verwegen, sogar in der höheren Potenz: verwogen. Es läßt sich allerdings nicht ganz in Abrede stellen, daß sie nicht blos auf Wild ein bischen leicht schießen und ziemlich sicher. Aber dann muß man sie eben vorher gereizt haben. Es sind keine Wegelagerer und Strauchdiebe, es sind temperamentvolle Menschen, die bei allen Händeln das abgekürzte Verfahren des Revolvers dem umständlichen Instanzenzuge der Injurienprozesse vorziehen; wenn man sie ärgert, dann allerdings sind sie wie Habakuk capables de tout.

Auch die cow-boys, die berittenen Hirten, stehen in dem Rufe einer gewissen Gewaltthätigkeit in der Durchführung des Prinzips der Selbsthülfe. Sie haben einen schweren, harten Dienst, der eine athletische Körperkraft voraussetzt. Sie sitzen auf dem Pferde wie angegossen und nehmen es als unerschrockene, meisterhafte Reiter mit den Indianern auf. Sie bedienen sich, wie die meisten Leute dieser Gegend, der großen ledernen, schuhartigen, mexikanischen Steigbügel. Ueber dem Beinkleid tragen sie eine Lederhose. Das dunkelfarbige wollene Hemd hat keine Knöpfe, sondern wird durch ein Schnürsenkel geschlossen. Auch sie tragen den

durchlöcherten, mit einem starken Lederriemen umschlossenen Filzhut, dessen Durchlöcherung als Ventilator dient. Um den hohen Sattelknauf hängt eine Art von Lasso, „Lariat" heißt es hier, ein langer Strick mit Schlinge, den sie je nach Bedarf dem einzufangenden Thier um den Hals oder auch um die Beine werfen, das letztere, wenn das Thier zu Fall gebracht werden soll.

Mit einem der cow-boys schloß ich auf dem Bahnhofe in Billings (Montana) innige Freundschaft — von meiner Seite für's Leben. Es war ein strammer junger Bursche, vielleicht 22 bis 23 Jahre alt, mit einem etwas rohen, aber keineswegs schlechten Gesichte. Er hatte sogar etwas zutraulich Gutmüthiges und Freundliches in seinem Wesen. Wir musterten uns gegenseitig. Er sah sich den Gast aus Deutschland, und ich sah mir den Kuhbuben aus Montana recht genau an, und ohne rechten Grund lächelten wir Beide. Ich trat an ihn heran und nickte ihm zu, er reichte mir vom Pferde herab die Hand, in die ich einschlug, und wir sagten uns beide: Guten Morgen. Es war nicht sehr außergewöhnlich, aber ich hatte das ganz bestimmte Gefühl: wir finden an einander Wohlgefallen. Er lächelte wieder, und ich bemerkte nun, daß ihm die beiden Vorderzähne seines kräftigen weißen Gebisses fehlten; ich glaube kaum, daß ein Zahnarzt sie ihm ausgezogen hat. Ich sah mir die um den Knauf gewickelte Schlinge an, er löste sie in artiger Weise und reichte sie mir. „Wissen Sie, wie man das gebraucht?" fragte er mich. Auf meine verneinende Antwort rief er einem etwa fünfzehn Schritt von uns haltenden Farmer etwas zu, neben dessen Buggy ein dummes Fohlen arglos schnupperte. Der Farmer nickte, ohne ein Wort zu sagen. Da nahm mir mein Freund das „Lariat" ab,

schwang es drei-, viermal über seinem Kopf, schleuderte den Strick und sofort lag die Schlinge um den Hals des Fohlens, das sehr überrascht aufblickte, einen thörichten Satz machte und selbst die Schlinge zuzog. Die Geschicklichkeit des Burschen machte mir viel Vergnügen. Der Rinderhirt ritt nun an das Fohlen heran und lockerte die Schlinge, was ihm durch den albernen Widerstand des kindischen Thieres einigermaßen erschwert wurde. Dann ritt er einige Schritte weiter zu einem andern cow-boy, der eben angekommen und vom Pferde abgestiegen war und unterhielt sich mit ihm. Dieser schwang sich nun mit auf das Pferd meines Freundes, und Beide galoppirten davon, ohne Abschied von uns zu nehmen. Es kränkte mich tief, denn wenn unsere Freundschaft auch noch jungen Datums war, so hatte ich sie doch für zu feurig gehalten, um ein so kaltes Scheiden zu gestatten. Ich freute mich daher wirklich, als gleich darauf die Beiden wieder angaloppirt kamen. Der zweite sprang während des Reitens ab, mein Freund aber kam auf mich zu und zeigte mir ein sehr schönes, ganz neues „Lariat“ aus geflochtenen Lederstreifen, das er eigens geholt hatte, um mir klar zu machen, daß die gewöhnlichen Stricke blos an Werkeltagen gebraucht werden. Er gab mir nun unaufgefordert eine förmliche Vorstellung im Lassowerfen. Er zog dem Pferde seines Freundes mit der langen Peitsche ein paar tüchtige über, jagte es auf dem Platze einigemal an mir vorbei und im scharfen Ritte, sich halb im Sattel erhebend, warf er ihm abermals, nachdem er wiederum das Lariat über dem Kopf geschwungen hatte, die Schlinge mit bewundernswerther Sicherheit über den Hals, zog das sich sträubende Thier gewaltsam an sich heran und zwang es, im Galopp ihm zu folgen. Alles das that mein Freund, ohne daß ich ihn darum gebeten hätte.

Er merkte, daß mich die Sache interessirte, und das genügte ihm. Die kleine Episode berührte mich sehr angenehm. Ich dankte ihm herzlich, als ich ihm Lebewohl sagen mußte. Ich denke noch heute gern an den cow-boy von Billings mit den ausgeschlagenen Vorderzähnen, der aus angeborener Liebenswürdigkeit vor einem wildfremden Menschen, den er wahrscheinlich auch nie wiedersehen wird, seine Künste produzirt hat. Er ritt noch einige Minuten neben unserem Zuge her. Dann verschwand er.

Es giebt natürlich auch weniger freundliche unter diesen raschen Leuten. Davon wußte der interessanteste Ansiedler, dem wir auf unserm langen Wege begegnet sind, ein wahrer „Pionier" in des Wortes edler Bedeutung, der junge Marquis de Mores, ein Liedchen zu singen. Der Marquis, ein früherer französischer Offizier, hat hier in den Bad Lands erhebliche Ländereien angekauft. Er ist Landwirth, Jäger, Fischer, versteht sich auf Viehzucht und will nun einmal sehen, was hier zu machen ist. Er sagt sich sehr richtig, daß der Boden, auf dem sich jetzt blühende Städte erheben, schwere, volle Aehren sich schaukeln oder mächtige Heerden weiden, vor zwanzig Jahren gerade so unwirthsam, bisweilen noch viel schlimmer ausgesehen, als die großen Strecken, die er erworben hat, und die jetzt schon dem Vieh reichliches, gesundes Futter und die ergiebigste Ausbeute für Jagd und Fischfang gewähren. Und so hat er sich denn in Little Missouri sein Haus gezimmert, das einzig ansehnliche Gebäude in meilenweiter Runde, und hat sich mit seiner resoluten, reizenden jungen Frau, einer geborenen Deutschen, der Tochter eines angesehenen Banquiers in Newyork, Herrn von Hoffmann, in dieser spärlich und nicht ganz geheuer bevölkerten Wildniß niedergelassen. Von einigen der übrigen Ansiedler wurde

der Kulturmensch, der ihre Gesellschaft mischte, nicht gern gesehen, und einer derselben gab seinem Mißfallen den ländlich sittlichen Ausdruck, indem er seinen Revolver auf den jungen Marquis in offenbar übelmeinender Absicht abfeuerte. Der Marquis konstatirte auf der Stelle, daß er der Landessprache mächtig sei, zog gleichfalls den Revolver, zielte besser, drückte ab und schoß seinen Opponenten über den Haufen. Das hat den Andern offenbar imponirt. Sie lassen ihn seitdem unbehelligt und behandeln ihn sogar mit einem gewissen Respekt.

Es interessirte mich, die Neubürger des Westens näher kennen zu lernen. In Billings, auf dessen Bahnhofe unter den Landesprodukten auch das erste und bis jetzt vielleicht einzige in der Stadt geborene Kind, das exhibition-baby von den Eltern mit ganz besonderem Stolze auf ihre lokale Leistung gezeigt wurde, hielten wir blos kurze Zeit, und diese wurde durch meinen lieben Freund, den Lasso werfenden cow-boy, gänzlich in Anspruch genommen. Eine bessere Gelegenheit dazu sollte sich in Livingston bieten, einer der jüngsten der jungen Städte, in herrlicher, malerischer Lage an der Schwelle des Felsengebirges, der Rocky Mountains, das als Kopfstation der nach dem Yellowstone-Park führenden Zweigbahn eine besondere Bedeutung erlangt hat. Im vorigen Jahre zählte es 50 Einwohner, jetzt 2600. Am Nachmittage hatten wir an der „Grauen Klippe" dem herrlichen Indianerschauspiele beigewohnt, über das ich schon geschrieben habe; zu vorgerückter Abendstunde trafen wir in Livingston ein. Die Stadt hatte illuminirt. Große Freudenfeuer flammten am Bahnhofe auf. Es wurden Böllerschüsse losgelassen, daß uns das Trommelfell zu zerspringen drohte. Viele der Gäste hatten sich schon zur Ruhe begeben; sie wurden natürlich aus

dem Schlafe geschreckt, und ihren unwilligen Auslassungen konnte man es deutlich anmerken, daß sie für diese etwas geräuschvolle Weise, am späten Abend seiner Freude Ausdruck zu geben, das rechte Verständniß nicht besaßen. Die noch Wachgebliebenen, zu denen ich natürlich gehörte, traten auf den Perron. Einer meiner Reisegefährten und ich wurden von zwei deutschen Landsleuten, die sehr gutes, gebildetes Deutsch sprachen und einen angenehmen Eindruck machten, angeredet. Die Herren erboten sich uns die Stadt zu zeigen, und da unser Zug, wegen der unter den jetzigen Verhältnissen nicht ganz unbedenklichen Ueberfahrt über das Felsengebirge, in Livingston übernachtete, nahmen wir das Anerbieten dankend an.

Das nächtliche Livingston ist vor der Hand noch vorwiegend Kneip- und Spielbude; die amerikanischen Behörden sind in den städtischen Neugründungen zunächst sehr duldsam. Sie gestatten das öffentliche Glücksspiel und drücken auch sonst das Auge zu. Vorläufig sollen eben nur Leute kommen. Nach einem Führungszeugnisse und Sittlichkeitspasse wird nicht weiter gefragt. Blüht die Stadt empor, gewinnt die kaufmännische und landwirthschaftliche Tüchtigkeit festen Boden, so wird dem Gesindel das Leben so sauer gemacht, daß es andere Stätten aufsucht, wo es ein freies Leben führen darf. Einstweilen besteht ein nicht unwesentlicher Theil der Bevölkerung von Livingston also noch aus Eisenbahnarbeitern, die früher allen möglichen Berufen und Gesellschaftsklassen angehört haben, aus gewerbsmäßigen Spielern und Dirnen. Unsere deutschen Führer sorgten für die ästhetischen Bedürfnisse der Stadt: sie waren Musiker, beide waren freundliche, gefällige Leute, der eine von ihnen wohlerzogen und gebildet. Er hatte noch vor drei Jahren in Leipzig volkswirthschaftliches Kolleg gehört und erkundigte sich bei mir angelegent-

lich, wie es seinem verehrten Lehrer Roscher ginge. Welche eigenthümlichen Verhältnisse ihn hierher verschlagen hatten, an die westliche Grenzmark des fernen Westens, in diese defekte Gesellschaft? — ich mochte ihn nicht danach fragen und er deutete es mir nur an: sein Bruder, mit dem er zusammen auf der Universität war, hatte sich erschossen, er hatte Schulden gemacht und war davon gezogen.

In der Hauptstraße reihte sich eine Spielhölle an die andere; dazwischen befanden sich auch einige harmlosere Schnaps- und Bierwirthschaften, Tingeltangel und sonstige Lokale, welche den Abend des fleißigen Arbeiters verschönen. „Saloon" folgte auf „Saloon". Wir traten zunächst in das mit der Aufschrift „Opera house" geschmückte Gebäude. In der Vorhalle war der übliche Ausschank von Schnaps und Bier. Das „Opera house" selbst, ein erbärmliches kleines Theater mit Holzbänken und drei oder vier bretternen Verschlägen im Halbgeschoß, den „Logen", dessen Boden mit Sägespänen bedeckt war, da die westlichen Kunstfreunde den Kautabak lieben, war ein ganz gewöhnliches Tingeltangel allerniedrigster Qualität mit scheußlichen Komikern ohne die geringste Komik und widerwärtig geschminkten Frauenzimmern ohne die geringste Stimme.

Wir besuchten einige der Spielhöllen, die einen recht unbehaglichen Eindruck machten. Um die Tische drängten sich mehr als fragwürdige Gestalten beiderlei Geschlechts: freche Weiber mit zinnoberroth gefärbten Wangen, in zerlumpter Eleganz, Männer in Hemdärmeln mit nichts weniger als vertrauenerweckendem Aeußern; in den Beinkleidern eines Jeden war in der Gegend der rechten Hüfte eine kleine Erhöhung, eine freundliche Rundung wahrzunehmen: der Revolver, den man hier eben so wenig vergessen darf wie bei

uns das Taschentuch. Ich kann mir vorstellen, daß diese Herren mit ihren finsteren Augen, der durchfurchten Stirn, dem struppigen Bart, den mächtigen Gliedern, der abgerissenen Kleidung schon bei hellem Sonnenschein nicht sehr verlockend wirken; in dieser Beleuchtung aber, unter dem Reflexe der schmutzigen Karten, der abgegriffenen Spielmarken, der lüderlichen Weiber, der lasterdurchwühlten Bankhalter, in dieser fuselschweren Atmosphäre, bei dem Gekratze einer gräulichen Fiedel und dem Gepauke auf einem niederträchtig verstimmten Klapperkasten machten sie den Eindruck der äußersten Ungemüthlichkeit.

Wir beschlossen den Abend in einer deutschen Bierstube. Der Wirth war sichtlich erfreut, in seiner dumpfen, unsauberen Bretterbude wohlmeinende Landsleute empfangen zu können, und setzte uns recht frisches, wohlschmeckendes Bier vor, das er mit guten Reden begleitete. Er erzählte uns, daß die nächtliche Sicherheit in Livingston allerdings viel zu wünschen übrig lasse, daß öfter als nöthig geschossen werde, und daß das „Vigilanz-Comité“ zu langsam arbeite. In dem verflossenen Jahre hatte das Volk in sieben Fällen auf dem schnelleren Wege der Lynchjustiz sich Selbsthülfe geleistet und sieben Mitbürger, die gestohlen, geraubt oder sonst etwas begangen hatten, gehängt. „Ich würde Ihnen als Fremden nicht anrathen, am Abend hier allein auszugehen; aber Sie sind ja in guter Begleitung!“

Als wir nach unserer Schuldigkeit fragten, schüttelte der wundermilde Wirth den Wipfel. Es sei ihm eine Freude gewesen, uns bewirthen zu können. Wir dankten herzlich und empfahlen uns. Die Musiker führten uns zu unserm Zuge zurück. Aus den hellerleuchteten „Saloons“ klangen noch immer die melodischen Töne der kratzenden Geigen und verstimmten Klaviere. Aus dem dem Bahnhofe nächstliegenden

ließ sich nebenbei auch wüstes lautes Geschrei vernehmen. „Da wird's gleich etwas setzen! Wir wollen weiter gehen," sagte der Musiker aus Leipzig. Wir waren nur wenige Schritte weiter gegangen, als wir durch wilden Lärm veranlaßt wurden, uns umzuwenden: wir sahen, wie Jemand sehr schnell und, wie es schien, nicht ganz unfreiwillig den „Saloon" verließ und eiligst auf die Straße stürzte. Da blieb er liegen, vom Lichte der über der Thür brennenden Laterne matt beleuchtet. Auf den Scheiben der Laterne stand der Name dieses „Saloons": „Au bon ton."

X.

Der letzte Nagel.

San Francisco, 23. September.

Als wir am Morgen des 7. September in Livingston, das ungefähr in der Mitte des erzreichen Territoriums Montana liegt, erwachten, bot sich uns ein überraschender Anblick dar. Nach der langen Fahrt durch die endlosen Strecken flachen oder nur ganz mäßig hügeligen Landes, durch die grünen und gelben Prairien und die unermeßlichen Weizenäcker, deren anmuthende Einförmigkeit nur durch die Lehmpyramiden der Bad Lands unterbrochen war, sahen wir die mächtige und schöngeformte Kette der Rocky Mountains aufragen, die den großen Westen Amerikas in der Richtung von Nordwest nach Südost durchschneidet, mit ihren stolzen, mit ewigem Schnee bedeckten Häuptern. Wir näherten uns dem vom Standpunkte der persönlichen Sicherheit aus bedenklichsten Punkte unserer Fahrt.

Die Nördliche Pacificbahn ist dank der Energie, der Umsicht und dem rastlosen Eifer Henry Villards allerdings fertig. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß wir ohne Wagenwechsel von Saint Paul nach Portland, also auf dem Geleise der Nord-Pacificbahn durch das Gesammtgebiet des nördlichen Festlandes gefahren sind. Aber bei allen großen Unternehmungen dieser Art besteht zwischen Fertigsein und Fertigsein noch immer ein starker Unterschied. Es sind noch immer einige Tunnel zu bohren und Brücken zu schlagen, bis das Riesenwerk in Wahrheit so vollendet sein wird, wie es im Plane vorhergesehen ist. Der mächtige Tunnel, der die Vorkette der Felsengebirge bei Bozeman durchschneiden soll, ist noch im Bau begriffen. Vor der Hand muß er noch mit einer Nothbahn umgangen werden. Wer die amerikanischen regelrechten Bahnen kennt, wird sich denken können, was eine Nothbahn hier zu Lande zu bedeuten hat. Diejenigen aber, die nicht wissen, wie man in diesem großartig wagehalsigen Lande Bahnen baut, die geneigt sind, von väterlichen Behörden sich und ihr Heil bewachen zu lassen, würden eine wahrheitsgetreue Darstellung für kaum glaublich halten. Ich verstehe vom Eisenbahnbau herzlich wenig, sogar noch weniger, und ich werde mich daher hüten, irgend welche Kritik zu üben. Die urtheilsfähigen Landeskinder behaupten, daß die Nord-Pacificbahn zu den bestgebauten und sichersten des amerikanischen Netzes gehöre; ich zweifle nicht im Entferntesten daran, aber ich muß trotzdem sagen, daß mir die Möglichkeit einer Eisenbahnkatastrophe auf keiner unserer altfränkisch bevormundeten Bahnen so anschaulich vor die Seele getreten ist, wie auf der Ueberfahrt über die schwankenden Holzgerüste im Felsengebirge.

Diese Ueberfahrt nahm verhältnißmäßig viel Zeit in Anspruch. Unser Zug war lang und schwer, und die leitenden

Ingenieure trauten auch dem Frieden nicht recht. Eine Lokomotive fuhr also gewissermaßen als Eclaireur dem Zuge voraus, um zu probiren, ob die Geschichte auch halten würde. Und dieser schnaufenden Lootsen-Maschine (pilote-engine) folgte von zwei Lokomotiven geschleppt in langsamstem Tempo, fast im Schritt, ein Theil des Zuges — auf jedem Wagen ein technischer Beamter — während die andern abgehängten Wagen warten mußten, bis sie abgeholt und nach Ueberschreitung der gefahrvollen, bedenklich steigenden und in kecksten Kurven sich windenden Nothbahn mit den schon früher beförderten Wagen wieder vereinigt werden würden. Man brauchte nicht zu den besonders ängstlichen Leuten zu gehören, um bei dieser Expedition ein gewisses Unbehagen zu empfinden. Es ist möglich, es ist sogar wahrscheinlich, daß die Geschichte viel sicherer ist, als sie aussieht; aber sie sieht höllisch unsicher aus, das unterliegt keinem Zweifel. Diese Erdaufschüttungen, die schon wegen ihrer provisorischen Bestimmung nicht sehr vertrauenerweckend wirken, und auf die die Schienen mit mehr Gottvertrauen als sorgender Kleinlichkeit gelegt sind, diese losen, leichten, tollkühnen Ueberbrückungen mit hölzernen Gerüsten, die unter der schweren Last der Wagen merklich schwanken und höchst fatale knisternde, ächzende Klageseufzer ausstoßen, wenn sie unter der sie belastenden Wucht sich beugen müssen, diese sonderbaren Tiefblicke auf die Schluchten, die sich unmittelbar neben dem Geleise aufthun, und diese seltsamen Hochblicke auf die vorspringenden Felsen über uns, von denen gerade genug weggesprengt ist, um den Zug durchzulassen, — dieses ganze Ensemble von ungewohnten Bedingungen in der Beförderung lebendiger Menschen macht auf uns, die wir an eine philisterhaftere Lokomotion gewöhnt sind, einen nicht ganz geheuern Eindruck. Ich muß indessen gestehen, daß in

diesem Gefühle der Unsicherheit und zugleich des Vertrauens: „wahrscheinlich wird es ja gut ablaufen", doch ein ganz eigenthümlicher Reiz liegt.

Einige Herren unserer Gesellschaft machten nicht blos bedenkliche Gesichter, sondern, verstiegen sich auch zu kritischen Bemerkungen über das „leichtfertige Spiel mit Menschenleben" und dergleichen. Namentlich als sich dasselbe Experiment zum zweiten Male wiederholte, und zwar in bedenklich verstärkter Auflage bei Ueberschreitung des Hauptkammes des Felsengebirges, die ihrer Zeit durch den 5800 Fuß hohen Mullan-Tunnel bewerkstelligt werden soll, vor der Hand aber durch eine noch keckere, noch verwegenere Nothbahn bewerkstelligt wird. Die Aengstlichen kamen aber bei den andern schön an! „Ein Menschenleben, 10 Menschenleben, 100 Menschenleben! Was ist das? Es handelt sich vor Allem darum, den Werth des Menschenlebens zu bemessen. Mit sentimentalen Redensarten kommen wir nicht vom Flecke. Wir müssen die Frage rein praktisch ins Auge fassen. Wenn die Wohlfahrt der Allgemeinheit mit einigen Menschenleben bezahlt wird, so ist der Preis nicht zu hoch gezahlt. Die Eisenbahnen fördern den Wohlstand von Millionen. Sie sind ein Segen für das ganze Land, für die ganze Kulturwelt. Es handelt sich in dem gegebenen Falle nicht darum, ob das Land eine alle Bürgschaften der sicheren Beförderung gewährende Bahn, oder eine weniger taktfeste bekommen soll. Es handelt sich blos darum, ob das Land diese den amerikanischen Anschauungen und Forderungen genügende, oder gar keine haben soll. Mit unserer deutschen Eisenbahnbau-Aengstlichkeit, mit den kostspieligen und umständlichen Sicherheitsvorkehrungen, die wir in unserem behördlich bevormundeten Vaterlande erheischen, hätte diese Bahn niemals gebaut werden

können. Die herrlichen, fruchtbaren, unermeßlichen Ländereien, die dieses gewaltige Werk in Verbindung mit der großen Gemeinsamkeit des Handels und der Kultur gebracht hat, wären in ihrer Unnahbarkeit verlorene Schätze für die Menschheit geblieben. Unsere übertriebene Aengstlichkeit, die allerdings eine größere Sicherheit gewähren mag, schädigt durch die Verminderung der Verkehrswege die Allgemeinheit in gar nicht zu berechnender Weise. Da lobe ich mir diese Amerikaner! Das sind Leute, die die Welt in ihren großen Zügen verstehen, die sich freihalten von rührseligen Heucheleien und sich ganz richtig sagen: wir brauchen diese Verkehrswege und wir nehmen sie, wie wir sie haben können. Geschieht ein Unglück, gehen dabei ein paar Dutzend Menschen zu Grunde — es thut uns natürlich sehr leid, aber wir haben keine Zeit, uns bei gefühlvollen Lamentationen aufzuhalten. Wir räumen die Trümmer weg, begraben unsere Todten und go a head!"

In demselben Augenblick wurden wir durch einen harten, gewaltsamen, häßlichen Stoß aufgeschreckt. Die in der Mitte des Wagens Stehenden wurden heftig an die Wand gestoßen. Es war kein eigentliches Eisenbahnunglück, aber eine „erste Verwarnung", wie man zur Zeit der Preßordonnanz zu sagen pflegte. Unser Zug war so geordnet: der Lokomotive folgte ein Salonwagen, in dem sich einige englische Gäste, Lord Carrington, der englische Gesandte in Washington, Mr. West u. s. w. befanden. Dann kam der sogenannte Dining-car, der Restaurationswagen, und diesem folgten verschiedene Salonwagen mit den deutschen Gästen. Der erste, der „englische Wagen", wie wir ihn nannten, war älterer Konstruktion und hatte die altmodische Verkoppelung, die mit der neuen des Dining-car nicht zusammenpaßte. Man hatte daher eine Noth-Verkoppelung hergestellt, und diese war auf einer starken

Senkung des Bahnkörpers gerissen. Die Lokomotive war also mit dem englischen Wagen allein davongesaust, während der losgelöste übrige Theil des Zuges mit dem Dining-car an der Spitze ohne Lokomotive durch sein eigenes Schwergewicht die abfallende Bahnstrecke weitergerollt war. Der Lokomotivführer hatte nun bemerkt, daß er den größten Theil des Zuges verloren hatte und „gestoppt". Der losgelöste Theil des Zuges, der noch mit erheblicher Gewalt weiter getrieben war, hatte die Lokomotive und den englischen Wagen eingeholt, und der Dining-car war mit solcher Macht in den englischen Wagen hineingefahren, daß die Hälfte des hinten gelegenen Salons dieses letzteren fortgerissen wurde, und der anstürmende Dining-car am Vordache und der Platform starke Beschädigungen erlitt. Natürlich wurden alle Teller und Gläser durch den starken Stoß zertrümmert. Die Engländer spielten ruhig Whist, zum Glück in der andern, der Lokomotive näher liegenden Hälfte ihres Salons, als sie plötzlich das trauliche Gemach um die Hälfte vermindert und den Dining-car in höchst unwillkommener Nachbarschaft neben ihrem Whisttische sahen. Die Episode verlief so glücklich wie möglich. Alle kamen mit dem bloßen Schreck davon. Es hätte aber auch ganz anders kommen können. Ein anderer Wagen wurde eingestellt, und go a head!

Unwillkürlich fiel mir eine Stelle aus einem der wenigst bekannten und besten Lustspiele Victorien Sardous ein, ein enthusiastischer Dithyrambus auf die geniale Personenbeförderung in Amerika, aus den „Femmes fortes": „Ist das ein Land, dieses Amerika!" ruft der Europamüde in hehrstem Entzücken aus. „Man setzt sich in sein Coupé, der Zug geht ab, die Maschine explodirt, man fliegt in die Luft und kommt am Bestimmungsorte wohlbehalten an!"

Nachdem wir an den wichtigsten Punkten am Felsengebirge, in dem herrlich gelegenen Bozeman, in dem eine Mineralienausstellung die Bewunderung unseres Geologen, des liebenswürdigen und bedeutenden Gelehrten, Professor Zittel aus München, erregte, und in dem mächtig aufblühenden Helena, in dem es recht lustig hergeht, gerade wie in Livingston, kurze Rast gehalten hatten, trafen wir nach einer an Aufregungen aller Art reichen Fahrt durch die wundervolle Gebirgskette der Rocky Mountains am 8. September gegen 10 Uhr Morgens in Gold Creek ein, der historischen Stelle der Nord-Pacificbahn, die nach dem feierlichen Akte, der sich da vollziehen sollte, nur noch der „Last Spike", der letzte Nagel, genannt wird.

Die Beleuchtung war leider nicht sehr günstig. Obwohl die Sonne leuchtend am unbewölkten Himmel stand, wurde doch der Fernblick auf die majestätischen Felsenrecken der Rocky Mountains durch undurchdringlichen Dunst verkümmert, und wir sahen nur die spärlichen, mäßig bewachsenen grauen Höhen der nächsten Umgebung, die zugleich den günstigsten Aussichtspunkt auf den Schauplatz der bevorstehenden Feierlichkeit darboten und daher auch schon am frühen Morgen mit verschiedenen, zum Theil von weiter Ferne herbeigeeilten Photographen besetzt waren. Wenn Konrad Dielitz ein ganz realistisches Bild der Oertlichkeit und des entscheidenden Vorgangs malen will, so wird er nicht unerhebliche Schwierigkeiten zu überwinden haben, um ein künstlerisch schönes und wirksames Werk daraus zu gestalten. Vom rein malerischen Standpunkte aus hätte auf der an Naturschönheiten überreichen Strecke ohne Schwierigkeit ein günstigerer Fleck ausgewählt werden können. Der charakteristische Zug der westlich amerikanischen Landschaft, die überwältigende Groß-

artigkeit in den Verhältnissen, fehlte hier ganz. Es war eine Landschaft wie andere mehr, coupirtes Terrain, eine nüchterne Ebene von unerheblichen Höhen umsäumt. Man hatte da eine Tribüne aufgeschlagen, die sehr praktisch, aber auch nichts weiter als das war: als einziger Schmuck die üblichen Tannenzweige, Aehren und Geräthschaften der Bahnarbeiter, auf dem Giebel die Fahnen der Vereinigten Staaten, des deutschen Reichs und Englands. Eine Militärkapelle spielte während der langen Zeit, die wir mit dem Warten auf die Nachzügler verbringen mußten, deutsche Walzer und Potpourris aus den bekanntesten Operetten.

Und wir mußten lange warten, wohl fünf lange Stunden, meine ich. Und während der Zeit durfte ich mir im Stillen gestehen, daß historische Vorgänge in der Entfernung sich gewöhnlich besser ausnehmen, als in nächster Nähe gesehen. Denn wenn ich auch von der Bedeutung des Augenblicks vollkommen durchdrungen war, wenn ich mich auf der langen Fahrt von Osten bis an diese entlegene Stelle jenseits des Felsengebirges von der Riesigkeit und Verdienstlichkeit des nun gelungenen Unternehmens auch durch den Augenschein überzeugt hatte und mit aufrichtigem Respekt, ja mit wahrer Bewunderung zu der sympathischen Gestalt des hervorragenden Landsmannes aufblickte, der das vollbracht, der nun seit vierzehn Tagen einen Triumphzug durch den amerikanischen Kontinent hielt, wie vielleicht Niemand vor ihm, den bei einer weniger standhaften Männlichkeit der qualmende Weihrauch hätte betäuben müssen, und der in lauterster Bescheidenheit seine menschliche Liebenswürdigkeit sich unversehrt zu erhalten gewußt hatte, der inmitten aller überschwänglichen, sinnverwirrenden Anfeierungen die Zeit fand, sich um den persönlichen Komfort eines jeden seiner Gäste zu kümmern,

der frei von allem Protzenthum und aller Ueberhebung in diesen unruhevollen Tagen blendenden Glanzes und jubelnder Ovationen sich wahrhafte, nicht blos durch Dankbarkeit verpflichtete Freunde zu erwerben verstand — wenn ich das Alles auch sah und fühlte und wußte, so konnte ich doch nicht umhin, die bedeutungsvolle Vorfeier der Nagelung, die langen Stunden des Wartens und die langen Stunden des Anhörens von einigen zwanzig, zum Theil recht langen Reden, ein bischen langewährend zu finden.

Henry Villards vortreffliche Ansprache ist Ihnen im Wortlaute zugegangen. Nach ihm sprach der Staatssekretär Evarts — er sprach so lange wie möglich, eigentlich sogar noch länger. Dabei war die Hitze erdrückend und die bretterne Bude, in der wir saßen, füllte sich allmählich mit jenem demokratischen Gleichheitsgeruche, den eine kopfreiche Ansammlung auf beschränktem Raume mit sich zu bringen pflegt. Es folgten nun in unabsehbarer Schaar die Redner: hohe Beamte der Vereinigten Staaten, Staatsmänner und Gäste der fremden Länder u. s. w. Ich habe Ihnen versprochen, daß ich von den Reden, die ich auf der langen Fahrt hören würde, nichts berichten wollte, und ich habe dieses Versprechen treulich gehalten. Heute mache ich eine jener Ausnahmen, die die Regel bestätigen sollen. Ueber die Ansprachen unserer hervorragenden Landsleute, der Professoren Rudolph Gneist und A. W. Hofmann aus Berlin, die durch unseren Gesandten, Herrn v. Eisendecher, den Amerikanern vorgestellt wurden, will ich Ihnen etwas mehr mittheilen, als in den Zeitungen zu lesen gewesen ist, — zunächst, weil ich bei Ihren Lesern gerade für diese ein besonderes Interesse voraussetzen darf, sodann, weil Gneist und Hofmann das Villard'sche Unternehmen in allgemeiner und gerechter Weise gewürdigt

haben, und deren Reden eine starke Lücke in meinem flüchtigen Berichte füllen, die ich längst empfindlich verspürt habe.

Die Gneist'sche Ansprache lautet in der Uebersetzung aus dem Englischen also:

„Ihre deutschen Gäste, insbesondere die dreißig friedlichen Argonauten von Bremen fühlen sich eben so beglückt wie geehrt durch Ihre Einladung zu dieser hochbedeutungsvollen Feier. Wir haben vor Augen das wichtigste Unternehmen, welches zur Zeit in der civilisirten Welt zum Abschluß kommt. Wir nehmen an seiner Vollendung Theil unter sehr ungewöhnlichen Umständen, begleitet von einer Gastfreundschaft ohne Grenzen, umgeben von den wundervollsten Gaben der Natur; wir begegnen auf jedem Schritt den Beweisen des Unternehmungsgeistes, der Thatkraft und der Geschicklichkeit der amerikanischen Nation. Nehmen Sie unsere aufrichtigen Glückwünsche entgegen! Mag die Nord-Pacificbahn für immer sein was sie heute ist: die Hauptlinie der nordischen Kolonisation für Amerika und Europa, ein eigenes Band der Civilisation des Ostens und Westens, der alten und der neuen Welt, eine Zierde dieser Nation und dieses Zeitalters, ein dauerndes Denkmal zu Ehren eines edlen Sohns unseres alten Deutschlands, Herrn Henry Villard. Der letzte Nagel, den seine Meisterhand alsbald einfügen wird, möge die Bestimmung erfüllen, die civilisirten Völker der Erde zusammenzunieten zu dauernder Brüderlichkeit als ein Pfand des Friedens für das nächste Geschlecht."

Ein zweiter Redner unserer Gesellschaft, Prof. A. W. Hofmann, wies auf den staunenswerthen Reichthum an landwirthschaftlichen Erzeugnissen und an Produkten des Bergbaus hin, welche die Reisenden in den durchmessenen Staaten und Territorien zu schauen Gelegenheit gehabt

hätten. Man begreife, wie die Aussicht, solche Schätze zu heben, dem Helden des Tages den Muth eingegeben habe, eine solche Riesenbahn zu vollenden. Hofmann gedachte alsdann der Schwierigkeiten, welche überwunden, der gewaltigen Ströme und Seen, welche überbrückt, der Felsengebirge, welche überstiegen oder durchbohrt werden mußten, und schloß mit den Worten: „Schon oft ist die Ansicht ausgesprochen worden, ja man kann sagen, die Auffassung ist allgemein verbreitet, daß das Zeitalter der Wunder vorüber sei. Nichts weniger begründet als diese Ansicht, nichts irriger als diese Auffassung! Ich trage kein Bedenken, die Behauptung aufzustellen, und hoffentlich werden Sie mir beistimmen, daß mit unserem Jahrhunderte das Zeitalter der Wunder ganz eigentlich erst gekommen ist, daß in keiner Periode so große, so staunenswerthe Wunder verrichtet worden sind, wie in unserer Zeit. Freilich ist das moderne Wunder ein ganz anderes, als das antike, als das Wunder des Mittelalters. Das antike Wunder ist die absolute Verneinung, das moderne die rückhaltlose Anerkennung der Naturgesetze. Das Wunder der Vergangenheit vollzieht sich unter Hintansetzung, das Wunder der Gegenwart unter Mitwirkung der Naturgesetze. Je sorgfältiger Einer diese Gesetze erforscht, je besser er sie erkannt hat, je unbedingter der Gehorsam, den er ihnen leistet, desto bessere Aussicht hat er, daß ihm heutzutage ein Wunder gelingt. In diesem Sinne glauben wir Alle an Wunder. Meine Herren! Seit uns die atlantische Woge von unserem lieben Vaterlande trennt, seit wir auf dem gastlichen Boden dieses Landes stehen, seit uns der neue Metallweg in Sturmeseile über den amerikanischen Kontinent hinweggetragen hat, sind uns der modernen Wunder nicht wenige entgegengetreten, — keines größer, keines staunenerregender, keines segensreicher, als das-

jenige, welches sich in der nächsten Stunde unter unseren Augen vollziehen wird: „Die Vereinigung der Gewässer des stillen Meeres mit den Fluthen des atlantischen Oceans.“

„Die Folgen dieser Vereinigung — wer könnte sie ihrem ganzen Umfange nach in diesem Augenblicke überschauen? Lassen wir aber die jüngste Vergangenheit dieses Landes an unserem Geiste vorüberziehen, vergegenwärtigen wir uns den Aufschwung, welcher sich aller Orten kundgiebt, so braucht das Auge nicht in eine allzu ferne Zukunft zu schweifen, um die neuerschlossenen Lande von Tausenden und Abertausenden glücklicher Bürger der großen Republik bewohnt zu sehen, und diese Tausende und Abertausende werden nicht müde werden, den deutschen Mann zu preisen, welcher, indem er die Natur durch Erforschung ihrer Gesetze beherrschen lernt, das neueste Wunder des neunzehnten Jahrhunderts zu Stande gebracht hat.“

Ich brauche nicht zu sagen, daß diese Reden mit wärmster Sympathie und lebhaftestem Beifall aufgenommen wurden.

Gegen ½6 Uhr Nachmittags war die Rednerliste endlich ebenso erschöpft, wie es die Zuhörer seit geraumer Zeit waren. Die Gesellschaft zog nun nach der naheliegenden Bahnstrecke, die noch eine Lücke von etwa einer Meile, glaube ich, aufwies.

Nun wird das Signal gegeben, daß die Bahnarbeiter, die östlich und westlich in gleichem Abstand von der Stelle, wo Villard mit dem letzten Nagel an der letzten Schwelle die letzte Schiene befestigen soll, entfernt sind, mit dem Schienenlegen beginnen sollen. Oestlich sind die Amerikaner, westlich die Chinesen die Bahnarbeiter. Ein leidenschaftlicher Wettstreit beginnt, wer zuerst mit der noch ausstehenden Arbeit fertig wird. Die Schienen rasseln auf die Schwellen; wie durch Zauberkraft fügen sie sich aneinander; mit wuchtigen, dröhnen=

den Hammerschlägen, die jedesmal den Nagel auf den Kopf treffen, werden sie auf ihrer hölzernen Unterlage festgetrieben. Auf einmal erzittert die Luft von wildem, trunkenem Triumph-geheul. Athemlos, in Schweiß gebadet, schreiend und johlend, die Hüte schwenkend kommen sonnenverbrannte, bestäubte Gesellen daher: die Oestlichen, die Amerikaner, haben gesiegt! Die Chinesen vom Westen kommen erst fünf Minuten später zur Stelle.

Und nun ist das eiserne Band zwischen den Seen des Nordens und dem Stillen Ocean gefügt. Das Werk ist vollbracht. Nicht den „goldenen Nagel“, von dem die Zeitungen gefabelt haben, treibt Villard ein, einen rostigen eisernen, der auch Goldes werth ist: den ersten Nagel, der im Februar 1870 eingeschlagen wurde, und den nun der Indianer-Häuptling „Eisenstier“ als Zeichen seiner Unterwürfigkeit unter die Gewalt der Kultur dem kühnen Erbauer der Nordbahn überreicht hat. Das ist der letzte Nagel, ein eingehämmertes Friedenspfand.

Villard hatte seine gesammte Familie mit auf die Reise genommen und der jüngste Sprößling, ein vier Monate altes reizendes Baby, that, ohne zu wissen, was es that, den letzten Schlag.

Abermals ertönten jauchzende Hochrufe. Unter den schmetternden Klängen der Musik kamen die beiden Lokomotiven sich entgegen, die ersten, die vom Westen zum Osten und vom Osten zum Westen die große Fahrt zurücklegen sollten. Sie fuhren so nahe an einander an, daß die vorspringenden Schützer (cow-catcher) sich berührten. Sie waren mit Blumen und Fahnen überreich geschmückt, und als die leitenden Ingenieure und Lokomotivführer abstiegen und sich die Hände drückten, da brach auf's Neue der Jubel aus. Und

betäubende Kanonenschläge verkündigten nun des festlichen Tages festliches Ende.

Und ein talentvoller Maler sollte durch diesen denkwürdigen Vorgang nicht zu einem wahren Kunstwerke angeregt werden können? Durch diesen hohen Festtag der Gesittung inmitten der bis dahin jungfräulich unnahbaren Wildniß? Durch dieses einzige Zusammentreffen von Pionieren der Kultur an den östlichen Gestaden, von hervorragenden Gästen der alten Welt, von abenteuerlichen Gesellen, die am Abend in der Spielhölle das Ergebniß ihrer harten Arbeit vergeuden, von Mongolen mit Schlitzaugen und langen Zöpfen, von faulen Negern, die mit stumpfsinnigem Grinsen zuschauen, während die Anderen sich abquälen, von buntbehangenen und buntbemalten Indianern, die sich demüthig als die Besiegten erkennen und mit würdevollem Ernste dem Schauspiele folgen, dessen Tendenz sie nur zuwohl verstehen, wenn sie auch den Einzelheiten verständnißlos gegenüberstehen? Ich nehme Alles zurück, was ich vorhin über die Schwierigkeit, den spröden Stoff zu einem künstlerischen Werke zu bilden, gesagt habe; und ich beneide den Maler, dem die Aufgabe gestellt ist, dieses flüchtige großartige Bild zu bannen und für kommende Geschlechter zu erhalten.

Während die Militärkapelle mit diplomatischer Objektivität hinter einander die Nationalhymnen der Amerikaner, Deutschen, Engländer, Russen und Franzosen aufspielte, bestiegen wir wieder unsere Wagen und setzten unsern Weg in der Richtung auf die Küsten des Stillen Oceans fort.

XI.

Westlich von den Felsengebirgen. Am Columbia.

San Francisco, 25. September.

Unsere Fahrt von der „historischen Stelle" der Nördlichen Pacificbahn, wo durch Henry Villards Hammerschlag der letzte Nagel eingetrieben und die eiserne Verbindung zwischen dem Osten und Westen des Kontinents der Vereinigten Staaten endgültig hergestellt wurde, bis zu den Ausgangspunkten der Bahn in Oregon und dem Territorium Washington war noch reich an bedeutsamen und schönen Momenten.

Nachdem wir das durch den Wechsel der Landschaft, durch den eigenthümlichen Reigen von wilder Romantik und lieblicher Idylle reizvolle Gebiet des nördlichen Felsengebirges überschritten und nun die westlichen dicht bewaldeten Strecken erreicht hatten, bemächtigte sich unser Aller jene eigenthümliche Stimmung, die den nahenden Abschluß eines jeden größeren Unternehmens zu begleiten pflegt: ein gewisses wehmüthiges Gefühl, daß nun die schönen Tage bald zu Ende sind, eine gewisse Ermattung und verminderte Empfänglichkeit zugleich mit der kaum eingestandenen Genugthuung darüber, daß wir uns nun, nach gethaner Arbeit, nach dem Uebermaß starker Eindrücke und Empfindungen, nach der Last von herzlichster Gastlichkeit, die man auf uns gebürdet, in kurzer Frist die wohlverdiente Ruhe würden gönnen dürfen. Nach der ununterbrochenen langen Kette von schönen Tagen, die bekanntlich sehr schwer zu ertragen sind, sehnten wir uns, wie weiland der verwöhnte Herr Tannhäuser im Venusberge, nach

Bitternissen. Und wenn uns auch diese nicht gewährt wurden, wenn man auch fortfuhr, uns mit Liebenswürdigkeiten aller Art zu erdrücken, so sahen wir doch in nicht mehr allzu weiter Ferne Portland vor uns auftauchen, — einen Endpunkt, der wenigstens ungefähr einer Art von Ausspannung zu gleichen schien.

Die zwischen den beiden großen Gebirgssträngen des Westens, zwischen dem Felsen- und dem Kaskadengebirge liegenden nördlichen Länderstrecken des Pacifischen Küstengebietes sind mit herrlichen, mächtigen Waldungen dicht bestanden.

In allen Deutschen steckt die angeborene Schwärmerei für den Wald. Kein Volk empfindet die geheimnißvolle Schönheit des Waldes tiefer als das deutsche, und Waldesrauschen, Waldesweben und Waldeinsamkeit ist niemals schöner besungen worden, als von deutschen Dichtern. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr uns der Anblick der mächtigen Stämme und des saftigen Grüns nun erfreute und erfrischte. Wir hatten lange, lange Tage hindurch nur die sich in's Endlose dehnenden Flächen, auf denen die schweren Aehren im Winde sich schaukelten oder die der Urbarmachung noch harrten, und nur die gewaltigen, ungastlichen Felsen, deren hartem Schooße der Bergmann die kostbaren Metalle entreißt, vor Augen gesehen; es war natürlich, daß sich auch in uns der Wunsch regte:

„Schlag einmal noch den Bogen
Um mich, du grünes Zelt!"

Und unser Verlangen ward erfüllt. Aber die Freude an dem schönen Walde sollte nicht ungetrübt bleiben. Jener eigenthümliche Zug von rücksichtslosem Durchgreifen und imponirender Gewaltthätigkeit, der dem amerikanischen Wesen anhaftet und der zugleich eine Grundbedingung der staunens-

werthen Erfolge und der wunderbaren Größe dieses mächtigen Landes ist, wird in der uns ergreifendsten, unsere Sentimentalität am unsanftesten anpackenden Weise in der Behandlung des amerikanischen Waldes veranschaulicht.

Für ein verhältnißmäßig geringfügiges Vergehen haben wir in unserer sensitiven Sprache schon den starken Ausdruck „Waldfrevel“. Mit welchem Worte soll man die geradezu schauderhaften Waldverwüstungen bezeichnen, die hier von der großen Menge als etwas ganz Natürliches und Unerhebliches betrachtet werden, und die nur das sorgende Gemüth einer kleinen, weitsehenden und einsichtigen Minderheit zu bekümmern scheinen? Ganze Staaten, die sich bis vor wenigen Jahren noch üppigen Holzreichthums zu erfreuen hatten, sind jetzt dieser ergiebigen Quelle für den Wohlstand, dieses natürlichen Bollwerks gegen die Feindseligkeiten des Klimas, dieses Schmuckes ganz oder nahezu ganz beraubt, durch den Unverstand der Gewinnsucht, durch kopflosen Leichtsinn oder verbrecherischen Muthwillen. Die Waldbrände gehören hier zu den alltäglichen Erscheinungen. Die Unternehmer der Bahnen, die innerhalb der kontraktlich festgesetzten Zeit die Strecken freizulegen haben, haben keine Zeit und keine Luft, sich den Weg durch den dichten Wald mit der Axt zu bahnen. Sie stecken ihn einfach an, und wenn sie den Herd des Feuers nicht begrenzen können, wenn ein bischen mehr niederbrennt, als gerade nöthig wäre — unangenehm ist's freilich. Aber der Schaden ist ja nicht groß; es ist ja immer noch Holz genug da! Der Farmer, der ein Stück Boden erworben hat, verfährt nicht anders. Das Holz ist hier für ihn entweder zu geringwerthig, oder gar ein Feind, den er ausrotten muß; er glaubt aus dem Boden mehr herausziehen zu können als der Wald ihm gewährt — also fort damit! Er selbst wird ja unter den

Folgen der gewaltsamen Entwaldung nicht mehr zu leiden haben. Für das, was man „allgemeine Wohlfahrt" nennt, besitzt er ein ebenso geringes, wie ein außerordentlich entwickeltes Verständniß für die augenblickliche Wahrung des eigenen Interesses. Ein späteres Geschlecht mag für sich selbst sorgen! Vorsorglichkeit ist ein Begriff, der in den Kopf des Mannes, der möglichst schnell möglichst viel zusammenzuscharren beflissen ist, durchaus nicht hinein will.

Zu diesen geschäftlich beabsichtigten Waldbränden kommen in noch größerem Maße die zufälligen: die Entzündungen des durch die Hitze ausgedörrten Holzes durch die Funken der Lokomotive, durch den Blitz, durch die Lagerfeuer, und endlich noch die Einäscherungen durch unbegreifliche Bosheit. Und so brennt der Wald denn immer zu, bald hier, bald dort; und die Natur, die sonst hier so wunderbar freigebig ist und mit vollen Händen ihre schönsten Gaben über dieses gesegnete Land ausstreut, wird auffässig, als empfinde sie diese Frevel wie eine Kränkung und Mißhandlung; sie verweigert ihre Mitwirkung bei dem Ersatze des Schadens und gewährt da, wo die stolzen, alten, gebieterischen Stämme niedergebrannt sind, nur kümmerlichsten Nachwuchs.

Meilenlange Strecken durchfahren wir — traurige Zeugen dieser rohen, flammenden Ausrodungen. Schwarzverkohlte, zerbrochene Stämme liegen am Boden und strecken wie drohend die entblätterten Zweige gespensterhaft gen Himmel. Mächtige Stumpfe, geborsten und zerschmettert, ragen auf. An einer anderen Stelle hat der Brand nur das Blätterwerk vernichtet und die Rinden abgesengt: da stehen die dürren, entzweigten Stämme, nun elende Stangen und Latten, in trostloser Monotonie neben einander, — jetzt nur noch ein Wald von schwärzlichen Masten. Ein schauriger, herzzerreißender Anblick.

Und dieser Anblick bleibt uns nirgends erspart, wo wir den Wald überhaupt zu sehen bekommen. Wie in keinem anderen Lande der Welt die Extreme so unvermittelt und ununterbrochen auf einander stoßen wie hier, Ueberkultur auf Wildniß, Großartigkeit auf Krähwinkelei, so ist auch in dem amerikanischen Walde die sinnlose Verwüstung die stete Nachbarin des wundervollsten, üppigsten Lebens.

Einer der wenigen, die die Wichtigkeit der Waldfrage für Amerika völlig begreifen, die mit Besorgniß in die nahe Zukunft blicken, wie diese sich in Bezug auf den Holzbedarf und auf die durch die Entwaldungen herbeigeführte Veränderung der klimatischen Verhältnisse gestalten wird, ist Karl Schurz, der während seiner Thätigkeit als Minister mit aller Energie auf die Einführung einer rationellen Forstwirthschaft hinzuwirken versucht hat. Die Thorheit, die überhaupt nichts sieht, und die Schnellerwerbssucht, die nichts sehen will, haben ihm viel zu schaffen gemacht. Er ist verhöhnt und verlästert, wie immer „die Wenigen, die 'was davon erkannt". Man hat ihm den Spitznamen „der Forstmeister" angehängt, und ruhig weiter brennen lassen, was eben brennen mochte. In wenigen Jahrzehnten wird man, wie ich befürchte, über die sentimentalen Regungen dieses „Forstmeisters" anders denken als die kurzsichtige Mehrheit dieser Tage.

Die Regierung sieht mit tiefer Besorgniß den unausbleiblichen Folgen der steten, unaufhaltsamen Entwaldung entgegen; aber die Hände sind ihr gebunden, das Land, auf dem gewüstet wird, gehört nicht mehr ihr. Auf dem ihr noch gehörigen Gebiete in Territorien schützt sie den Wald nach Kräften; daß sie für das, was verwüstet wird, Ersatz schaffen möchte, beweist das sogenannte „Waldbau-Gesetz", nach welchem diejenigen Bürger der Vereinigten Staaten — oder solche, die

es werden wollen — welche auf jeder Viertelsektion*) (160 Acker) 10 Acker, oder auf jeder Untersektion von 80 oder 40 Acker des Regierungslandes 5 Acker Bäume anpflanzen und 8 Jahre lang im Stande und gedeihlichen Wachsthum erhalten, nach Ablauf dieser 8 Jahre das betreffende Land umsonst erwerben. Das ist schön und gut, aber leider wachsen die Bäume viel langsamer, als sie niederbrennen.

Im nördlichsten Theile des Territoriums Idaho, das sich an die westlichen Abhänge des Felsengebirges anlehnt, machen wir nur kurze Rast, um den schönen, von waldigen Höhen eingeschlossenen Pend d'Oreilles-See zu befahren. Das Wetter, das uns bisher so günstig gewesen ist, spielt uns zum ersten Male einen schlechten Streich. Die schönen Ufer, die sich in verschwommenen Umrissen zeigen, als wir den kleinen Vergnügungsdampfer „Henry Villard" besteigen, werden bald durch einen dichten Nebelschleier gänzlich verhüllt, und vom grauen Himmel fallen dicke Tropfen herab. Der Regen wird so stark, daß auch die Wetterfestesten und Standhaftesten der rohen Gewalt weichen müssen. In der niedrigen Kajüte versammelt sich die eingeregnete Gesellschaft vollzählig. Der wolkenbruchartige Regen peitscht an die kleinen Scheiben. Wir tauschen sinnige Bemerkungen darüber, daß wir von all den Herrlichkeiten, die um uns sein sollen, von den grünen Bergen, die das blaue Wasser umschließen, von den mächtigen Felsen, die im Hintergrunde Wacht halten, absolut nichts zu sehen bekommen, und kehren, nachdem das Schiff an der Landungsbrücke angelegt hat, mit dem Bewußtsein, daß die Fahrt sehr schön hätte sein können, und mit aufgespanntem Schirme zu

*) Jede „Sektion" ist gleich einer englischen Quadratmeile und enthält 640 Acker.

unserem Zuge zurück, der uns in wenigen Stunden nach dem ersten Küstenlande des Stillen Oceans, das wir berühren, nach dem Territorium Washington bringt.

Die Bahn, welche in Pend d'Oreilles ihren nördlichsten Punkt erreicht hat, senkt sich nun südwärts und durchschneidet in geringer Entfernung von der Grenze der Idaho- und Washington-Territorien den Spokane-Fluß, der in den Columbiastrom mündet. Der Spokane bildet verschiedene, sehr bedeutende Fälle, die uns auch gehörig imponirt haben würden, wenn nicht die Erinnerung an den Niagara noch zu frisch vor unserer Seele gestanden hätte. Da nun, wo sich die starken Wassermassen des Spokane von dem hochgelegenen Bett des Flusses in das tiefere herabstürzen, ist in den letzten Jahren eine neue Stadt entstanden, die zwar auf unseren neuesten Karten noch nicht verzeichnet steht, aber schon gegen 2000 Einwohner, zwei tägliche Zeitungen, eine Sägemühle und verschiedene „Saloons" zählt und nach der aufrichtigen Ueberzeugung ihrer Einwohner den Beruf in sich trägt, das so allgemein beliebte „Centrum des Universums" zu werden; „Spokane-Falls" ist sie geheißen.

Wir kamen da sehr verspätet an, und all die glänzenden Empfangsfeierlichkeiten, die man uns zugedacht hatte, mußten unterbleiben. Die guten Leute von Spokane-Falls waren sehr traurig darüber. Unser Führer, ein ehrlicher Deutscher, der seit 1848 in Amerika lebt und während der langen Zeit seine Muttersprache in der hier nicht ganz ungewöhnlichen Weise vervollkommnet hat, sagte mit tiefem Bedauern: „Es ist for us alle ein großes disappointment, daß Sie nicht länger hier stoppen. Wir hätten Ihnen unsere city und in der ganzen country manche curiosities und visible Zeugen unseres progress showen können. Spokane Falls hat a great future; die Wasserpower kann noch ganz anders ausgeused (sprich: „ausgejuhst")

werden.“ Halten Sie das nicht für eine Uebertreibung; ich glaube Ihnen die Echtheit des Wortlautes dieser merkwürdigen Sprachvermengung verbürgen zu können.

In einer trostlos sandigen, staubigen Gegend bei Ainsworth mußten wir, da die Brücke noch nicht fertig ist, auf der Dampffähre über den großen südlichen Quellfluß, der den Columbia-Strom bildet, den Snake-River, setzen. Die Beförderung nahm eine grausam lange Zeit in Anspruch und erfolgte unter den lästigsten Bedingungen: bei großer Hitze und dem boshaftesten, niederträchtigsten Staube, den ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Alles, was ich je gegen den märkischen Sand und die Lüneburger Haide gesagt — in Ainsworth und auf der gegenüberliegenden Station Wallula-Junction am Walla-Walla-Flusse habe ich's feierlich widerrufen!

Ein mikroskopisch feinkörniger, scharfer, stachliger Staub, mit rauhen Rändern, der sich hinterlistig in die zartesten Poren einbohrt, alle Feuchtigkeit der Epidermis gierig aufsaugt und die ganze Haut so spröde, schmerzhaft und juckend, Augen und Lippen so brennend macht, daß man es kaum aushalten kann! Da hilft kein Waschen, kein Kämmen, kein Bürsten, kein Thür- und Fensterschließen! Durch die feinsten Fugen dringt das infame Zeug ein, legt sich in dichten Schichten auf Körper, Kleider, Möbel ohne Wahl; und in dem dumpfen, festgeschlossenen, heißen Wagen sitzt man da, verzweiflungsvoll, regungslos, läßt das Unvermeidliche über sich ergehen und erträgt es ohne die geringste Würde. Bei jedem Gegenstande, den man berührt, überläuft Einen eine Gänsehaut, als ob man mit einem trockenen Schwamme über eine Schiefertafel führe oder gegen das Gewebe von billigem Halbsammet streiche. Die Berührung der eigenen Haut macht Einen nervös. Und dies unerträgliche Jucken in den Nasen-

löchern, den Ohren! Mit einem wahren Grauen denke ich daran. Zum Glück währte diese Prüfung nur wenige Stunden. Und der Nachmittag und Abend sollten uns für die Qualen, die wir am Vormittage und in den drückend schwülen, brennend heißen Mittagsstunden erduldet hatten, reichlich entschädigen.

Der Tag blieb zwar glühend und trocken und wollte sich auch am Abend nicht abkühlen, aber das mächtige Naturschauspiel, das uns die Ufer des Columbiastromes darboten, ließ uns die Beschwerden der Temperatur nicht mehr empfinden. Die Scenerie des obern Columbiastromes beim Durchbruch des Kaskaden-Gebirges ist von unheimlicher Großartigkeit und feierlicher Wildheit. Die Bahn schlängelt sich am Strome entlang, abwechselnd über gewaltige Sandhügel und über künstlichen Boden, der den mächtigen vom Strome bespülten Basaltfelsen abgerungen worden ist. Die Felsen haben wunderbare Formationen. Bei manchen denkt man unwillkürlich an Ehrenbreitstein und Königstein; man möchte schwören, daß deren Gipfel von Menschenhand mit uneinnehmbaren Vesten und schnurgerade senkrecht abfallenden Mauern gekrönt seien.

Dieser steinernen Rauheit und Schroffheit, dieser trotzigen Willkür, die durch herabstürzende Fälle noch an phantastischem Reize und an dekorativer Pracht gewinnt, folgen dann wieder in langen, freundlicheren Reihen weichlinige Höhen, die mit kurzem, fahlgelbem, moosigem Grün wie mit Sammet bekleidet sind. Dazwischen drängen sich aber immer wieder ungastlich die grobkörnigen, grobbrüchigen grauen Felsblöcke des Basalt. Und da, wo dies massige Lager, das reichste Basaltlager der bewohnten Erde, eine kurze Unterbrechung erleidet oder weiter vom Bette des Stromes zurückgewichen ist, staut sich der Dünensand, den der Wind in parallel laufenden Wellenlinien

anmuthig durchfurcht hat, zu scharfkantigen Bergen auf. Sand und Sonne, Wasser und Fels, — fast gar kein Grün. Nur die Stauden der wilden kleinen Sonnenblume, ein bischen Gras und das genügsame Gesträuch des Salbei wollen hier ihre Wurzeln schlagen; während in ganz geringer Entfernung auf dem Rücken der Berge, die sich uns am Strome nur von der unnahbarsten und abschreckendsten Seite zeigen, der fruchtbare Boden üppiges Getreide, Obst die Hülle und Fülle zeitigt und als prächtigstes Weideland gerühmt wird. Wir aber sehen nur in gelber Sonnengluth das Bild grandioser Unfruchtbarkeit, Dürre, Dürre! Die südliche Landschaft in ihrer ganzen Wildheit, Erhabenheit, Trostlosigkeit.

Bisweilen erweitert sich der Strom zur See, einer tückischen, unzuverlässigen See mit Sandbänken und Felsenrissen, die steil und rauh aus dem Wasser aufsteigen. Der Himmel ist wundervoll. Die Sonne steht schon ziemlich tief und streut über den ungeheuren Dünensand und den bewegten Fluß ihr rothgoldiges Licht.

Plötzlich bietet sich uns ein Bild von überwältigender Schönheit. In dieser heißen, glühenden Beleuchtung sehen wir, wie der Strom durch Felseninseln, Basaltplateaus gebrochen wird, über die er in herrlichen kleinen Wasserfällen rauschend weiterstürzt. Und in dieser Umgebung von strömendem Wasser, goldigem Sande und phantastisch zerbröckeltem Felsen, unter diesem farbenprächtigen, heißen Sonnenuntergange die seltsamste Staffage: ein Indianerlager! Zerlumptes, schmutziges, schreiend buntes Volk, wild ausgeputzt, mit schwarzem, mähnenartig flatterndem Haar, mit blitzenden Augen und blitzenden Zähnen, in grelle Fetzen gewickelt, — vor den Wigwams faulenzend, — malerisches Gesindel, das uns anglotzt, anstiert, angrinst. Und da auf dem Vorsprunge, der eine seichte Stelle

des Flusses überragt, zwei Indianer mit langen Spießen, dem edlen Sport des Lachsstechens fröhnend. In schärfsten Umrissen heben sich die dunkeln Gestalten der Beiden von dem hell-beleuchteten Hintergrunde ab. Und während wir an ihnen vorüber und weiterfahren und die immer tiefer sinkende Sonne Berg und Sand und Wasser immer herrlicher färbt, reiten über den nun purpurroth glänzenden Sand auf ihren unermüdlichen Ponies zwei andere Indianer daher, in rothe Decken gehüllt, und erheben grüßend die Hände zu uns. Ein Bild so traumhaft, so bestrickend durch seine harmonische Vereinigung von abgestimmten Seltsamkeiten, wie ich kaum ein zweites je gesehen.

Und nun hält der Zug. Wir verlassen auf eine Viertelstunde unsere Wagen, um an den sogenannten „Dalles“, — da, wo das Bett des Columbia durch mächtige Felsen eingeengt, das Wasser sich über felsige Untiefen schäumend durchquetschen muß und die gewaltigen Stromschnellen sich bilden, den Sonnenuntergang zu bewundern. Und nun sehen wir in der Ferne an dem wunderschönen Himmel, der in Purpurflammen zu stehen scheint, und der in der Tiefe wie flüssiges Gold brennt, das ehrwürdige Schneehaupt des Mount Hood aufragen, eines der erloschenen Vulkane, die jetzt in ewigem Eise starren und die charakteristische Schönheit des Kaskaden-Gebirges bilden. Mit jeder Minute wechselt die Beleuchtung. Das brennende Goldgelb erkaltet in lichtgrünen Streifen und das Purpurroth darüber nimmt eine tiefviolette Färbung an. Die Sonne sinkt schnell. Der Glanz erstirbt. Noch wenige Minuten, und der eben so leuchtende, heißfarbige Himmel wird matt und kalt und dunkel.

Der Columbia hat nun das Kaskaden-Gebirge durchbrochen. Die gewaltige, schauerlich großartige Landschaft, die

er östlich des Kaskaden=Gebirges durchströmt, haben wir unter den denkbar günstigsten Bedingungen gesehen; das westliche Gebiet bis zum Stillen Ocean, die freudige, waldige, anmuthige Landschaft mit den grünen, dichtbewachsenen Bergen, über die die Wasser in das Bett des Stromes stürzen, mit dem Cap Horn, der Lorelei des Columbia, ist uns durch den Schleier der Nacht verhüllt worden.

Am andern Morgen, am 11. September, verließen wir in Portland, der Hauptstadt von Oregon, den ersten Zug der Nord=Pacificbahn, der vom Westen her das Küstenland des Stillen Oceans erreicht hatte.

XII.

Portland.

Los Angeles (Süd=Californien), 29. September.

Das von Henry Villard für seine Gäste entworfene Programm hatte Punkt für Punkt und fast Stunde für Stunde innegehalten werden können. Vor vierzehn Tagen hatten wir Newyork verlassen, wir hatten mehr denn dreitausend englische Meilen in demselben Wagen zurückgelegt, und nur wenige Stunden später, als im Programm vorgesehen worden war, trafen wir an dem westlichen Endpünkte der Bahn, in Portland, Oregon, ein. Unsere Ankunft war ursprünglich auf die späte Nachmittagsstunde des 10. September angesetzt gewesen, aber erst nach Mitternacht erreichten wir die Hauptstadt des fernen Nordwestens. Da die freundliche und reiche Stadt bis jetzt noch keine bedeutenden Hotels wie die andern großen amerikanischen Städte besitzt, so hatte der in Portland ansässige General=Landagent der Nördlichen Pacificbahn, Herr

Paul Schulze, der die außerordentlich schwierige Aufgabe gehabt hatte, den sogenannten „deutschen Zug“ vom Atlantischen zum Stillen Ocean als Reisemarschall zu führen und auf dieser langen, langen Fahrt für die Bequemlichkeit und den Komfort der Villard'schen Gäste zu sorgen, all die mannigfachen Wünsche in Betreff der Lagerstätten, der Schlaf- und Tischgenossen anzuhören und, soweit es thunlich war, zu beherzigen, als Ordner und Generalquartiermeister an den Punkten, wo wir kürzere oder längere Rast machten, zu wirken, und der sich dieser heiklen und undankbaren Aufgabe mit einer Umsicht und einer militärischen Schneidigkeit entledigte, die ihm auch am Ende unserer Fahrt den wohlverdienten Dank der Gäste eintrugen — Herr Paul Schulze also hatte Anstalten getroffen, daß ein großer Theil der verwöhnten dreihundert Gäste Henry Villards in den Häusern der angesehenen Bürger Portlands gastliche Aufnahme fand.

Unsere Reisegesellschaft war nämlich in drei Züge vertheilt. Im ersten, dem sogenannten „deutschen Zuge“, befanden sich Präsident Henry Villard und dessen ganze Familie, General von Xylander und dessen Frau, eine Schwester Villards, mit dem „Präsidial-Leibarzte“ Dr. med. Schütte, ferner die Vertreter des deutschen Reiches: unser Gesandter, Herr von Eisendecher mit Frau, Generalkonsul Feigel und Konsul Raschdau, die deutsch-amerikanischen Gäste: Karl Schurz, Gouverneur Körner, Gouverneur Salomon, Dr. Jacobi, Schwab und Kühne aus Newyork und der größte Theil der Gäste aus Deutschland, außerdem noch einige wenige Ehrengäste aus England, sowie der englische Gesandte, Webb, mit seiner reizenden Tochter. Diejenigen deutschen Gäste, die in diesem Zuge nicht mehr Platz hatten finden können, waren mit der Mehrheit der Gäste aus England und einem Theil der amerika-

nischen Gäste in dem zweiten Zuge, der von dem in Berlin ansässigen Generalagenten der Nördlichen Pacificbahn, Herrn Gördeler, und dem bekannten Schriftsteller Udo Brachvogel, dem Redakteur des „Belletristischen Journals" in Newyork, geführt wurde. Die übrigen Gäste, zum großen Theil Amerikaner, wurden im dritten Zuge von Herren Eugen Smalley und Henry Winser geleitet. Unter den amerikanischen Gästen befanden sich unter Anderen auch der frühere Präsident, Ulysses Grant, und der frühere Staatssekretär des Auswärtigen, Evarts.

Wenn man sich vergegenwärtigt, was eine solche Expedition in drei überlangen Zügen auf einer neuen, zum Theil noch gar nicht befahrenen Bahn, durch endlose, der Wildniß kaum entrissene Strecken zu bedeuten hat, so wird man darüber staunen müssen, daß Alles so vollkommen glücklich verlaufen, wie es der Fall gewesen ist. Da wir nun also in Portland die persönliche Gefälligkeit der Portländer Bürger für unser Unterkommen in Anspruch zu nehmen hatten, und da die Beförderung von dem Stationsgebäude der Pacificbahn zur Stadt geraume Zeit in Anspruch nimmt, — die Station der Nord-Pacificbahn liegt nämlich auf dem östlichen Ufer des breiten Willamette-Flusses, Portland auf dem westlichen — so verstand es sich von selbst, daß wir nicht bei Nacht und Nebel die uns zugewiesenen Quartiere aufsuchen konnten. Wir sollten noch eine letzte Nacht in dem Schlafwagen, der uns in den letzten beiden Wochen fast allnächtlich freundlich beherbergt hatte, verbringen. Den liebenswürdigen Bewohnern Portlands, die darauf gerechnet hatten, daß wir noch am Abend in die Stadt gelangen würden, wurde dadurch allerdings eine kleine Enttäuschung bereitet; aber sie hatten es sich doch nicht nehmen lassen, die am Flusse liegenden Häuser festlich zu beleuchten, Freudenfeuer anzuzünden und rächten sich durch an-

dauernde krachende Böllerschüsse, die unsre Schläfer jählings aufschreckten, für die Unannehmlichkeit, die wir ihnen durch unsre Verspätung bereitet hatten.

Den Meisten von uns mochte es schwer fallen, bei diesen sehr geräuschvollen Ausbrüchen der Freude über unsre Ankunft die Ruhe wiederzufinden, und diese hatten nun vollauf Muße, in der dunkeln Nachtstunde allerhand eigenthümliche und nützliche Betrachtungen anzustellen. Wir waren nun am Ziele angelangt, am äußersten Punkte des fernen Nordwestens. Westlicher konnten wir nicht gehen, denn der nächste westlich von uns gelegene Flecken bewohnter Erde war der fernste Osten, Nordjapan. Vor vier Wochen hatten wir Bremen verlassen und waren immer in westlicher Richtung gefahren, zu Wasser nach Newyork, und dann in fast gerader Linie durch das ganze Festland bis zu dieser Stelle. Immer weiter und weiter hatten wir uns von unsrer Heimath entfernt, und so anregend und angeregt unsre Gesellschaft auch war, einen Jeden von uns hatte doch das eine oder andremal eine heimweheliche Anwandlung beschlichen, und Jeder von uns hatte, während die schnaufende Lokomotive erbarmungslos ihren Weg westwärts fortsetzte, in einem gefühlvollen Augenblicke leise geseufzt: „Hört es denn gar nicht auf?“ Jeder Verkehr mit den Unsrigen war während dieser langen Zeit zur Unmöglichkeit geworden; bis auf die lakonischen Depeschen, die wir vor vierzehn Tagen in Newyork bei unsrer Ankunft gefunden, hatten wir nichts von drüben gehört, und wir Alle mußten uns wider Willen den Fall vergegenwärtigen, daß wir durch irgend welche Veranlassung zu einer schleunigen Heimkehr veranlaßt werden könnten, daß wir dann, wenn wir ununterbrochen Tag und Nacht unterwegs wären, immerhin drei volle Wochen und mehr gebrauchen würden, um wieder daheim

zu sein. Das Alles ging uns durch den Kopf, als unser langer Zug zum letztenmal Halt machte, und das „Bis hierher und nicht weiter“, das sonst wohl wie ein barsches, herrisches Gebot lautet, hatte für uns einen seltsam freundlichen Klang.

Die Landung am 11. September, dem neunundzwanzigsten Tage unserer Reise, beanspruchte ziemlich viel Zeit. Die zahlreichen Dampfer auf dem Willamette hatten sammt und sonders festlich geflaggt, und ebenso sahen wir an den ziemlich fernliegenden Häusern am jenseitigen Ufer, den letzten Häusern von Portland, die flatternden Fahnen und Blumengewinde, die deutlichen Anzeichen, daß man uns einen besonders feierlichen Empfang zugedacht hatte. Welche ungewöhnlichen Verhältnisse aber der Festschmuck der Stadt angenommen hatte, deß wurden wir erst gewahr, als wir von dem Landungsplatze in die uns angewiesenen Wohnungen fuhren. Eine so glänzende, so allgemeine Ausschmückung wie in Portland habe ich nirgends gesehen. Die ganze Stadt war auf den Kopf gestellt. Großartige Triumphbogen waren erbaut, in den Hauptstraßen war eine lange Reihe von Mastbäumen aufgepflanzt, die miteinander durch Guirlanden verbunden waren und deren jeder auf einer großen Fahne einen der Namen der Villard'schen Gäste trug. Kein Haus, das nicht von oben bis unten festlich geschmückt gewesen wäre mit den bunten Fahnen und Flaggen der Vereinigten Staaten, des deutschen Reiches und Englands. Ueberall mächtige Blätterkränze und Blumengewinde, Widmungstafeln und Transparente. Und so war es bis in die fernsten Gassen hinein. Auch das Chinesenviertel hatte sich in hervorragendster Weise an diesen Ovationen betheiligt. Die kostbarsten Holzschnitzereien, Bronzen und Porzellan waren da in eigenthümlicher Anordnung sichtbar an den Mauern der Häuser angebracht; in langen Ketten zogen sich

die großen chinesischen Papierlaternen über den Fahrdamm und an der Straßenflucht entlang. Unser Auge war für alles das besonders empfänglich; es war Fremdartiges genug da, und auch das, was uns sonst eine alltägliche Erscheinung gewesen wäre, war uns durch die Entwöhnung nun beinahe schon zu Fremdartigem geworden. Seit vierzehn Tagen hatten wir keine größere Stadt gesehen, nichts als die unfertigen, den Eindruck des Provisorischen machenden Städteanfänge; nun durchfuhren wir wiederum eine richtige Stadt, und eine Stadt, die einen viel großartigeren Eindruck macht, als man es ihrer Einwohnerzahl nach erwarten durfte.

Portland zählt gegen 30,000 Einwohner. Es hat eine wundervolle Lage an den Ufern des herrlichen Willamette-Stromes. Die Straßen sind breit angelegt, die Häuser in der Geschäftsstadt sehr groß und zum Theil massiv, während die sich in der Peripherie um die Stadt lagernden kleinen villenartigen Wohnhäuser fast ausschließlich Holzbauten sind. Viele Straßen sind mit Bäumen bepflanzt; es sind auch hübsche Gärtchen da, und das Ganze machte bei den ganz ungewöhnlich günstigen Witterungsbedingungen, unter denen wir in Portland verweilten, einen freundlichen heitern Eindruck. Von den hoch oder frei gelegenen Punkten der Stadt aus hat man den Ausblick auf eine sanfte Höhenlinie, die den Horizont abschneidet, die letzten Ausläufer des Kaskadengebirges, und bei hellem Wetter sieht man da das ehrwürdige und mächtige Schneehaupt des Mount Hood aufragen. Der Willamette, der oberhalb Portland in den Columbia fließt, ist hier so breit und tief, daß auch die großen Seeschiffe und Dampfer bis an den Hafen von Portland ihre Güter bringen können. Portland ist dadurch der wichtigste Handelspunkt für den Nordwesten geworden, und die günstigen Verkehrswege zu Wasser

und zu Land haben die Stadt zu einer der verhältnißmäßig reichsten und gedeihlichsten der Vereinigten Staaten gemacht. Mit San Francisco steht Portland durch eine regelmäßige Dampferlinie in unausgesetzter Verbindung.

Ueber die üblichen Empfangsfeierlichkeiten am Tage, die Begrüßungen und Danksagungen, kann ich wohl hinweggehen. Am Abend war in einem großen Festsaale, dem sogenannten „Pavillon", ein ausgezeichnetes Concert veranstaltet zu Ehren der Villard'schen Gäste. Die ganze Gesellschaft von Portland hatte sich da vereinigt. Ich traute meinen Augen kaum, als ich den hellen, schimmernden Saal betrat. Eine so zahlreiche, so überaus elegante, ja strahlende Gesellschaft wie die, welche im Pavillon sich zusammengefunden hatte, wäre bei uns zu Lande kaum in einer Stadt zu vereinigen, die ihre Bewohner nach Hunderttausenden zählt. Wenn man einen Blick auf diese hübschen jungen Frauen und Mädchen in den reichsten und prächtigsten Toiletten warf, so hätte man glauben können, daß man einer besondern Festlichkeit in Paris, London, Berlin oder Wien beiwohnte; und wir waren in einer Stadt, die kaum 30,000 Einwohner zählt, die das Rauschen des Stillen Oceans vernimmt und in deren nächster Nähe noch der Indianer vor dem Wigwam kauert! Die Toiletten der Damen waren zwar mitunter etwas gewagt im Geschmack, etwas auffällig in den Farben, aber im höchsten Grade elegant. Die Freude am Starkfarbigen scheint überhaupt den Küstenbewohnern des Stillen Oceans gemeinsam zu sein. In noch viel auffälligerer, aber durchaus nicht unschöner Weise ist sie mir in San Francisco später entgegengetreten. Portland hat überhaupt mit San Francisco viele starke Züge der Gemeinsamkeit; gewisse Eigenthümlichkeiten, und gerade die bemerkenswerthesten, werde ich daher passender bei der Schilderung San Franciscos zu be-

sprechen die Gelegenheit haben. Zu den merkwürdigsten dieser Eigenthümlichkeiten ist vor Allem das Hineinragen des asiatischen und mongolischen Elements in die weiße Bevölkerung zu rechnen.

Auch Portland besitzt seine Chinesenstadt, und man hat, wenn man das Chinesenviertel aufsucht, eine vollkommen klare und, wie man mir gesagt hat, auch vollständig richtige Vorstellung des asiatischen Lebens und Treibens. Es ist ein China in nuce. Die Amerikaner mischen sich so wenig mit den Chinesen, wie Wasser mit Oel. Die Chinesen leben vollständig für sich abgesondert in ihrem Viertel, wie die mittelalterlichen Juden in ihrem Ghetto. Sie selbst machen auch nicht den geringsten Versuch, sich mit den Bewohnern des Landes, in das sie eingewandert sind, zu vermengen und ihre Gebräuche denen des andern Landes anzupassen. Sie sind keine Einwanderer, sie sind nur Auswanderer; sie verlassen das übervölkerte China, um Geld zu verdienen, aber sie denken nicht daran, sich eine neue Heimath zu begründen. Das Verweilen in Amerika ist für sie nur ein Uebergangsstadium. Sie bleiben in der Fremde, arbeiten dort mit unermüdlichem Fleiß, versagen sich jedes kostspielige Vergnügen, scharren Dollar auf Dollar und vergessen nicht einen Augenblick, daß die Heimath ihrer Rückkehr harrt. Sie suchen keine Freundschaften, keine andern als rein geschäftliche Beziehungen in dem fremden Lande, und sie scheiden, ohne Bedauern zu empfinden und ohne Bedauern zurückzulassen, sobald sie genug erworben haben. Sie richten sich die amerikanische Stadt auf ihre asiatische Weise ein. Bei ihrer unglaublichen Genügsamkeit und von früher Kindheit her an die Bedingungen der Uebervölkerung gewöhnt, pferchen sie sich in den kleinen Häusern, die ihnen noch viel zu geräumig zu sein scheinen, zusammen, vollführen da wahrhafte Dachsbauten, in denen sie eine jämmerliche Beherbergung finden,

deren Jämmerlichkeit ihnen indessen gar nicht aufzufallen scheint. Sie verschmähen die reichen Gaben des amerikanischen Bodens und lassen sich lieber ihre eigenthümlichen Speisen von dem fernen China herkommen. Sie haben ihre chinesischen Arbeiter für alle ihre Bedürfnisse, ihre chinesische Küche, ihre chinesischen Wirthschaften, ihre chinesischen Theehäuser, zum Theil auch mit angenehmer weiblicher chinesischer Bedienung. Sie haben selbstverständlich ihre chinesischen Tempel mit den chinesischen Götzen, sie haben ihre chinesischen Vergnügungen: das uns geradezu wahnsinnig erscheinende chinesische Theater und die Opiumhöhlen. Ich habe alle diese Lokale besucht, ich bin in all den Löchern herumgekrochen, ich habe mir die Ohren durch die entsetzliche Musik des chinesischen Theaters zerreißen lassen, ich habe in den schmutzigen Spelunken die Opiumraucher in den verschiedenen Stadien des Rausches, von der glücklichen Beduselung bis zur völligen Verthierung gesehen; aber über alles das wird sich zweckmäßiger sprechen lassen, wenn ich von der großartigen Chinesenstadt in San Francisco zu berichten haben werde; denn da treten alle diese eigenartigen Dinge doch noch viel schärfer und bedeutsamer hervor.

Die Amerikaner empfinden, wie allgemein bekannt ist, eine sehr starke Abneigung gegen diese Chinesen, die bei ihrer großen Bedürfnißlosigkeit und bei ihrem unendlichen Fleiße billiger und auch besser arbeiten, als der Amerikaner oder Europäer in Amerika es zu leisten im Stande ist; und sie können es den mongolischen Einwanderern nicht vergessen, daß diese nicht einen Pfennig in das Land hineinbringen, fast nichts ausgeben und möglichst viel herausholen. Man kann sich indessen nicht verhehlen, daß sie andrerseits doch erheblichen Nutzen dem Lande gebracht haben. Riesenbauten wie gerade die Nördliche Pacificbahn hätten vielleicht niemals und jedenfalls

nicht in so schneller Frist und unter so günstigen Bedingungen ausgeführt werden können, wenn man nicht die chinesischen Arbeitskräfte sich nutzbar zu machen im Stande gewesen wäre. Selbst in den Küstenstaaten des Stillen Oceans, wo die stärkste Antipathie gegen die asiatischen Eindringlinge herrscht, neigt man der Ansicht zu, daß das sogenannte „Chinesengesetz", welches die Einwanderung für die Mongolen für die nächsten Jahre verbietet, auf die Dauer nicht Bestand haben kann, ohne die Interessen der Allgemeinheit stark zu schädigen.

Als Diener werden die Chinesen von den Privaten sehr hochgeschätzt wegen ihrer seltenen Zuverlässigkeit und Gewandtheit. In Portland, wie auch in San Francisco giebt es fast nur chinesische Diener und Köche. Allerdings muß gleich hinzugefügt werden, daß die Amerikaner, und namentlich die des Westens, in Bezug auf Bedienung von einer ganz unglaublichen Anspruchslosigkeit sind, — von einer Anspruchslosigkeit, die uns geradezu fabelhaft erscheint. Das trat mir zum erstenmal recht anschaulich in Portland entgegen, wo Professor Hofmann und ich bei einem begüterten Bürger in einem der schönsten Häuser der Stadt die gastlichste Aufnahme fanden. Unsre liebenswürdigen Wirthe thaten Alles, was sie uns an den Augen absehen konnten, und wir empfanden bei unsern europäischen Gewohnheiten eine natürliche Befangenheit bei der Wahrnehmung, daß sie uns einen jeden kleinen Dienst, den wir zu erbitten hatten, persönlich erwiesen. Jedes Glas Wasser wurde uns durch die Frau vom Hause selbst gebracht. Wir sind lange Tage in dem Hause gewesen, wir haben herrliche Zimmer gehabt, und wir haben während dieser Zeit keinen Diener, kein Dienstmädchen mit einem Auge gesehen; und als wir einst zu später Stunde nach Hause kamen, den Hausschlüssel vergessen hatten und klingeln mußten, stieg

der Wirth selbst in dem denkbar leichtesten Nachtgewande die zwei Stiegen von seinem Schlafzimmer nach der Hausthür herunter, um uns die Thür zu öffnen. Später hörten wir die Erklärung: unsre Wirthe hatten nämlich gar keinen dienstbaren Geist zur Verfügung. Sie ließen sich von einem chinesischen Koch die Mahlzeiten bereiten und sorgten im Uebrigen selbst für die Instandhaltung und Sauberkeit des Hauses. Und das waren, wie gesagt, sehr wohlhabende Leute. Bei einem deutschen Freunde, einem der angesehensten Kaufleute von Portland, wurden wir bei Tisch von dessen heranwachsenden Söhnen bedient. Ich sprach ganz ehrlich meine Verwunderung darüber aus, und der praktische Vater sagte mir, daß er seine Kinder von Kindheit auf daran gewöhnen wolle selbst Hand anzulegen. Er habe ihnen daher auch die Erlaubniß gegeben, schon in ihrer frühen Jugend selbst Geld zu verdienen. Es war da nämlich in Portland eine neue Zeitung gegründet worden, die verschiedene Austräger suchte. Die Söhne meines liebenswürdigen Freundes baten ihren Vater um Erlaubniß, sich als Zeitungsausträger bei der Expedition zu melden, und er ertheilte sie ihnen ohne Weiteres. Die Knaben, im Alter von 13 bis 15 Jahren, mußten also des Morgens um vier Uhr aus dem Bett heraus, auf die Expedition gehen, die Zeitungen holen und in den Morgenstunden von vier bis sechs in den Häusern der Abonnenten die feuchten Blätter durch die Thürspalte schieben. Dafür erhielten sie einen Monatslohn von zehn Dollars, glaube ich, und dieser Verdienst wurde für die Knaben nutzbringend angelegt. Sie haben das wohl sechs bis acht Monat gethan; schließlich strengte es sie aber doch wohl zu sehr an, da sie die Schule besuchen und ihre Schularbeiten machen mußten, und sie gaben die anstrengende Nebenbeschäftigung auf. Ich erzähle diese Einzelheit, die

ich als wahr verbürgen kann, weil sie mir für die ungemein praktischen Anschauungen der Amerikaner bezeichnend zu sein scheint.

Der 12. September war der eigentliche Feiertag für die Villard-Gäste in Portland. Ich würde nun eine schwere Unterlassungssünde begehen, wenn ich nicht beiläufig darauf hinweisen wollte, daß wir in den gesammten Vereinigten Staaten nirgends besser gegessen haben als in Portland. Ich habe bis jetzt vom Essen und Trinken sehr wenig gesprochen, wie man mir zugeben wird; aber unsres wundermilden Wirthes zu Portland, des braven Herrn Eppinger, der mir zum Abschiede sogar sein Bild verehrt hat, das ich getreulich über den Stillen Ocean nach San Francisco gebracht habe, und das mich durch die Wüste von Arizona, durch die indianischen Pueblos von Neu-Mexiko und den Götterhain von Colorado, durch die Waldungen von Pennsylvanien und das Straßengewirr von Newyork, über den Atlantischen Ocean nach Hause begleiten soll — dieses sorgsamsten aller Wirthe, der eine ganze Schaar von Köchen und Kellnern aus San Francisco verschrieben hatte, um uns würdig zu beköstigen, dieses edlen Mannes mit den leuchtenden Augen, mit den schwellenden Lippen, des Busenfreundes von Udo Brachvogel, muß ich doch mit Wehmuth und Rührung gedenken. Wie oft haben wir, Udo Brachvogel und ich, als uns in den unwirthsamen Gegenden des südlichen Californiens die vollständig ungenießbaren Mahlzeiten vorgesetzt wurden, seufzend und verlangend den Namen: Eppinger ausgerufen!

Aber die Feier des Tages beschränkte sich nicht auf das gute Essen bei Eppinger. Am Abend war eine geradezu großartige Illumination. Am malerischsten und schönsten wirkte die Chinesenstadt mit ihren bunten Papierlaternen, die über

das ganze Viertel ein warmes, weiches sanftes Licht verbreiteten. Im chinesischen Theater war auch Galavorstellung, und es nahm sich eigenthümlich genug aus, neben den chinesischen Schriftzeichen auf der Bühne ein großes Plakat zu erblicken mit der englischen Aufschrift: „Willkommen Henry Villard und seine hervorragenden Gäste!" Man hatte für diese Aufführung das kürzeste Stück des Repertoirs gewählt; die Vorstellung begann daher erst um sechs Uhr und hörte schon um drei Uhr Morgens auf. Sonst spielen die Stücke immer mehrere Tage, bisweilen mehrere Wochen.

Für die folgenden Tage war ein Ausflug nach dem herrlichen Puget-Sound und nach British Columbia, namentlich nach Victoria auf dem Vancouver-Island angesetzt. Man lernt im Allgemeinen viel auf Reisen, und insbesondere bereichert man seine geographischen Kenntnisse erheblich. Ich muß gestehen, daß mir niemals eine größere Ueberraschung zu Theil geworden ist, als an dem Tage, da ich vernahm, daß wir hier in Portland nur eine Tagereise von Vancouver-Island entfernt seien. Das Wort „Vancouver-Island" klang mir aus meinen ersten geographischen Stunden wie etwas unglaublich Nördliches entgegen, etwas ganz Borealisches. Ich dachte, es müßte so eine kleine halbe Stunde von der Behringsstraße entfernt sein und sah bei diesem Worte im Geiste immer nur Hundeschlitten und Lederanzüge, Payer, Weyprecht und Nordenskjöld. Daß ich mich in einem gelinden Irrthum befunden hatte, davon sollte ich mich am nächsten Tage schon überzeugen, und über diesen Ausflug will ich in meinem nächsten Brief berichten.



XIII.

Ausflug nach British Columbia. Der Puget-Sound und Seattle. Abschied.

Las Vegas (Neu-Mexiko), 4. Oktober.

Am 13. September verließen wir in der Frühstunde die Hauptstadt des „Goldenen Nordwestens", das geschäftige, gedeihliche und lebensfrohe Portland. Der freundliche Dampfer „Thompson" nahm uns auf und führte uns den Willamettefluß hinunter bis zu dessen Mündung in den Columbiastrom bei der unerheblichen Stadt Vancouver, die sich in der unmittelbaren Nachbarschaft des rührigen und reichen Portland nicht recht hat entwickeln können. Wir fuhren darauf in nördlicher Richtung den Strom hinunter bis nach Kalama, der am Columbia gelegenen Station jener Linie der Nördlichen Pacificbahn, welche durch das Washington-Territorium nördlich nach Tacoma und dem herrlichen Puget-Sound hinaufführt. Die Ufer des Willamette und jenes Theils des Columbiastromes, den wir durchfuhren, sind von bestrickender Anmuth. Längs des Stromes ziehen sich freundliche Höhenzüge. Sie sind mit herrlichen Fichten- und Cedernwäldern dicht bewachsen, die bis zu den Gipfeln der Berge hinaufklettern. In scharfen Silhouetten lösen sich die spitzen Wipfel des mächtigen Nadelholzes, das auf der Höhe wächst, vom hellen Horizonte los, und es macht den Eindruck, als seien die Rücken der Berge wie zu einer ungeheuren Säge zerhackt. Das Land prangt im üppigsten Grün und ist von der herbstlichen Färbung noch völlig unberührt. Das eigenthümliche

Kolorit ist das, was uns am meisten auffällt. So ganz merkwürdige Töne, wie hier in den vorgeschobensten Posten des Nordwestens, in den Niederungen des Willamette- und Columbiastromes, in dem Territorium Washington und am Puget-Sound habe ich niemals gesehen; und man bittet unserm Aquarellisten Eduard Hildebrandt, dem man so oft zum Vorwurf gemacht hat, daß er aus malerischer Vorliebe der Natur Farben gegeben habe, die zu merkwürdig schön seien, als daß sie wahr sein könnten, Alles ab, wenn man diese Natur gesehen hat. Die verwegensten Kontraste sind hart aneinander gestellt und doch ganz wundersam durch einen unbeschreiblich nebelhaften, blauen zarten Duft gemildert, der die Gruppen der Bäume zu verdichten scheint, das Grelle verwischt und zu einer ganz einzigen Harmonie abtönt. Das Wasser in blendender gletschergrüner Helligkeit war glatt wie ein Spiegel; es wurde nur durch das Rad unseres Dampfers bewegt, dessen schlängelnde Furchen weit sichtbar hinter unserm Schiffe herjagten.

In Kalama stiegen wir also an's Land und fuhren nun nach Tacoma hinauf. Die Bahn führt durch unermeßliche Waldungen, die den Hauptschmuck und eine der ergiebigsten Einnahmequellen des Territoriums Washington bilden. Hier kündigte sich der Herbst schon behutsam durch eine diskrete Färbung der Blätter an. Die herbstliche Farbenpracht der amerikanischen Wälder ist eine der Naturschönheiten, die die Amerikaner mit besonderem und berechtigtem Stolz erfüllen. Man kann sich in der That kein eigenartigeres, phantastischeres und bunteres Bild denken, als den amerikanischen Wald in den sonnigen Herbsttagen, die sie den „Indianersommer" nennen. Aber den Herbstwald in seiner vollsten Pracht sollte ich doch erst später im Osten kennen lernen und da mag denn

auch die Schilderung dieses bis zur Unwahrscheinlichkeit bunten Bildes, das oft aussieht, als ob sich ein Maler einen Spaß gemacht habe, versucht werden. Hier im Territorium Washington war das saftige sommerliche Grün doch noch vorwiegend, wenn auch das Laub mancher Bäume schon eine bronzegoldige Farbe angenommen hatte oder zu Safrangelb gelichtet war, und die scharlachrothe Färbung des Sumachstrauches und des wilden Weines, der an den Bäumen emporrankte, uns daran gemahnte, daß es mit der Sommerfreude bald vorüber sei. Das betrübende und empörende Schauspiel der schändlichen Waldbrände wurde uns auch hier nicht erspart.

Die Bahn läuft durch das Cowlitzthal ungefähr parallel mit dem Kaskadengebirge; und bei dem hellen und schönen Wetter sahen wir bald zu unserer Rechten in weiter Ferne die gewaltigen Häupter des Gebirgsstockes aufleuchten, zunächst die über 9000 Fuß hohen Mount St. Helens und Mount Adàms, die von der Sonne mit rosig goldigem Lichte übergossen waren.

Daß wir uns einigermaßen in der Fremde befanden, wurde uns schon klar, wenn wir blos die Namen der Landstrecken und Städtchen hörten, die auf unserm Wege lagen: außer den wohlklingenden Tacoma, Kalama, Tenino ꝛc. auch Qualquiqqa, Schookumschuck. In Tenino, von wo aus eine Zweigbahn nach dem Regierungssitze des Washington-Territoriums, nach der Stadt Olympia führt, machten wir kurze Rast. Alle diese Oertchen haben bis jetzt nur eine sehr geringe Bedeutung, sie verdanken lediglich der Bahn ihr Entstehen; aber das kleine Tenino hatte es sich doch nicht nehmen lassen, den Gästen des Präsidenten Villard durch festlichen Ausschmuck des Bahnhofes ein freundliches Willkommen zuzurufen. Natürlich trafen wir auf dem Bahnhof deutsche

Landsleute; auch die Aufschriften zum Willkommengruße waren in deutscher Sprache. Man wollte uns klar machen, daß auch in diesem verschlagenen Flecken im äußersten Nordwesten des amerikanischen Kontinentes lebendige Theilnahme für Deutschland und die Deutschen in Amerika zu finden ist. Karl Schurz hatte vor einigen Wochen in Newyork im „Liederkranz“ eine Ansprache an die deutschen Gäste gehalten. Er hatte darin unter Berufung auf einen allbekannten sprüchwörtlich gewordenen Vers ausgeführt, daß die Bescheidenheit, die dem Einzelnen so wohl anstehe, für eine große Gesammtheit, für eine Nation nichts tauge. Eine Nation solle Selbstbewußtsein und Stolz haben, und es sei auch kein großes Unglück, wenn sie einmal ein bischen unbescheiden sei. Das war auch den Bewohnern des fernen Tenino zu Ohren gekommen und war ihnen aus dem Herzen gesprochen, und auf dem Perron glänzte auf einer von Cedernzweigen umrahmten Tafel die Aufschrift: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr. Carl Schurz, 25. August 1883, Newyork.“

Gegen fünf Uhr Nachmittags sahen wir in prächtigster Sonnenbeleuchtung den wunderschönen Mount Tacoma, auch Mount Rainiers geheißen, in einsamer Gewalt am Horizont auftauchen. Der Tacomaberg ist 12,360 Fuß hoch und seine Gletscherfelder sollen von wunderbarer Pracht sein. Er wird nur von einem einzigen amerikanischen Berge, dem Eliasberge in Alaska, an Höhe übertroffen. Der Tacomaberg, wie alle die stolzen Berge des Kaskadengebirges ein erloschener Vulkan, hat eine selten schöne Formation. Auf gewaltiger breiter Basis strebt er in sanften, sich gleichmäßig verjüngenden Linien zur Spitze auf, die in ewigem Eise starrt. Der mächtige Berg macht eine um so imposantere Wirkung, als

er in ergreifender Vereinsamung dasteht. Die niedrigen Höhen, die sich an ihn herandrängen, beherrscht er wie ein Koloß das Gewürm. Soweit das Auge reicht, ist nichts zu erblicken, was auch nur annähernd an die Verhältnisse des Bergriesen heranreichte.

In der sechsten Stunde verließen wir in der Stadt Tacoma unsere Wagen. Die gesammte Bevölkerung und die Nachbarschaft hatten sich zu unserer Begrüßung eingefunden, und die Stadtmusikanten empfingen uns mit einem gutgemeinten musikalischen Vortrag. Hier am Puget-Sound mit seinen eigensinnig zerrissenen Ufern und den zahlreichen vom Lande losgerissenen größeren und kleineren Inseln, der durch die Juan de Fuca-Straße mit dem Stillen Ocean zusammenfließt, konnten wir keine übertriebenen Ansprüche in Bezug auf musikalische Genüsse machen, und wenn auch die Stadtpfeifer mit ihren schlecht gestimmten Instrumenten unsere Ohren in grausamer Weise zermarterten, so erkannten wir doch den guten Willen und formirten uns, während wiederum der bekannte Marsch „Du bist verrückt, mein Kind“ gespielt wurde, zu einem feierlichen Zuge, an der Spitze, also gerade hinter der Musik, Präsident Villard und dessen Familie. Es war für diese mehr eine Ehre als ein Vergnügen. Eine große Menge Volkes gab uns das Geleite und folgte dem Zuge unter jauchzenden Ausrufen und schrillen Pfiffen.

Tacoma selbst ist nicht schön. Es sind die üblichen Bretterbuden, und die Straßen sind in einem entsetzlichen Zustande. Der Fahrweg ist nicht gepflastert, und die Planken, die an den Häusern entlang für die Fußgänger gelegt sind, befinden sich in bedenklichstem Zustande. Mitten in der Stadt ragen noch aus dem Boden die abgehauenen Stumpfe der Bäume hervor, die man sich nicht einmal die Mühe gegeben

hatte zu beseitigen. Wir mußten auch über eine hölzerne Brücke gehen, deren Beschreiten einem gelinden Selbstmordversuch gleichkam. Aber die Stadt liegt herrlich. Am Landungsplatze wartete schon die „Queen of Pacific", einer der elegantesten und schönsten Dampfer, welche auf dem Stillen Ocean fahren, auf uns, und nachdem Präsident Villard dem durch wildes Geheul in den höchsten Tonarten und gellendes Pfeifen sich kundgebenden Verlangen nach der üblichen Ansprache genügt hatte, gingen wir an Bord. Beim Sonnenuntergang dampfte das majestätische Schiff dahin.

Wenn mich der eigenthümliche Farbenreiz der Landschaft schon bei hellem Lichte in freudiges Erstaunen versetzt hatte, so entzückte mich die Beleuchtung jetzt. Als ich vom Deck aus um mich blickte und dieses wahrhaft zauberhafte Bild von übertriebener Farbenpracht, von einer gewissen unnatürlichen Schönheit, vor mir sah, diesen in glühendem Purpurroth prangenden West, der von zartesten blaugrauen und leuchtenden hellgrün schimmernden Wölkchen durchzogen war, dieses spiegelglatte, in unbeschreiblichem Farbenspiele rosa und grün und blau schimmernde Wasser und über den rothglühenden majestätischen Felsen am dunkleren Himmel die silberne Scheibe des beinahe vollen Mondes, da konnte ich den Gedanken an Hildebrandt nicht loswerden. Ich hatte dergleichen nie gesehen. Ich hatte nie geglaubt, daß auf der Palette der Natur solche Farben beisammen zu finden sind. Und über dem Ganzen lag ein schmelzreicher duftiger Schleier. Es war das schönste Schauspiel, das uns auf dieser wundervollen Reise geboten worden ist. Die Ufer traten bald in mattere Schatten zurück und verdunkelten sich allmählich ganz. Da sahen wir hier und da leuchtende Punkte auftauchen; es waren Freudenfeuer zur Begrüßung des Präsidenten Henry Villard. Und

alles das war so still, so sonderbar, so geheimnißvoll. War auch schon mancherlei ganz Ungewöhnliches, ganz Fremdartiges an mir vorübergerauscht, niemals ist mir durch die Anschauung das Empfinden, daß ich in der fernen, fernen Fremde war, so zu klarem Bewußtsein gekommen, wie an dem stillen Mondscheinabende, an dem die „Queen of Pacific“ wie verzaubert über den Spiegel des Sundes schweigsam hinwegglitt.

Hätte uns der Ausflug nach British Columbia nichts als diesen einen Abend geboten, er hätte schon reichlich gelohnt; er bot aber auch noch Anderes, wenn auch, wie ich leider gestehen muß, der eigentliche Zweck, die Schönheiten von Vancouver-Island und der Stadt Victoria zu bewundern, durch die ungünstige Witterung vereitelt wurde. In der Frühe des 14. September stiegen wir bei Esquimalt, einem schönen englischen Hafen, auf dessen Besitz Großbritannien, wie man leicht begreift, großen Werth legt, ans Land. Man erinnert sich, daß vor Kurzem wegen der Grenzabscheidung der Wasserstraße von San Juan de Fuca und der nördlichen Inseln des Pugetsundes zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten und England Streitigkeiten ausgebrochen waren, die durch den Spruch des von beiden Mächten gewählten Schiedsrichters, des Kaisers Wilhelm, beigelegt worden sind. Zu der Kommission, welche diese Frage zu prüfen und der Entscheidung unsres Kaisers zu unterbreiten hatte, gehörte auch Rudolf Gneist, der wohl damals, als er die Karte wegen der nördlichsten Abgrenzung des amerikanischen Westens emsig studirte, nicht ahnte, daß er nach verhältnißmäßig kurzer Zeit das fernliegende Gebiet, wegen dessen der Streit entbrannt war, mit eigenen Augen sehen sollte. Der Morgen war trübe und regnerisch, und das

schlechte Wetter brachte uns um alle Freuden, die wir uns von dem Besuch des britischen Besitzthums versprochen hatten. Von der vielgerühmten herrlichen Aussicht sahen wir gar nichts. Und wo war das lebensfrohe, frische Treiben, das man uns gerühmt hatte? Fröstelnd fuhren wir von Esquimalt durch den dichten, felsigen Wald, in dem die Holzhacker erbarmungslos ihr Vernichtungswerk verrichteten, nach Victoria, der Hauptstadt von Vancouver-Island, die wir nach halbstündiger Fahrt erreichten. Die Straßen waren des naßkalten Wetters wegen öde und verlassen; und das wirkte auf uns um so befremdlicher, als wir auf unsrer ganzen Fahrt an jedem Haltepunkte von einer freudig lärmenden Menge umringt gewesen waren. Es war, als ob das Wetter für die Vereinigten Staaten hätte Reklame machen wollen. Wir hatten bisher fast ununterbrochen hellsten Sonnenschein, der zu freudigem Leben weckt, gehabt; hier schien Alles wie in naßgrauem Leilach todesähnlich zu erstarren. Wie ganz anders war das Treiben selbst in den kleinsten Städten da drüben! Was war da überall für ein geschäftiges Hin und Her! Hier breite Straßen mit hübschen Häusern, aber menschenleer, in den Ladenthüren hier und da ein schläfriger Händler, auf den Straßen ein Paar wackelnder Chinesen und einige Exemplare gezähmter Indianer, die für die Fremden Wildheit heucheln und sich mit der Herstellung von kriegerischen Geräthschaften der Wildheit beschäftigen, die sie selbst längst nicht mehr gebrauchen, sondern nur an gutmüthige Fremdlinge für theure Preise verkaufen — Wildheitsschwindler mit einem Worte, in ihren schmutzigen europäischen Trachten von knalliger Farbe abscheulich anzusehen. An die straffere Handhabung der monarchischen Gewalt wurden wir nur durch die vorzügliche Beschaffenheit der öffentlichen Straßen und

durch den ungewohnten Anblick von Uniformen gemahnt. Vor Esquimalt lagen nämlich verschiedene englische Kriegsschiffe vor Anker, wir begegneten daher zahlreichen Matrosen der britischen Marine. Der Oberbefehlshaber, ein sehr hoher Offizier, ich glaube sogar, es war ein Admiral, stattete dem Präsidenten Villard an Bord der „Pacific" seinen Besuch ab. Man mußte darauf aufmerksam gemacht werden, daß es ein hoher Herr war; man sah es ihm durchaus nicht an.

So empfingen wir von unserm Ausflug nach dem britischen Besitzthum nur einen sehr ungenügenden und, wie ich überzeugt bin, sogar ganz falschen Eindruck; denn alle Reisenden, die Victoria unter günstigen Witterungsbedingungen gesehen haben, sind entzückt davon. Wir hatten aber keine Zeit, das gute Wetter abzuwarten und verließen, nachdem wir unser monarchisches Bewußtsein durch Berührung des britischen Bodens gestärkt hatten, ohne Bedauern das für uns so reizlos gewordene Vancouver=Island, um auf dem Puget=Sound unseren Rückweg anzutreten. Kaum waren wir auf amerikanischem Gewässer, so hellte sich auch der Himmel auf und schenkte uns einen herrlichen Tag. Unser Ziel war Seattle am östlichen Ufer des Sundes.

Zu den mannigfachen Ueberraschungen, die uns diese Reise gewährt hatte, gehört auch die, daß es eine Stadt Namens Seattle gäbe, die meisten von uns hatten den Namen nie gehört, und man diskutirte darüber, ob er „Ssihtl" oder „Ssiettl" auszusprechen sei; „Ssiattl" wird er gesprochen. Die Bedeutung dieser Stadt aber, wie sie sich uns Gästen in beredtester Weise offenbarte, der Empfang, den wir dort fanden, war in der That der Ueberraschungen größte, die der Besuch des amerikanischen Festlandes den Gästen des Präsidenten Villard bereiten sollte. Wenn man die Einwohnerzahl der Städte des

amerikanischen Nordwestens liest, so muß man sich hüten, diese auch nur annähernd mit deutschen Verhältnissen vergleichen zu wollen. Ich habe schon gesagt, Portland mit seinen 30,000 Einwohnern wirkt wie eine europäische Stadt, die Hunderttausende von Seelen zählt, und Seattle am Puget-Sound ist mit seinen siebentausend Einwohnern eine große, wirklich bedeutende Stadt — mit seinen mächtigen Lagerhäusern, seinen Dampfern und Kauffahrern ein Bild regsten Fleißes und Gedeihens. Die Großartigkeit unseres Empfanges in Seattle überstieg nicht blos relativ, sondern absolut fast alles in dieser Beziehung Dagewesene. Schon eine halbe Stunde vor unserer Ankunft wurde uns eine ganze Flotte von Dampfern entgegengeschickt, alle festlich geschmückt und im vollsten Flaggenschmuck. Auf den schönsten der Schiffe Musikbanden, die uns in einer Weise anmusicirten, daß uns Hören und Sehen verging; dazwischen wurden unablässig Böllerschüsse gelöst, und in allen Tönen heulten die ohrenzerreißenden Dampfpfeifen. Es war ein Skandal, nicht zum Aushalten, aber es hatte etwas Großartig-Feierliches, Festliches.

Die Lage der Stadt ist wunderschön. Seattle steigt an dem sich ziemlich steil erhebenden, ausgebuchteten Ufer des Sundes amphitheatralisch auf, und während der eine Theil der Stadt, die großen Werfte und Lagerhäuser auf Pfählen in das Wasser selbst hineingebaut sind, wird die andere Seite der Stadt noch von dem Urwalde umschlossen, von dem immer gerade soviel fortgehauen wird, wie die Unterbringung der stetig zunehmenden Einwohnerschaft erheischt. So liegt die Stadt da, im Rücken geschützt durch die undurchdringliche natürliche Mauer des tiefgrünen Nadelholzes, während sie ihren Fuß in dem klaren blauen Wasser des Sundes badet. Schon vom Wasser aus erblickt man auf der Höhe zwei be-

sonders stolze weiße Bauten mit Säulenvorhallen: das Regierungsgebäude und die Universität.

Wenn sich Seattle bisher in seiner Abgeschiedenheit trotz des ungewöhnlich rührigen Unternehmungsgeistes seiner Bevölkerung nur langsam entwickeln konnte, so hat es, seitdem es mit Tacoma durch die neue Bahn verbunden und so in den Weltverkehr, den die nördliche Pacificbahn vermittelt, eingetreten ist, einen überraschenden Aufschwung genommen und ist schon heute der wichtigste Punkt des nördlichen Westens. Aber es wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach in wenigen Jahren zu einer noch erstaunlicheren Blüthe entfalten und auch den Vergleich mit den entfernter gelegenen stolzen Handelsplätzen der Küste nicht zu scheuen haben. In unmittelbarer Nachbarschaft ist jüngst ein reiches Kohlenlager entdeckt, dem man den Namen New-Castle gegeben hat; und die direkte Verbindung mit den Erzgebieten von Montana und den reichen Getreidefeldern und Wäldern der anliegenden Territorien berechtigt die Einwohner zu der ehrgeizigen Hoffnung, daß sie mit der Zeit einen wesentlichen Theil des Küstenhandels an sich reißen und alsdann sogar mit den beiden Hauptplätzen des Stillen Oceans, mit Portland und San Francisco, werden in die Schranken treten können. Nirgends hat man sich für die Segnungen der neuen Bahn dankbarer gezeigt als da. Die siebentausend Einwohner zählende Stadt hatte zum Empfang des Präsidenten Villard 20,000 Dollars aufgebracht. Man hatte eine wirklich großartige via triumphalis hergerichtet. Das war nicht mehr der Ausschmuck der Häuser und Straßen mit Tannenzweigen und Blumengewinden, wie wir sie sonst wohl gesehen hatten; ein ganzer Wald war ausgerodet und in die Stadt gefahren. Vom Landungsplatze an bis zu dem Festplatze hinauf waren mächtige Tannen und Cedern auf-

gepflanzt, und durch diese improvisirte Allee zogen wir, während vom Wasser her die Dampfpfeifen heulten, stöhnten und brüllten, fünf Musikbanden gleichzeitig die verschiedensten Weisen aufspielten und Tausende festlich geschmückter Menschen unter beständigem Hurrahgeschrei und Tücherschwenken folgten, die hügelige Straße nach dem Festplatz hinan. Da war eine große Tribüne aufgeschlagen, welche ein heimischer Künstler mit sehr bunten Bildern geschmückt hatte, unter denen vor Allen ein allegorisches Weib, das gewiß nach den Absichten des Malers schön sein sollte, hervorragte. Darunter stand „Al-ki", was, aus dem Indianischen ins Deutsche übersetzt, „die Zukunft" heißt. Es sollte ein echtes Volksfest werden, und die Festlichkeit hatte in der That einen ganz eigenthümlich Homerischen Charakter. Unter freiem Himmel brannten verschiedene Feuer und über diesen drehten sich an Spießen, die mit einer kleinen Dampfmaschine in Verbindung gebracht waren, ganze Ochsen, Hammel und Lämmer. Hunderte umlagerten die Herdfeuer und erhoben darauf die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Auf den Tribünen nahmen die Gäste Platz, und nachdem einigermaßen Ruhe hergestellt war, erhob sich der Präsident, ein angesehener Bürger von Seattle, ich glaube, es war der Bürgermeister, um dem versammelten Volke anzukündigen, daß der Erbauer und Vollender der nördlichen Pacificbahn, Henry Villard, mit seinen Gästen aus Deutschland hier eingetroffen sei und daß ihm das Volk wie einem Wohlthäter zu danken habe. Alsdann entstand ein unbeschreibliches Gejauchze. Das amerikanische Volksgeschrei hat sich unbedingt an dem indianischen Muster gebildet. Es ist von einer Wildheit, von der man sich gar keine Vorstellung macht: ein Kreischen in den höchsten Tönen und ein Pfeifen, das Einem angst und bange wird. Dazwischen hörte man vernehmlich den Namen Villard rufen. Die

Rednerliste in den amerikanischen Volksversammlungen wird nämlich auf eine ganz eigenthümliche Weise gebildet: das Volk verlangt diesen oder jenen Redner zu hören, und es schreit so lange den Namen, bis sich der Aufgerufene dazu entschließt, dem stürmisch-jubelnden Verlangen zu entsprechen. Außer Villard, der immer durch den Zuruf des Volkes zu einer Dankrede genöthigt wurde, mußte auf unserer Reise besonders auch Karl Schurz daran glauben und bei diesem Anlaß die Schattenseiten der Popularität gründlich kennen lernen. Er mochte sich verstecken, wo er wollte, man wußte, daß er in der Gesellschaft war, man verehrte ihn als einen der verdienstvollsten Männer der Vereinigten Staaten, man kannte ihn als einen der glänzendsten Redner, und man schrie so lange, bis er aus seinem Versteck hervorkroch und die begehrte Ansprache hielt. Villard, der immer gut spricht und dessen schmucklose Natürlichkeit stets von großer Wirkung ist, hat nie besser gesprochen als in Seattle. Die Herzlichkeit der Aufnahme schien seinen Worten Schwingen zu geben, und auch Karl Schurz war an diesem Tage beredter denn je. Er sprach zu Leuten, die ihm sympathisch waren, und er sprach von Dingen, die ihm am Herzen lagen, vom Walde: „Schützt Euren Wald! Er ist Euer großer Freund, und diejenigen, die ihn vernichten, nehmen Euch einen Schutz gegen das Unwetter, einen köstlichen Schmuck und eine ergiebige Quelle Eures Gedeihens.“ Und als er die Herrlichkeit dieses Landstriches pries und von dem gewaltigen „Tacomaberge“ sprach, riefen ihm hundert Stimmen aus der Versammlung entgegen: „Der Rainiersberg, nicht der Tacoma!“ Da zeigte sich wieder einmal in naivster Weise der bezeichnende Zug der amerikanischen Nachbarstädte, die unbegrenzte Eifersucht. Wie zwischen Saint Paul und Minneapolis, zwischen Mandan und Bismarck, zwischen Helena

und Bozeman, so lodert auch der Wettstreit um die städtische Bedeutung zwischen Tacoma und Seattle, und die Bürger von Seattle sehen es ungern, daß der schöne Berg bei demselben Namen genannt werde wie die betreffende Stadt. Aber dieser Zwischenfall verhinderte nicht die tiefe Wirkung, die Schurz auf die Versammlung hervorbrachte. Die Feier war merkwürdig stimmungsvoll.

Es war zu vorgerückter Nachmittagsstunde, und die Sonne stand schon tief, der ganze Festplatz lag im rothgoldigen Lichte rings umschlossen von dem dunkelgrünen Bollwerk des Urwaldes. Von der Höhe herab schweifte der Blick über den Spiegel des Sundes und Tausende von Menschen drängten sich auf dem Platze, und über dem Feuer drehten sich an den Spießen die riesigen Braten, denn es waren

„Viel Lämmer und Schafe
An den Ufern geschlachtet und viel schwerwandelndes Hornvieh."

Da trat aus den Reihen ein schönes Mädchen hervor, in einfacher geschmackvoller Kleidung, von anmuthiger Gestalt, mit edelgeschnittenem Gesichte, und man fühlte sich wieder versucht, an eine Homerische Gestalt zu denken, an Nausikaa, „einer Unsterblichen gleich an Wuchs und reizender Bildung". Mit herrlicher, klangvoller Altstimme richtete sie im Namen der Frauen und Jungfrauen Seattles einen so rührenden, so innigen Willkommen-Gruß an Villard und seine Familie, daß die ganze Versammlung aufs Tiefste davon ergriffen wurde. Villard und seine nächsten Freunde blickten stumm zu Boden, um nicht zu zeigen, daß in ihren Augen Thränen schimmerten. Frau Villard und ihre reizende Tochter schämten sich der Thränen nicht und weinten herzhaft. Die Beschreibung eines solchen Augenblickes, in dem eben Alles sich nur aus jenem unsagbaren Etwas erklären läßt, für das wir das weitgehende

und schöne Wort „Stimmung“ haben, hat immer etwas Hölzernes und Nüchternes, wenn eben jene Stimmung vorübergerauscht ist. Aber wenn ich es auch nicht mit Beweisen belegen kann, versichern darf ich es, daß keiner unserer Reisegenossen die herbstlichen Nachmittagsstunden in Seattle und das schöne Mädchen, das Villard begrüßt hat, je vergessen und nie ohne eine gewisse seelische Bewegung daran zurückdenken wird. Die Sprecherin war, wie wir später erfuhren, eine Studentin und besuchte die Washington-Universität in Seattle.

Der Abend brach schnell herein, und als wir vom Festplatze hinab zu den Werften stiegen, war es schon fast dunkel. In der Hauptstraße mit ihren glänzenden großstädtischen Läden waren die Häuser schon festlich beleuchtet und am Ufer flammten die Freudenfeuer aus Pechpfannen und Holzstößen auf. Besonders schön und wirksam war die Illumination der beiden Prachtgebäude auf der Höhe. Wir waren eben an Bord gestiegen, als wir eine ungewöhnliche Bewegung in der nach Tausenden zählenden Menge und in der Ferne einen tiefrothen Schein wahrnahmen. Ein Fackelzug kam heran mit Musikanten und Sängern an der Spitze. Er war gerade zur Stelle, als die Anker gelichtet wurden und die majestätische Queen of Pacific langsam vom Ufer abstieß. Und was hörten wir? — Hier am Ende der Welt das deutscheste Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ vorgetragen vom deutschen Männergesangverein in Seattle! Wir waren schon ziemlich weit vom Ufer entfernt, wir sahen nur noch eine unbestimmte helle Masse, darüber wie zwei feurige Augen die hellbeleuchteten Prachtgebäude, aber wir vernahmen noch ganz deutlich die Klänge in der Ferne, die der stille Wasserspiegel zu uns trug: „Das ganze Deutschland soll es sein“. Man wird mir glauben, wenn ich sage, daß in dieser abendlichen Stunde nach diesem

denkwürdigen Tage auf dem blauen Wasser des Sundes, das sich mit den Fluthen des Stillen Oceans vermischt, der deutsche Männergesang auf uns Alle ganz wundersam wirkte.

Wir Alle waren ja so wie so in einer Gemüthsverfassung, die für weiche Regungen besonders empfänglich war. Wir hatten die letzte Station unserer gemeinsamen Fahrt soeben verlassen, es war der letzte Abend und die letzte Nacht, die wir zusammen verbringen sollten; es war natürlich, daß wir von Villard nicht scheiden konnten, ohne der tiefen Dankbarkeit, zu der er uns verpflichtet hatte, einen Ausdruck zu geben. Wir hatten eine Adresse unterzeichnet, in der in bündiger und schmuckloser Form gesagt war, was eben gesagt werden konnte: daß uns die Erinnerung an das, was wir in den letzten Wochen gesehen, für unser Leben unvergeßlich bleiben werde, daß wir uns durch den Augenschein von der Großartigkeit dieses gewaltigen Unternehmens überzeugt hätten und demselben die glänzendste Zukunft vorhersagen dürften; daß der Mann, der diesen neuen Schienenweg zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean vollendet, der Portland mit St. Paul verbunden, der die großartigen Getreidegebiete von Dacota und Oregon, die Wälder und Kohlen des Washington-Territoriums und die Erze von Montana in den Welthandel geführt, sich den vollen Anspruch darauf erworben habe, daß seine Mitbürger ihn wie einen Helden und Wohlthäter priesen und ihn von einem Ende des Festlandes bis zum anderen mit Ehrenbezeugungen begleitet hatten, wie sie einem Manne, der Alles sich selbst und seiner Arbeit zu danken hat, wohl nie zuvor zu Theil geworden seien; daß wir endlich stolz darauf seien, diesen Mann unsern Landsmann nennen zu dürfen. Wir versammelten uns vollzählig im Salon des Dampfers um Villard und dessen Familie, und Gneist überreichte diese Adresse. Er

dankte in herzlichsten Worten in unser Aller Namen für diese Gastfreundschaft „ohnegleichen in den fünf Welttheilen."

Das war der letzte, ernste und schöne Abend unserer Gemeinsamkeit. Und unsere herrliche Reise, während deren wir in wenigen Wochen tiefere Eindrücke und mächtigere Anregungen empfangen hatten als sonst in Jahren, diese reichen Tage mit ihren gewaltigen Bildern in ewigem Wechsel, mit ihren Naturwundern und Wundern von Menschenhand, mit ihren rauschenden Festlichkeiten konnte keinen richtigeren und würdigeren Abschluß finden als dieses sanft verhallende Ausklingen.

Am Nachmittag des folgenden Tages, 15. September, trafen wir wieder in Portland ein. Da zersplitterte sich die Gesellschaft.

XIV.

Von Oregon nach Californien.

Abfahrt von Portland. Astoria.

Es war am Vormittage des 18. September. Wir standen am Ufer des Willamette, an der Landungsbrücke der Dampfer, und schwenkten die Tücher, als sich der „Thompson", dasselbe schöne Schiff, auf dem wir die Fahrt nach Kalama und von dort nach Portland zurück gemacht hatten, langsam und majestätisch in Bewegung setzte. Der feste Bund, der die deutschen Gäste Villards seit länger denn einem Monat umschlossen hatte, war in Portland gesprengt. Viele der Gefährten, mit denen wir in gemüthlichster Innigkeit denkwürdige und unvergeßliche Tage verbracht hatten, verließen uns in diesem Augenblicke; sie fuhren den herrlichen Columbia hinauf nach den berühmten Stromschnellen, deren verhängnißvoller Name „The Dalles" zu

einem wohlfeilen Wortwitze gar zu leichte Handhabe bietet. Unter diesen Freunden waren von unsern Berliner Landsleuten Rudolf Gneist, A. W. Hofmann, Geheimrath von der Leyen, Stadtrath Max Weber und Dr. von Bunsen. Das Verlangen, die hochgepriesenen Wunder des Yellowstone-Parkes, den wir auf unserer Hinreise nicht hatten besuchen können, anzustaunen, veranlaßte diese, denselben Weg, den wir auf unserer Hinreise genommen hatten, wieder einzuschlagen. Die amerikanischen Journalisten, denen sich Dr. Mohr von der „Kölnischen Zeitung" angeschlossen hatte, verzichteten auf den Yellowstone-Park, kehrten aber auf demselben Wege der Nördlichen Pacificbahn zurück, um nun in aller Gemächlichkeit das, was auf dem Hinwege im Fluge an ihnen vorübergerauscht war, genauer kennen zu lernen und zu studiren. Wieder Andere hatten sich schon einige Tage früher von der Gemeinsamkeit losgelöst und waren nach San Francisco gefahren, um möglichst schnell das berühmte Yosemite-Thal und die californischen Riesenbäume in Augenschein zu nehmen. Unser liebenswürdiger Wirth, Henry Villard, der in allen schweren geschäftlichen Sorgen, die ihn zu jener Zeit schon bedrücken mochten, nicht einen Augenblick in seiner unermüdlichen herzlichen Zuvorkommenheit gegen seine Gäste erlahmte, und der das, was in ihm vorging, mit einer wunderbaren Willensstärke niederkämpfte, um seinen Freunden immer nur ein heiteres und freundliches Gesicht zu zeigen, war auf kürzestem Wege, ohne den Yellowstone-Park zu berühren und ohne sonstigen Aufenthalt, nach Newyork zurückgekehrt.

Wir waren unser also nur wenige, die noch in Portland zurückgeblieben waren, um den nächsten Dampfer nach San Francisco abzuwarten: Eduard Lasker, Regierungsrath Spaeth, Bankdirektor Froehlich, Udo Brachvogel, der Syndikus der

Frankfurter Handelskammer, Herr Puls, und ich. Mit den Besuchern des Yosemite-Thals hatten wir ein Rendezvous in San Francisco verabredet. Lasker, Brachvogel und ich waren übereingekommen, daß wir beisammen bleiben wollten. Der Deutsch-Amerikaner Brachvogel, der die ganzen Vereinigten Staaten mehrfach durchreist hat und sehr genau kennt, stellte sich uns Beiden völlig zur Verfügung. Es war ihm ganz einerlei, wohin wir gehen wollten, und unser beider Programm war, so unklar es in den Einzelheiten war, so klar in seiner Gesammtheit: wir wollten von dem merkwürdigen Lande möglichst viel in möglichst kurzer Zeit sehen. Das war ja auch der Grund gewesen, der uns dazu veranlaßt hatte, uns von der Gesellschaft der uns lieb gewordenen Reisegefährten loszulösen. Unser erstes Ziel war San Francisco; was weiter mit uns geschehen würde, das wußten wir selbst noch nicht. Die Berichte der Freunde, mit denen wir in San Francisco uns wieder vereinigen wollten, sollten darüber entscheiden, ob auch wir noch das Yosemitethal zu besuchen hätten. Wir dachten natürlich an Utah, an die Mormonenstadt am Großen Salzsee, wir dachten an die Wüste von Arizona und an das berühmte große Canyon des Coloradostromes, das bis jetzt wegen seiner Unzugänglichkeit nur noch sehr wenig besucht worden ist, wir dachten an die alten spanischen Städte und indianischen Pueblos in Neu-Mexico, an den Götterhain in Colorado und an alles Mögliche.

Der nächste Dampfer nach San Francisco ging erst beim Morgengrauen des 20. September in See. Ich benutzte die beiden Tage, die mir noch blieben, um in meinem stillen schönen Zimmer während des Tages ruhig zu arbeiten und am Abend mit Lasker, Brachvogel und einigen Freunden das Chinesenviertel und die sonstigen Sehenswürdigkeiten Port-

lands zu besichtigen. Die Stadt hatte ihren Festschmuck inzwischen abgelegt; aber auch im Werkeltagskleide machte sie den Eindruck des Rührigen, Bedeutenden, Wohlhabenden und Freundlichen. In den Geschäftsstraßen war ein Leben, eine Bewegung, wie man sie in einer kaufmännischen Großstadt, die ihre Bewohner nach Hunderttausenden zählt, nicht entwickelter finden könnte, und das städtische Fluthen und Treiben bot dieselben unversöhnlichen Gegensätze dar, wie man sie nur in den Weltstädten findet: prahlenden Reichthum und verlumpten Jammer, rastlosen Fleiß und nichtsnutziges Vagabundenthum. Ja, diese Gegensätze traten mir in Portland vielleicht noch schärfer und in sprechenderen Beispielen entgegen als irgendwo anders.

Hier in dem Lande der Freiheit, hier in Portland war es, wo ich in heller Mittagssonne eine Rotte von etwa zehn bis zwölf elenden zerlumpten Kerlen, die mit schweren Ketten aneinandergefesselt waren, langsam durch die Straßen treiben sah. Sie vermochten die Last des Eisens kaum zu schleppen, und schleiften keuchend mit wackelnden schweren Schritten die Ketten hinter sich her. Ich fragte mich, welche Uebelthaten diese Menschen begangen haben könnten, welche Verbrechen entsetzlich genug seien, um von ihnen dieses widerwärtige und empörende Schauspiel, das das letzte bischen Menschenwürde in ihnen ertödten muß, aufführen zu lassen. Ich hielt sie zum mindesten für Straßenräuber, wenn nicht gar für Mörder. Es waren aber einfach herumlungernde Strolche, die obdachlos aufgegriffen waren, Landstreicher, die der Gemeinde zur Last fallen, Bummler, die zu tief ins Glas gesehen und nächtlichen Unfug getrieben hatten, und dergleichen. Keiner von diesen Allen hatte sich eines wirklichen Verbrechens schuldig gemacht. Bei uns wären sie wegen Uebertretung oder höchstens wegen

leichten Vergehens mit einer gelinden Strafe davongekommen. Hier wurden sie gefesselt und in schimpflichster Weise gestraft.

Der Zug dieser Unglücklichen erregte die lebhafteste Entrüstung meines Begleiters, eines liebenswürdigen deutschen Landsmannes, der mir während meines Aufenthaltes in Portland unausgesetzt freundlich zur Seite gestanden hat, und dem ich für viele Liebenswürdigkeiten zu Dank verpflichtet bin. Dieser äußerte seinen Unwillen über die schmähliche Schaustellung und über die Ungerechtigkeit der harten Strafe in so beredten Worten und mit so erhobener Stimme, daß sich um den entrüsteten Sprecher bald ein kleiner Kreis schaarte, der in denselben Ton einstimmte, darunter auch ein Polizist. Hätte mein Begleiter auch nur die Hälfte von dem, was er ungestraft in Portland auf offener Straße sprach, bei uns gesagt, so wäre er sicherlich sofort eingesteckt worden und hätte auf Grund aller möglichen Paragraphen eine ernsthafte Strafe verwirkt; aber nun waren wir auf einmal wieder in das Land der Freiheit zurückgelangt, aus dem uns das Rasseln und Klirren der schlürfenden Ketten soeben verjagt hatte.

Ein noch drastischeres Beispiel, wie hier die Gegensätze aufeinanderplatzen, sah ich am Abend desselben Tages und in derselben Straße. Vor einem einfachen Gebäude, an dem ein Schild mit der Aufschrift angebracht war: „Young men's Christian Association" — Christlicher Jünglingsverein — stand ein bleicher, hagerer, schwarz gekleideter Mann, der mit überlauter Stimme die Vorübergehenden anschrie, dem verfluchten Schnapsteufel zu entsagen, Einkehr zu halten und Buße zu thun, mäßig zu leben, christlich in Worten und Werken, und sie dringend aufforderte, einzutreten in das bescheidene Haus, um da das Wort Gottes zu vernehmen. Nebenan, unmittelbar nebenan aber erhob sich ein auffälligeres

und glänzenderes Gebäude mit der Aufschrift: „Elite-Theater“ und unter dieser in kleinen Gasflammen die verlockende Ankündigung: „Something New every night“ — „Hier giebt's jeden Abend etwas Neues!“ Und dieses Versprechen wurde verstärkt durch vier oder fünf Bläser, die einen lustigen Tanz aufspielten und in deren Mitte, ebenfalls als Anpreisung, sich einige sehr geschminkte Frauenzimmer in ganz kurzen Balletröckchen zeigten. Der bleiche schwarze Mann zeterte, die Bläser bliesen sich die Lungen aus, und die rothgeschminkten Künstlerinnen warfen schmachtende Blicke in die dunkle Menge. Viel Volks sammelte sich vor dem merkwürdigen Schauspiel; Viele schwankten, ob sie sich zu den Füßen des Temperancepredigers niederlassen oder den zügellosen Cancan der Tänzerinnen anstaunen sollten. Die Schafe sonderten sich von den Böcken. Aber ach, auch in dem sündigen Portland war die Konkurrenz, die der Tingeltangel dem Prediger machte, eine erschreckliche und erdrückende — die Böcke waren in der überwiegenden Mehrheit. Mein philosophischer Begleiter, Ernst von S., war der Ansicht, daß der Besuch des einen Lokals den des anderen nicht ausschlösse; und so hörten wir denn zuerst die Temperancepredigt und sahen nachher die Damen tanzen.

Herr von S., ein früherer Offizier unserer Armee, lebt seit einer langen Reihe von Jahren im fernen Westen. Er hatte sich an das harte Leben gewöhnt und fühlte sich wirklich glücklich in seiner ungehinderten Freiheit. Er hatte Jahre lang das wilde, abenteuerliche Dasein eines cow-boy in Texas geführt. Er hatte es da durch seine Tüchtigkeit zu etwas gebracht. Er war jetzt im Besitz eines kleinen Vermögens, das er in Ländereien in Oregon angelegt hatte. Aber er war nun fest entschlossen, in die ihm liebgewordene Einsamkeit zurückzukehren. Er glaubte, seine bedeutenden natürlichen

Gaben, seine herkulischen Körperkräfte, seine Geschmeidigkeit und Gewandtheit nicht besser verwerthen zu können als in der Stellung eines reitenden Hirten, und er war ein Reiter allererster Ordnung. Er hatte die wildesten Pferde gebändigt und bei der schwierigen und gefahrvollen Arbeit des Viehstempelns an einem Tage mehr geleistet als zehn Andere. Die Heerdenbesitzer lassen bekanntlich in Amerika ihr Vieh zum großen Theil frei herumlaufen und selbst für seine Nahrung sorgen. Zu gewissen Zeiten werden diese Heerden alljährlich zusammengetrieben, und die einzelnen Stücke werden nach den Marken, die ihnen aufgedrückt sind, ihren verschiedenen Besitzern zugewiesen. Streitigkeiten erheben sich nie, da das Jungvieh immer der mütterlichen Kuh nachläuft. Dies Hineinreiten in die wilden Heerden und dies Stempeln des Viehs ist eine der gefahrvollsten und schwierigsten Arbeiten, und die cow-boys werden dabei sehr häufig schwer verletzt; ohne Beinbruch, Armbruch, ausgerissene Finger und dergleichen geht es fast nie ab, und ein völlig unversehrter cow-boy gehört daher zu den großen Seltenheiten. Herr von S. war bis jetzt bis auf verhältnißmäßig leichte Verletzungen immer gut davongekommen, und er sprach mit der wahren Begeisterung des Sportsmans von diesen Viehstempelungen. Kein Leben, sagte er mir, möchte er mit dem seinigen vertauschen. Auf seinen tagelangen einsamen Ritten, in seiner fast völligen Vereinsamung habe er viel nachgedacht und immer dem Himmel gedankt, daß er sich von allem Geklatsch und allen Kleinlichkeiten der Menschen losgesagt und das volle Verständniß der wunderschönen Natur erlangt habe. Wenn man die Natur verstehen lernt, sagte er, braucht man nichts mehr, und frei ist man nur in der Einsamkeit! Der vertrauliche Umgang mit seinem Pferde und seinem Hunde genügte ihm. Er lebte den

größten Theil des Jahres in Texas. Er war ganz wetterfest. Wochenlang besuchte er keine Stadt. Er schlug Abends sein Zelt auf, das er am frühen Morgen wieder abbrach; und war er zu müde, um am Abend die Arbeit noch zu verrichten, so legte er sich auf die nackte Erde; sein Hund diente ihm als Kopfkissen, mit der Pferdedecke deckte er sich zu und seinen Gaul band er an einen Pflock. Frisches Fleisch hatte er nur zum Mittagessen, wenn ihm das Jagdglück hold war, sonst lebte er lediglich von Konserven, von denen er immer einen größeren Vorrath aus den Städten mit sich in die Einöde nahm; wenn der Vorrath zu Ende ging, suchte er wieder die größeren Plätze auf, um neue Einkäufe zu machen. Portland war ihm viel zu groß, und er wartete sehnlich auf den Abschluß seiner Geschäfte, um alsbald nach Texas zurückzukehren. In der Hauptstadt des Nordwestens trug er sich natürlich ganz städtisch, und in der adretten Art und Weise, wie er sich kleidete, erkannte man ohne Mühe den früheren Kavalier der Monarchie, der auf sein Aeußeres etwas giebt. Wenn er auch auf den Umgang mit Menschen im Großen und Ganzen verzichtet hatte, so war er doch keineswegs verwildert. Er besaß im Gegentheil die verbindlichsten gesellschaftlichen Formen, und er war von einer geradezu beschämenden Gefälligkeit und Dienstfertigkeit. Ich sehe ihn noch immer, wie er meinen schweren Koffer, den der Kutscher nicht von der Stelle schaffen konnte, mit einem Ruck auf die Schultern packte, ohne sichtbare Anstrengung die Treppe hinuntertrug und auf den Wagen lud, als wäre er sein Lebtag nichts anderes gewesen als angestellter Kofferträger. Er war den deutschen Verhältnissen und überhaupt den Bedingungen der Kulturländer völlig entrückt. Er hatte nicht das geringste Interesse für Persönlichkeiten und Vorgänge, denen wir große

Bedeutung beilegen. Ganz klar war ihm nur die Bedeutung des Kaisers, Bismarcks und Moltkes; im Uebrigen wußte er nicht mehr viel von Deutschland; für die subtileren Unterscheidungen zwischen Reichstag und Landtag, zwischen Partikularrechten und Centralgewalt besaß er nicht das rechte Verständniß, und Lasker hielt er für einen Naturforscher.

Am Abend unserer Abfahrt gaben die Verleger und die Redakteure des „Oregonian", einer der verbreitetsten Zeitungen in den Küstenländern des Stillen Oceans, den Kollegen der amerikanischen und fremden Presse ein Festmahl, für dessen würdige Herstellung der Delmonico von Portland, der immer mildlächelnde Eppinger, die größten Anstrengungen gemacht hatte. Es war ein typisch amerikanisches Essen. Nachdem die lange Speisekarte absolvirt war, klopfte einer der Wirthe, der sich dadurch als Präsident zu erkennen gab, an's Glas, um die übliche Ansprache an die Gäste zu halten. Selbstverständlich blieb die Rede nicht in dem engen Rahmen der Bewillkommnung, sondern verbreitete sich in mehr oder minder glücklichen Anknüpfungen über alle möglichen Gegenstände. Kein Toast, eine richtige Rede. Darauf forderte er einen andern der Tischgenossen auf, seinerseits einige unpassende Worte zu sagen, und dieser hielt eine zweite, ebenso lange Rede. Dann folgte ein dritter Redner, diesem ein vierter, diesem ein fünfter, und so ging es weiter mit Grazie bis ins Unendliche. Diese Redeübungen auf vollen Magen, die den unausbleiblichen Nachtisch der amerikanischen Festessen bilden, haben ihre Bewunderer gefunden. Ich bedaure, nicht zu diesen zu gehören. Ich kenne wirklich nichts Langweiligeres, als diese Nachtischreden. Es giebt ja natürlich auch Ausnahmen, der Eine oder Andere hat wirklich einmal einen scherzhaften Einfall, der, der allerdankbarsten Aufnahme gewiß, eine übermäßige Wirkung übt;

ein Anderer mag ja auch unter diesen wenig günstigen Bedingungen ganz vernünftig und fein sprechen können; aber im Allgemeinen hört man doch nur recht Alltägliches in mangelhafter Form, das in der anspruchsvollen Darbietung vor einem lauschenden Auditorium in weißer Kravatte doppelt öde wirkt. Unsere Toaste, bei denen die warmen Speisen kalt und die kalten Speisen warm werden, sind zwar auch eine arge Unsitte, aber sie sind mir doch noch viel lieber, als die ununterbrochenen Redevorträge, die nach den amerikanischen Festessen wie grausame Keulenhiebe Schlag auf Schlag folgen. Unsere Toaste gewähren dem Gaste doch noch die Möglichkeit, sich inzwischen körperlich einigermaßen zu restauriren, sich für das Folgende zu stärken, und in der Zwischenzeit mit dem Nachbarn gemüthlich zu plaudern; der amerikanische Redeaktus nach Tisch aber duldet keine Unterbrechung, und man muß die ganze Sturmfluth von Reden über sich ergießen lassen, ohne auch nur auf einen Augenblick Deckung zu finden. Ich bin nach diesen Festessen nie anders vom Tisch aufgestanden, als mit dem Gefühl der Verdrossenheit und des Gelangweiltseins, und das scheint mir nicht gerade der Zweck eines frohen Mahles zu sein.

Ich war daher sehr vergnügt, als mir der Kellner mitten in einem Vortrage über die Chinesenfrage zuraunte, daß mein Freund, Ernst von S., unten auf mich warte. Er führte mich in das deutsche Bierhaus „Zur Quelle", wo ich mit Lasker und Udo Brachvogel zusammentraf und eine sehr zahlreiche Gesellschaft deutscher Landsleute vereinigt fand. Da war es heiterer und gemüthlicher. Es wurde viel Bier getrunken, der deutsche Gesangverein trug verschiedene Quartette vor, und so blieben wir in heiterer Stimmung bis gegen Mitternacht beisammen, als uns der Kapitän Polemann daran gemahnte, daß es nun Zeit sei, an Bord zu gehen. Ein großer Theil

der Gesellschaft gab uns das Geleit bis zum Landungsplatze. Als ich meinem jüngsten Freunde, Ernst von S., die Hand zum Abschied drückte, wurde mir ein bischen wehmüthig zu Muthe. Wir hatten in den letzten Tagen sehr viel und sehr freundschaftlich mit einander verkehrt, und wir sagten uns Beide, daß die Wahrscheinlichkeit eines Wiedersehens eine äußerst geringe sei. Unsere Wege gingen nun weit auseinander, und es ist kaum anzunehmen, daß sie sich jemals wieder kreuzen werden. Jetzt treibt er wohl seine Heerden durch Arizona, Neu-Mexico und Texas, und wenn er der heitern Stunden in Portland auch gern gedenken mag, so wird sich der abgeschworene Feind der Kultur doch wohl sagen, daß er sich nun, zwar fern von allen Freuden, aber auch fern von allen Leiden, die der Umgang mit Menschen bereitet, in ungestörter Innigkeit mit der Natur, in seiner harten, aufregenden Arbeit am wohlsten fühlt.

Die Dampfer, die den Stillen Ocean befahren, haben eine andere Bauart, als die, welche den Atlantischen kreuzen. Die Kajüten für die Passagiere liegen hoch über dem Deck; sie sind daher luftiger, lichter und freundlicher als die in den unteren Schiffsräumen liegenden Kajüten der atlantischen Dampfer. Ich glaube allerdings, daß diese für die Passagiere bequemere Bauart eben nur auf diesem Meere geeignet ist, wo starke Stürme doch zu den Seltenheiten gehören. Auf einem Schiffe wie der „Oregon“ möchte ich mich nicht in die Aequinoktialstürme des Atlantischen Oceans hineinwagen. Wir hatten aber die schönste, ruhigste See und waren während der Ueberfahrt so gut untergebracht, wie nur möglich. Ich habe eine besondere Vorliebe für Seeleute, und alle Kapitäne, die ich kennen gelernt habe, sind mir durch die Gradheit ihres Wesens, durch die natürliche Freundlichkeit in ihren Umgangs-

formen, durch die strenge Pflichterfüllung in ihrem Berufe lieb geworden. Auch Kapitän Polemann ist der echte Seemann, wie er sein soll, mit allen glänzenden Vorzügen. Er hat schon viel durchgemacht: er war Offizier an Bord des unglücklichen „Schiller" und gehörte zu den Wenigen, die nach dem grausigen Schiffbruch, nach unendlichen Stunden qualvollsten Ringens mit dem Tode aus den Fluthen herausgefischt worden sind.

In der frühen Morgenstunde des 20. September passirten wir die sogenannte „Barre" des Columbiaflusses, den Ausfluß des Columbia in den Stillen Ocean. Die Barre gilt so ungefähr für das schlechteste Wasser der bekannten Welt. In der Tiefe des Stromes stauen sich da unendliche Sandberge an, die sich heimtückisch verschieben und das seichte Fahrwasser beständig in seinen Strömungen verändern. In geringer Entfernung von uns sahen wir aus dem Wasser die Trümmer eines Dampfers aufragen, der vor nicht langer Zeit aufgefahren und zu Grunde gegangen war. Auch die „Queen of Pacific", mit der die Villard'schen Gäste den Puget-Sound befahren hatten, hatte vor kaum vierzehn Tagen an derselben Stelle Unglück gehabt; sie hatte sich ebenfalls in dem tückischen Sande festgelaufen und war mit Mühe und Noth dem Verderben entronnen. Das Wasser ist da so heimtückisch, daß die regelmäßige Schifffahrt unterbrochen werden muß, sobald die Witterungsverhältnisse einigermaßen ungünstige sind. Bei Nebel ist an ein Ausfahren gar nicht zu denken, und selbst bei mäßigem Winde wird das Wasser so wild, daß den Schiffen die ernsthaftesten Gefahren drohen. Selbstverständlich wird dadurch der Handel Portlands und des ganzen Nordwestens schwer geschädigt, und schon lange sinnt man auf Abhülfe dieses großen Uebelstandes und trägt sich mit dem Gedanken,

den Strom der Columbiamündung zu reguliren; aber der Kostenaufwand soll ein so kolossaler sein, daß man von der Verwirklichung dieses Entwurfs bis jetzt noch immer zurückgeschreckt ist. Wir hatten helles Sonnenlicht und spiegelglattes Wasser und fuhren über die Barre hinweg, wie über einen friedlichen Binnensee.

In der Mittagsstunde hielt der Dampfer vor Astoria, wo er Ladung für San Francisco einnahm — besonders: eingemachte Lachse, die einen Haupthandelsartikel der eigenthümlichen Stadt Astoria bilden. Ich weiß nicht mehr, wieviel Millionen Pfund Lachse jährlich von Astoria aus über die ganze Welt verschickt werden; aber man hat es mir ganz genau gesagt. Bei heißem Sonnenbrande stiegen wir an's Land.

Astoria ist zum großen Theil auf Pfählen erbaut. Schönredner nennen es deshalb das „Venedig des Stillen Oceans". Bei den Pfählen bewendet aber auch die Aehnlichkeit zwischen den beiden Städten; denn von der geheimnißvollen Poesie, die der Königin der Adria eigenthümlich ist, wird man in dem nüchternen, praktischen, alle Schönheiten des Aeußern verschmähenden, an Denkmälern der Kunst und der Geschichte völlig leeren Astoria wenig bemerken. Astoria hat noch keine Bahn; es steht mit der übrigen Kulturwelt nur durch die Dampfer in Verbindung, die von San Francisco nach Portland und zurück von Portland nach San Francisco fahren. Man zeigte uns die großen Lager der eingemachten Lachse, und derjenige, der sich für bedeutende Räumlichkeiten, die von oben bis unten mit kleinen Blechbüchsen angefüllt sind, interessirt, wird seine Rechnung dabei gefunden haben. Wir gingen nun durch die Hauptstraßen, die ziemlich öde und verlassen waren und in ihrer Bauart gerade so aussahen wie alle anderen Straßen der amerikanischen Klein- und Mittelstädte.

Wir trafen natürlich unter den wenigen Personen, die uns überhaupt begegneten, einen Landsmann, einen Schneider, der zugleich Redakteur eines Fachblattes war. Es war absolut keine Merkwürdigkeit in Augenschein zu nehmen, wir hatten noch eine gute Stunde Zeit; er führte uns also in eine Bierstube mit blühendem Hopfen am Fenster und erzählte uns von dem Aufschwunge, den die Stadt nehmen würde, sobald nur die Bahn erst gebaut sein werde.

Der Aufenthalt in Astoria machte einen tristen Eindruck. Der Begriff des Weltverlassenen ist mir nie so anschaulich entgegengetreten wie hier. Ich vermochte der Unterhaltung des Schneiders nicht die rechte Aufmerksamkeit zuzuwenden und mußte meinen Gedanken folgen, die ihren eigenen Weg nahmen. Ich sagte mir, wenn ich nun jetzt zufällig den Dampfer versäumte, wenn ich, wiederum zufällig, von Hause eine Nachricht empfinge, die mich zur sofortigen Heimkehr aufforderte — was würde ich dann anfangen? — Dann könnte ich hier in diesem unerfreulichen, nüchternen, sonnenheißen, fernen Städtchen so und so viele Tage warten, bevor ich überhaupt vom Flecke käme, und dann müßte ich den ganzen amerikanischen Kontinent wiederum durchfahren, bevor ich nach Newyork käme, und dann käme noch die Seereise! — Ich sah mir den Schneider genauer an, der mir in diesem Augenblick beinahe heroisch vorkam, und der ganz gemüthlich über den bevorstehenden Aufschwung der Stadt weiterschwatzte und sich in diesen merkwürdigen Verhältnissen so wohl fühlte wie nur möglich. Ich fragte ihn, ob es ihm denn bisweilen nicht etwas unheimlich vorkäme, so ganz abgeschieden hier am rauschenden Meere ohne alle Gemeinschaft mit der Menschheit zu leben. Er entgegnete mir: „Was habe ich denn von den Menschen? Hier ist es sehr schön.“ — Es war im Grunde dieselbe Empfindung,

die Ernst von S. zum cow-boy in Texas gemacht und die unsern Führer dazu veranlaßt hatte, in Astoria seinen Erwerb zu suchen.

Nachdem wir etwa eine Stunde in der Bierstube gesessen hatten — draußen war es erschrecklich heiß, und hier wurden wir von den Fliegen zerstochen — und der Schneider, den wir fragten, ob Astoria noch irgend eine Sehenswürdigkeit habe, uns zu unserer Erquickung nichts Anderes anbieten konnte, als die Aussicht auf den Besuch eines zweiten Speichers mit gefüllten Lachsbüchsen, was wir dankend ablehnten, schlenderten wir wieder nach dem Hafen zurück und gingen an Bord des „Oregon“. Bald darauf setzte sich das Schiff in Bewegung. Wir hatten eine schöne Seereise von zwei Tagen vor uns, das Wetter ließ sich so gut an wie möglich, und am 22. September Morgens durften wir hoffen, in San Francisco an's Land zu steigen.

XV.

Auf dem Stillen Ocean. Ankunft in San Francisco.

Ruhig, fast feierlich glitt der „Oregon“ über die vom leichten Winde freundlich gestreichelte unendliche Wasserfläche des Stillen Oceans. Die Schwankungen des Dampfers waren so geringe, daß keiner der Mitreisenden von der Seekrankheit belästigt wurde. Es war eine herrliche Spazierfahrt, die sechszig Stunden währte, bei milder warmer Luft, bei goldenem Sonnenschein am Tage und bei prächtigem Meerleuchten während der mondarmen Nacht. Kapitän Polemann nahm sich seiner deutschen Landsleute mit besonderer Liebenswürdigkeit an und that alles, was er vermochte, um uns den Aufenthalt auf seinem Schiffe angenehm zu machen. Und ein Kapitän vermag viel. Wir hatten die besten Kajüten, die bevorzugtesten Plätze bei Tisch,

waren immer willkommene Gäste in der schönen und geräumigen Kapitänskajüte und konnten es uns da, wenn uns die Müdigkeit überkam, auf der Chaiselongue bequem machen. Nur in einem Punkte enttäuschte mich der brave Kapitän: derselbe Mann, mit dem ich in Portland so manchen Schoppen Bier und so manches Glas Wein geleert, und der mir den tröstlichen Beweis erbracht hatte, daß die deutsche Leistungsfähigkeit im Trinken nicht an den Himmelsstrich und Längengrad gebunden ist, war nicht dazu zu bewegen, an Bord seines Schiffes auch nur am Glase zu nippen. Er trank von dem Augenblick, da er sein Amt als Befehlshaber des Schiffes übernommen, bis zu dem Augenblicke, da er wieder an's Land stieg, nichts als Wasser, Milch und Thee, um ganz sicher zu sein, in der Ausübung seiner Pflichten nicht durch irgendwelche störenden Elemente beeinträchtigt zu werden, um nicht in die Gefahr zu kommen, sich einmal mit besonders liebenswürdigen und interessanten Mitreisenden festzukneipen und unter den Wirkungen des auch mit Maß genossenen Alkohols: einer gewissen Müdigkeit, Bequemlichkeit und Lässigkeit das klare Bewußtsein des Umfangs seiner Verantwortlichkeit einzubüßen.

In seinen freundlichen Bemühungen, uns den Aufenthalt an Bord seines Schiffes angenehm zu machen, wurde Herr Polemann noch sehr wesentlich durch seinen Spezialstewart, der ebenfalls ein Deutscher war, unterstützt. Wir wurden von diesem mit offenbarer Vorliebe behandelt und mit Auszeichnung bedient. Der Mann sah in seiner bekannten Stewarttracht, die nicht gerade zu besonderm Respekt herausfordert, mit seinen blauen Beinkleidern und seiner kurzen blauen Jacke mit Messingknöpfen so vornehm aus, er bewegte sich mit solcher Gewandtheit und hatte so verbindliche und gute gesellschaftliche Formen,

daß wir ordentlich in Verlegenheit geriethen, wenn wir ihn höflich um die Gefälligkeit baten, uns das Prairiehuhn zu reichen oder ein Glas Bier zu bringen. Wir hörten denn auch vom Kapitän Polemann, daß sein Leibfuchs noch vor zwei Jahren in Süddeutschland eine gesellschaftlich hochstehende Stellung eingenommen hatte, daß er aus einer sehr angesehenen Familie stammte und sich wohl niemals hatte träumen lassen, dereinst als schwimmender Kellner auf dem Stillen Ocean sein Brod verdienen zu müssen. Wir hielten eine förmliche Berathung darüber, ob wir es wagen dürften, dem dienstbaren Herrn am Ende unserer Reise für seine gütigen Bemühungen, wie Reinigung der Kajüte und der Kleider und für seine Handreichungen bei Tisch ein Trinkgeld anzubieten. Die Kommission faßte schließlich einstimmig den Beschluß: in Erwägung, daß uns der Betreffende gute Dienste geleistet hat, daß wir seine Herkunft ignoriren können, daß wir uns im Lande der demokratischen Gleichheit befinden und den Betreffenden daher wie jeden anderen Kellner zu betrachten haben, dem Kapitänsstewart das wohlverdiente Trinkgeld nicht vorzuenthalten und zur Tagesordnung überzugehen.

Während der Ueberfahrt nach San Francisco blieb unsere kleine Gesellschaft fast ganz unter sich; mit den übrigen Reisenden hatten wir nur flüchtige und oberflächliche Berührungen. Diese waren auch, bis auf einige Wenige, ziemlich reizlos; es waren meistens Kaufleute, die ihre Geschäfte von Oregon nach Californien führten, oder die von Oregon nach ihrer californischen Heimath zurückkehrten. Einige glattrasirte Gesichter kamen mir bekannt vor; ich wurde auch von ihnen wie ein Bekannter angelächelt. Einer dieser bartlosen Mitreisenden lächelte sogar in einer ganz besonderen Art, und ich kannte diese Art. Ich zerbrach mir den Kopf, wo ich den Mann schon

14

gesehen hatte: ich sah ihn vor meinem geistigen Auge immer in einer gebückten Stellung, und er hatte irgend etwas in der Hand, was er mir reichte. Auf einmal fiel es mir wie Schuppen von den Augen: es war einer der Kellner, die uns bei dem Villard-Festessen in Portland servirt hatten. Der brave Eppinger war nach seinen gewöhnlichen Portländer Verhältnissen natürlich nicht darauf eingerichtet gewesen, auf fünf bis sechs Tage eine ungewöhnlich große Anzahl ungewöhnlich anspruchsvoller und verwöhnter Gäste zu beköstigen; er hatte daher für den Dienst in der Küche und in der Wirthsstube zwölf kräftige und erfahrene Männer aus San Francisco verschrieben, die während der Villard-Tage sein gewöhnliches Personal verstärkten. Diese hatten nun ihre Arbeit gethan und konnten gehen.

Das ist wieder ein kleiner Beitrag zur Bezeichnung der amerikanischen Verhältnisse. Man kann sich klarmachen, wie sehr es drüben, und namentlich hier im fernsten Westen, an geeigneten Arbeitskräften fehlt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ein Wirth zu einer besonderen Gelegenheit genöthigt ist, ein Dutzend Menschen aus einer Entfernung von etwa hundertdreißig deutschen Meilen, also so weit wie von Berlin nach Florenz oder von Berlin nach Dorpat mit einem Zeitaufwand von hundertundzwanzig Stunden für die Reise hin und zurück kommen zu lassen.

Interessanter als diese war eine ganz wunderschöne amerikanische Dame im Alter von etwa sechsundzwanzig bis achtundzwanzig Sommern, von junonischem Wuchs, mit herrlich edelgeschnittenem Profil und funkelnden schwarzen Augen. Sie kleidete sich mit auffallender Eleganz. Sie spielte ausgezeichnet Klavier. Man erzählte sich Mordgeschichten von ihr an Bord, und sie sah ganz so aus, als ob man ihr Mord-

geschichten zutrauen dürfe. Sie hatte sich in Portland unter Thränen von ihrem Gatten verabschiedet; und die mit den Klatschgeschichten von Portland Vertrauten meinten, es wäre wohl ein Abschied für's Leben gewesen. Das wurde auch einigermaßen wahrscheinlich, als am andern Morgen, nachdem das Schiff auf hoher See war, ein hagerer junger Mann mit sehr starkem blondem Schnurrbart, der zu ungewöhnlich früher Stunde an Bord gestiegen war und seine Kajüte nicht verlassen hatte, plötzlich auf der Bildfläche erschien und sich sehr ceremoniell vor der schönen Dame verneigte. Sie dankte mit kaltem Gruße; aber von Stund ab blieben die Beiden zusammen. Am Abend des ersten Tages spazierten sie auf dem Deck auf und ab bis spät in die Nacht hinein; am folgenden Tage reichte er ihr den Arm und am zweiten Abend umhüllte die beiden Glückseligen, die „fest verschlungen und fest geknüpfet ein" waren, bei ihrem Spaziergange auf Deck ein gemeinsames Plaid.

Meine Nachbarin bei Tisch war ein jüngeres Mädchen; ebenfalls recht hübsch, namentlich mit wunderhübschen Augen und glänzenden Zähnen. Sie war tugendfeste Lehrerin in Sacramento. Beim ersten Lunch unterhielten wir uns sehr gut; beim ersten Dinner sprach sie mehr mit ihrem Nachbarn zur Linken, einem jungen Manne mit rother Kravatte; beim zweiten Lunch sagte sie mir, als ob sie der Rechtfertigung bedürfe, daß sie in dem gesprächigen jungen Manne einen intimen Freund ihrer Cousine und sogar einen weitläufigen Verwandten entdeckt habe, und bei der zweiten Hauptmahlzeit sprach sie kein Wort mehr mit mir. Am Abend erging sie sich mit dem Anverwandten in sehr vertraulichem Gespräche auf Deck, und er führte sie an die dunkelste Stelle des Schiffes, um ihr die merkwürdige Wirkung des Meerleuchtens zu zeigen.

Unter den Reisenden befanden sich natürlich auch verschiedene freundlich wackelnde und sehr auswärtsgehende Chinesen und einige Neger. Ein Negermädchen, das als Kinderwärterin mitgenommen war, wurde am Abend der eigentliche Mittelpunkt der Unterhaltung im Salon. Sie gehörte zu der allerschwärzesten Sorte. Sie hatte dick aufgeworfene, vorstehende wulstige Lippen wie geborstene Polster und ein thierisch schönes und gesundes Gebiß. Ich habe selten vergnügtere Augen gesehen. Sie hatte eine reizende Figur und sah in ihrem hellen Kleide sehr komisch aus. Wenn man ihr Gesicht ansah, so hätte man schwören mögen, daß ihre Eltern noch von Baum zu Baum gesprungen seien und sich mit Datteln geworfen haben. Als ich am Abend aus der Kapitänskajüte trat, hörte ich vom Salon her ungewöhnliches Geräusch, Lachen und Beifallsklatschen. Das Deck war fast gänzlich menschenleer. Ich begegnete nur der amerikanischen Juno mit ihrem hageren Begleiter. Natürlich trat auch ich in den Salon, der überfüllt war. In der Mitte stand das Negermädchen und sang mit einer höchst eigenthümlichen, heiseren, gurgelnden, näselnden, durchaus nicht wohllautenden, aber doch merkwürdig ausdrucksvollen Stimme und glockenrein ein Negerlied. Dann folgte eine Soloscene, deren humoristische Pointen auf das Dankbarste mit überlautem Gebrüll aufgenommen wurden; dann folgte wieder ein Negerlied mit Tanz, dann wieder eine Soloscene u. s. w. Die Passagiere amüsirten sich königlich und das Negermädchen, das mit seinem heiseren, oft umschlagenden Lachen in den Pausen in die allgemeine Heiterkeit mit einstimmte, bekundete eine so virtuosenhafte Sicherheit, daß ich gleich die berufsmäßige Künstlerin witterte. Meine Vermuthung wurde auch bestätigt. Die kleine Schwarze hatte einer Gesellschaft von Minstrels angehört, die bis vor Kurzem in Portland

Vorstellungen gegeben hatte. Von dieser hatte sie sich getrennt, um als Kindermädchen in den Dienst einer ehrbaren Familie zu treten. Man fand es daher auch ganz in der Ordnung, daß sie nach ihren Vorträgen mit dem Teller herumging und einsammelte.

Ich wunderte mich doch einigermaßen darüber und fragte den Kapitän, ob denn die Herrschaft auch an Bord sei, und was diese dazu sage.

„Gewiß sind sie an Bord,“ erwiderte mir Herr Polemann; „da sitzen sie ja, und was sollen sie dazu sagen? — Das Baby schläft; sie werden doch nichts dagegen einzuwenden haben, wenn sich das Mädchen hier auf ehrliche Weise ein paar Dollars verdient und dabei noch obenein die Andern belustigt.“

„Natürlich,“ bestätigte ich, fast beschämt bei dem Gedanken, daß eine deutsche Herrschaft wohl schwerlich ihrem Kindermädchen zu dieser Art von unschuldigem Nebenverdienst ihre Zustimmung geben würde.

Am anderen Morgen trug die Negerin wieder mit großer Pflichttreue das kleine blonde Kind, das mit seinen weißen Pätschchen in dem dichten wolligen Krauskopf der grinsenden Wärterin kraute.

Die Nacht bricht unter diesen Himmelsstrichen schnell herein. Der flammende Abglanz der untergegangenen Sonne erlischt wie mit einemmale, und tiefe Dunkelheit, die auch das matte Licht des in schnellem Abnehmen begriffenen Mondes nicht aufzuhellen vermag, breitet sich über die große Wüste des Meeres. Wir hatten in der Nacht ein herrliches Meerleuchten. Die schaumigen Furchen, die die emsig arbeitende Schraube aufwirbelte, schillerten in ganz merkwürdigem, hellgrünem magischem Lichte und zeigten in dem tiefen Dunkel auf weite Entfernung hinaus den leuchtenden Weg, den sich unser Schiff

gebahnt hatte. In diesem Glanz schossen aus der Tiefe mit noch stärkerer Leuchtkraft wundervolle hellblaue Sterne, die schnell davonjagten und erloschen. Der ganze Schiffsleib schillerte in hellem phosphorescirendem Lichte, das so stark war, daß der Widerschein davon in den das Schiff umspülenden Wogen erkenntlich war. Ich glaubte, daß das Licht, das unser Schiff stetig begleitete, aus den Luken der erleuchteten inneren Räume auf das Wasser falle; aber ich erkannte meinen Irrthum bald; denn der leuchtende Glanz blieb, nachdem längst alle Lichter in den inneren Räumen gelöscht waren. Zu den unermüdlichsten Bewunderern des Meerleuchtens gehörten die amerikanische Juno mit ihrem hageren Begleiter und die Lehrerin aus Sacramento mit ihrem Anverwandten, der ihr nähergerückt zu sein schien.

Am 22. September Morgens hatten wir uns vor Sonnenaufgang wecken lassen, um das köstliche Schauspiel der Einfahrt in das Goldene Thor nicht zu versäumen. Blutigroth ging die Sonne auf und hob sich langsam hinter der dichten Nebelschicht — ein gewaltiger düsterer Feuerball, der nicht blendet. Das weite Meer spiegelte den Abglanz in eigenartiger, metallener, tiefkupferrother Färbung wieder. Daß wir uns dem Festlande näherten, sahen wir an den Möven, den schönen, so klug und muthig aussehenden Thieren mit ihren glänzenden schwarzen Augen, dem gelben Schnabel und weißen Leib und den zart aschgrauen, weißgesäumten Schwingen — dieser fliegenden Suite, deren Anblick immer etwas merkwürdig Erfreuliches hat. Sie folgten langsam mit matten Schlägen dem Schiffe und flogen so nahe, daß man sie beinahe hätte greifen, ganz sicher aber mit dem Stock hätte treffen können.

Und nun wird auch das Land sichtbar; und es zeigt sich unter so herrlichen malerischen Bedingungen, wie ich nie etwas

Schöneres gesehen habe. Es ist fast zu schön. Es sieht aus wie eine Operndekoration. Zunächst ein vorgeschobener Posten von mäßig hohen Vorlagerungen, in dem die einzelnen Berge noch verschwinden und zu einem hohen wellenförmigen Terrain sich zusammenschließen. Im Vordergrunde ist Alles dunkel. Dahinter aber steigen nun in lichteren Tönen neue schöngeformte Berge auf, die sich während unserer Fahrt wie eine Wandeldekoration zu bewegen scheinen, sich coulissenartig verschieben und endlich von beiden Seiten an uns herandrängen. Wir sind am Eingange zum Goldenen Thor. Das Meer ist ganz ruhig, und doch schlagen die Wellen an die Rippen der schroffen Felsen, die der großen und stillen Fluthung trotzen, mit solcher Gewalt, daß der Gischt in der mächtigen Brandung haushoch aufspritzt. Tausende und aber Tausende von kleinen schwarzen See-Enten schwimmen in der Bucht friedlich herum und flattern mit einem eigenthümlichen Geräusch erst auf, als unser Schiff dicht an ihnen vorüberfährt. Aber sie erheben sich nicht weit über die Fläche des Wassers; sie fliegen so tief, daß sie mit ihren Flügeln das Wasser streifen und kleine schaumige Spritzkugeln aufschlagen.

Nur wenige Minuten weiter, und ein ganz neues Schauspiel bietet sich uns dar. Vor uns starrt ein wild zerrissener, zerklüfteter Felsen auf, der in wilder Schönheit scharfkantig in das Wasser hinausgestoßen ist. Der Leuchtthurm sieht aus wie ein Spielzeug. Der Felsen ist geradlinig abgeplattet und fällt senkrecht ab. Die Natur hat einige Höhlen hineingebohrt, die ganz phantastisch wirken. Von den getrockneten Ablagerungen der Salzbespritzung hat der Felsen eine fast weiße Farbe angenommen. Zur Rechten sehen wir die Küstenbefestigung, das Fort Point, die wahrscheinlich dekorativer wirkt, als sie praktisch nothwendig und nützlich ist.

Allmälig arbeitet sich die Sonne durch den dichten Nebelschleier und giebt den Felsen eine kräftigere Färbung, die nun rothbraun und gelb schimmern, mit einem Besatz von grünen Büscheln. Einzelne Riffe, die aus dem Wasser aufragen, haben eine ganz seltsame Gestalt. Eine einigermaßen rege Phantasie kann da mit Leichtigkeit den Krummstab und die Tiara erkennen. Im Süden liegen die Dünen noch in einem grauglänzenden Nebel, der auch die berühmte Robbenklippe fast ganz umhüllt. Im Westen herrscht dagegen merkwürdige Klarheit. Das Fort hinter uns erscheint uns nun in schärferen Linien und hellsten Farben; aber vor uns wird der Nebel dichter und dichter und bald ist uns die Aussicht wie von Kohlendunst versperrt. So sehen wir in dem verdüsterten Sonnenschein vor uns nur eine rauchige Wand mit traurigen grauen Gruppen; es sind die Inseln Alcatraz und Goat Island, die dem Anblick der Bucht von San Francisco so großen Reiz verleihen. Hier und da noch kleine Felsblöcke, die mit dichten Schwärmen von Vögeln besetzt sind.

Aus dem Kampfe zwischen dem blendender werdenden Sonnenlicht und dem dichten feuchten Nebel, der nicht weichen will, entsteht ein merkwürdig phantastisches, schönes Farbenspiel. Rundum erglänzt Alles in einem leuchtenden, gelben Schimmer, rauchtopasartig. In diesem Lichte rücken allmälig die Hügel in unsern Gesichtskreis, jetzt deutlich erkennbar, mit Häusern bebaut, dann wieder verschwindend. Ebenso sehen wir hohe Essen aufragen, und der dicke schwarze Qualm verbindet sich zu einem tiefbraunen Streifen mit dem gelben Nebel. Wir beherrschen nur ein ganz geringes Gesichtsfeld, aber das, was wir sehen, zeigt sich unter höchst reizvollen Bedingungen, traumhaft, wie ein verzaubertes Land.

Jetzt sehen wir Alcatraz deutlich mit seinen tiefrothen Befestigungen. Und nun tritt auch San Francisco selbst, immer von dem leuchtenden Goldnebel übergossen, aus dem verschleierten Hintergrunde hervor. Wir sehen die mächtigen Fabrikgebäude, deren dicken Schloten der schwarze Rauch entpafft; erkennbar taucht das auf den Hügeln gleichsam wogende Häusermeer auf. Wir sehen die einzelnen Höhen mit den keck aufkletternden kleinen Häusern und großen Bauten. Eine Reihe fertig abgeschlossener Bilder, die durch den Nebelschleier begrenzt werden, zieht cykloramisch an uns vorüber. Da ist der Telegraphenhügel mit seinem großen Vergnügungslokal, dem Belvedere, das im anspruchsvollsten Feudalstil erbaut ist und auf den ersten Blick hin ganz anderen Zwecken zu dienen scheint, als denen der Gemüthlichkeit. Da sehen wir ganz oben auf steilen kahlen Felsen und auf staubigen Höhen zahlreiche Wohnhäuser, deren Benutzung nicht ganz bequem sein mag. „Da haben sich meistens die Irländer zusammengethan; es ist ein schlechtes Viertel," erklärte mir mein Begleiter.

Aber wie malerisch, wie eigenthümlich, wie großartig sieht das Ganze aus! Diese von Felsen umsäumte Bucht, aus der die Inseln und Riffe aufragen mit unabsehbaren Schwärmen von Möven und Enten, diese herrliche Stadt, die wie das alte Rom auf sieben Hügeln erbaut ist, und diese Hunderte von Masten, die aufragen, diese Dampfer, die langsam unter beständigen Signalpfiffen an uns vorüberfahren — und das Alles im gelbleuchtenden Nebelglanze. Und von der Brücke schreit der Kapitän, und unser Schiff macht alle möglichen Evolutionen, die wir nicht verstehen können, bis es endlich an Bord der „Queen of Pacific", die, am Pier liegend, uns die unmittelbare Landung vereitelt, anlegt. Der Kapitän ist noch so beschäftigt, daß wir ihm nicht die Hand drücken

können; wir grüßen ihn nur noch mit Winken. Wir belasten uns mit unserm Handgepäck, wir Vier halten Schulter an Schulter und schleppen, was wir tragen können, vom „Oregon" über die „Queen of Pacific" die Landungsbrücke hinab zum Anlegeplatz.

Eine wilde Meute stürzt auf uns, unter Johlen und Schreien will man uns unser Handgepäck entreißen und in bequemster Weise uns befördern. Wir müssen von unseren Ellenbogen den deutlichsten Gebrauch machen, knuffen und puffen, bis wir endlich einen Wagen gefunden haben, in den wir Vier mit allen unseren Sachen uns einpferchen können. — Den Wagen nebenan benützten die Lehrerin von Sacramento und ihr ganz naher Verwandter mit rother Kravatte.

Die Sonne ist höher gestiegen, und es ist inzwischen furchtbar heiß geworden. Eine Viertelstunde später hielten wir vor dem Palace-Hotel. Während wir noch unten in der Office auf die Weisung für unsere Zimmer warteten, kam auch schon der Verwandte der Lehrerin und verlangte zwei Zimmer für sich und seine Schwester.

XVI.
San Francisco.

1.
Die Physiognomie der Stadt.

So waren wir denn also wirklich in San Francisco, der fabelhaften Hauptstadt des Wunderlandes Californien, deren bloßer Name unter allen amerikanischen Städten schon in meiner Kindheit meine Phantasie am meisten erregt hatte — denn zu jener Zeit drang die erste märchenhafte Kunde von den dort entdeckten unermeßlichen Goldschätzen über den

Ocean — und der auch in meinen reiferen Jahren, wohl besonders durch die Geschichten Bret Hartes, einen ganz eigenen Klang bewahrt hatte. Das seltsame Frohgefühl, nun an dem Ziele oft gehegter, aber wegen ihrer wahrscheinlichen Aussichtslosigkeit immer wieder erstickter Wünsche endlich angekommen zu sein, hat mich während meines Aufenthaltes in San Francisco nicht einen Augenblick verlassen.

Bei stechender Sonne waren wir durch ein unfreundliches Viertel gefahren, durch staubige Straßen, auf denen Alles in voller Arbeit war; da paffte eine kleine Dampfmaschine, um Lasten zu schleppen, da wurde just ein Haus gehoben, dem ein Stockwerk untergesetzt werden sollte. Staub wirbelte rings um auf, und eine graue Schicht bedeckte das Grün der Bäume. Kein Wunder, denn seit fünf Monaten hatte es nicht geregnet. Die Bäume gemahnten uns zuerst daran, daß wir uns im Süden befanden. Der stattliche Eukalyptos mit seinem schönen Gehänge war vorherrschend. Und da waren sogar Palmen, zwar nicht sehr auserlesene Exemplare, aber immerhin Palmen, die im Freien wuchsen. Diese vertreten in San Francisco die Stelle unserer farbigen Laternen, deren trautes Gefunkel auf durstige Kehlen so verlockend wirkt: zwei Palmen vor einem Hause lassen mit Sicherheit auf ein Wirthshaus schließen.

Wir hielten also vor dem großartigen Palace-Hotel, einem der geräumigsten, schönsten und besten Gasthöfe nicht nur der Vereinigten Staaten, sondern der Welt — einem Häuserkoloß, der ein ganzes Straßenquadrat einnimmt, sieben Stock hoch, mit vier Fahrstühlen und „ausgestattet mit allem Comfort der Neuzeit“. Wir traten in den großen Lichthof ein, dem der unseres Kaiserhofes nachgebildet zu sein scheint. Die Strahlen der Mittagssonne, die mit ihrem grellgoldigen Lichte darauf

schien, wurden durch die mattgeschliffenen Scheiben so gebrochen, daß der weite Raum in eisigkalter, bläulich-weißer Mondscheinbeleuchtung vor uns lag — in californischer Gluth frostiges Winterlicht.

Wir wurden mit unserem Handgepäck durch den Fahrstuhl in das sechste Stockwerk gehoben, unsere Zimmer wurden uns angewiesen, immer je zwei und zwei eine kleine Wohnung bildend, von denen das eine auf die Straße, das andere auf den Lichthof geht, und zwischen beiden das gemeinsame Badezimmer, sowie die besonderen Räume für Waschtoilette, Garderobe u. s. w. Da machten wir es uns denn bequem mit dem behaglichen Gefühl, daß wir nun wenigstens für einige Tage regelmäßig zu vorgerückter Abend- oder zu früher Morgenstunde hierher zurückkehren würden, und warteten auf unsere Koffer. An Ausgehen war nicht zu denken, denn die Sonne stand nun am höchsten, und es war der heißeste Tag, den San Francisco in dem ganzen Jahre gehabt hat. Das Thermometer war auf über 100 Grad Fahrenheit, also 31—32 Grad Réaumur gestiegen. Ich befand mich in jenem Zustande, in dem man zwar häufig die göttliche Anadyomene, aber viel seltener einen deutschen Schriftsteller darzustellen pflegt: ich war eben aus dem Bade gestiegen, hatte, „weil der Zwang hier nicht weiter gebeut“, mich in den auf amerikanischen Reisen unvermeidlichen Staubmantel gehüllt und wartete noch immer auf den Koffer. Brachvogel lag, ebenfalls in leichtester Hülle, auf dem Teppich. Wir rauchten und berathschlagten, was wir wohl beginnen sollten, nachdem wir San Francisco abgewirthschaftet haben würden. Unsere Projektmacherei wurde angenehm durchkreuzt durch weidliches Schimpfen über die Bummelei der Transport-Gesellschaft, denn die Koffer wollten noch immer nicht kommen. Es klopfte. Endlich! — Auf

meinen Ruf: „Herein!“ schritten sechs oder acht Herren mit einer gewissen feierlichen Amtsmiene im Gänsemarsch durch die enge Gnadenpforte in das kleine Zimmer. Es war eine Deputation von Deutschen, die die Liebenswürdigkeit hatten, die angekommenen Gäste zu bewillkommnen und sich uns für die Zeit unseres Aufenthaltes zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von San Francisco zur Verfügung stellten. Natürlich waren sie über unsere mangelhafte Gewandung einigermaßen erstaunt; ich beruhigte sie aber sogleich mit der Versicherung, daß wir in Europa unter gewöhnlichen Verhältnissen auch jetzt noch andere Kleidungsstücke trügen als Staubmantel und Kneifer. Sie verabschiedeten sich bald mit kräftigem Händeschütteln; nur einer blieb zurück: Theodor Kirchhoff.

Der Name dieses liebenswürdigen Dichters, der in zahlreichen deutschen Blättern vortreffliche Aufsätze, namentlich über den fernen Westen, über Californien und Oregon, veröffentlicht hat, hat auch bei uns einen guten Klang. Nach diesen Schilderungen hatte ich mir eine ganz andere Vorstellung von dem Manne gemacht, der seit dreißig Jahren im Westen lebt, der schon vor zwanzig Jahren durch die damals noch ganz wüsten Strecken fünfzehnhundert Meilen in der Postkutsche, der sogenannten „Stage“, zurückgelegt, mit den Indianern Kugeln getauscht, in Idaho und in Oregon Gold gesucht hatte. Sein Aeußeres zeigte keine Spur einer solchen nach unseren Begriffen doch immerhin etwas abenteuerlichen und wild bewegten Vergangenheit. Der ziemlich große hagere Mann mit seinem gesitteten zweireihigen schwarzen Rock und dem schlichten Haar sieht überaus solide, sogar ein bischen ehrsam philisterhaft aus. Dem Gesicht sieht man es freilich an, daß es den Ernst des Lebens kennen gelernt hat; aber die hellblauen Augen von unendlicher Güte und Freundlichkeit haben

einen fast kindlichen Ausdruck bewahrt. Wir hatten schon viel Briefe gewechselt und begrüßten uns wie alte Bekannte, ja wie Freunde; und wenn alle Deutsch-Amerikaner, und die von San Francisco vielleicht Allen voran, in dem Bestreben wetteiferten, uns den Aufenthalt in ihrer neuen Heimath nützlich und angenehm zu machen, so gebührt doch dem rastlos um unser Wohl besorgten Theodor Kirchhoff der erste Preis; und es würde mir schwer fallen, von San Francisco zu sprechen, ohne dieses trefflichen Mannes mit besonderer Dankbarkeit zu gedenken.

Wie lange ich vergeblich auf meine Koffer warten mußte, wie mir schließlich die Geduld riß, und ich mich durch hastige Nothankäufe in den Stand setzte, in ungefähr möglichem Zustande mich auf die Straße zu wagen, das will ich hier nicht weiter schildern. Obgleich wir San Francisco zunächst nicht unter sehr günstigen Bedingungen sahen, denn die Hitze war geradezu unerträglich, so machte die Stadt doch sogleich einen großartigen und ganz merkwürdigen Eindruck auf uns. Das Viertel, in dem das Palace-Hotel steht, liegt in dem niederen, ebenen Theile der Stadt, inmitten des vollsten geschäftlichen Treibens. Die Straßen sind breit und mit mächtigen prunkhaften Häusern besetzt; auf dem breiten Fahrwege laufen vier Schienengeleise für die Pferde- und Seilbahnen. Zahlreiche Geschäftswagen und Lastfuhrwerke, besonders aber die leichten Einspänner, die Buggies mit ihren hohen Rädern und schlanken Speichen, elegante Equipagen rollen unablässig hin und her. Die unschönen Mastbäume mit den Trägern für die elektrischen Leitungen, die aufdringlichen Ankündigungen durch bunte bildliche Darstellungen, durch vergoldetes Schnitzwerk, durch riesengroße Schilder und Ankündigungen an den Giebelmauern der Häuser, durch Fahnen und Standarten er-

innern an Newyork und andere große Städte Amerikas; aber San Francisco hat nebenbei auch gleich auf den ersten Blick seine sehr scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten. Das Straßenleben macht einen viel südlicheren Eindruck; die Vermischung der Rassen tritt uns hier in frappanterer Form als irgendwo entgegen. Auf Schritt und Tritt begegnet man interessanten typischen Erscheinungen, die den Blick des Fremden unwillkürlich fesseln: den Sendlingen aus allen Welttheilen in völliger Reinheit, oder den Mischlingen, die in vielen Fällen die Vorzüge der Racenkreuzung durch schönen Gliederbau und gefällige Gesichtsbildung deutlich veranschaulichen.

Wenn man nur eine halbe Stunde durch die volksbelebten Straßen von San Francisco wandelt und die Leute, die hastig ihren Geschäften nachgehen oder flanirend vor jedem glänzenden Schaufenster stehen bleiben, mit einiger Aufmerksamkeit mustert, so kann man hier den wahren Mikrokosmus des Westens vor sich sehen: breitschultrige, stämmige Gestalten mit tiefgefurchten Gesichtern, mit ernsten Augen, die auch in der Stadt das dunkle Wollenhemd und den breitkrämpigen Schlapphut nicht abgelegt haben — sie mögen wohl aus den Minen von Idaho und Californien oder von den Rinderheerden aus Arizona kommen, um sich hier ein wenig umzuthun, um sich für das Leben voll Entbehrungen, das sie bisher geführt haben, einigermaßen zu entschädigen, und für das Leben voll Entbehrungen, dem sie wieder entgegengehen, auf's Neue zu rüsten — braunfarbige, schwarzhaarige, breitschädlige Gestalten, mit blitzenden Augen, die aus dem benachbarten Mexiko herübergekommen sind, indianisches Halbblut, Abkömmlinge der alten Spanier, Farbige in allen Schattirungen, vom glänzenden Schwarz bis zum milchweißstumpfen Opal, unansehnliche, freundlich blickende Japaner und am zahlreichsten von Allen geschäftige

Chinesen mit ihrem sonderbar wiegenden wankenden Gange. Am meisten aber wird unser Blick doch angezogen durch die eleganten Damen von San Francisco, die auf der Straße einen Reichthum und eine Pracht der Toilette entfalten, wie ich sie nirgendwo ähnlich gesehen habe. Nach unsern europäischen Begriffen würde sich über den Geschmack streiten lassen; denn der Forderung, welche die gute Gesellschaft bei uns stellt: daß ihre Damen auf der Straße gar nicht auffallen, entsprechen sie wenig oder gar nicht. Aber der Geschmack ist ja vor Allem eine Frage des Längen- und Breitengrades, und was hier in dieser farbenprächtigen Stadt, unter dem leuchtenden Himmel, in goldiger Sonnengluth ganz in der Ordnung ist, wäre unter dem unerfreulichen Grau, das sich wie ein Sacktuch oft über unseren Horizont breitet, so ungeeignet und zweckwidrig wie nur möglich. Die Damen von San Francisco schrecken also vor grellfarbigen Straßentoiletten nicht zurück. Man sieht in den Mittagsstunden junge Damen in rothen Sammetkleidern, hellen mit Spitzen besetzten Seidenroben; und in der vollen Sonnengluth mit kostbaren Pelzkragen. Ich habe in unserm kalten nordischen Winter selten so viel Pelz von Damen tragen sehen wie in jenen sonnigen Tagen in San Francisco. Diese Eigenthümlichkeit erklärt sich durch die ganz ungewöhnlichen Schwankungen der Witterung in San Francisco; am Mittag war eine wahrhaft afrikanische Hitze, und in den Abendstunden mußte ich mir aus dem Hotel meinen Winterüberzieher holen, und mich fror trotzdem. Wenn aber auch der Pelz im ersten Augenblick etwas merkwürdig erscheint, so ist er darum doch nicht minder kleidsam; und da die Damen keine Mäntel tragen und ihre Figur auch auf der Straße unter den günstigsten Bedingungen zeigen, so geben sie der Physiognomie der Stadt einen überaus heiteren, freundlichen und lebendigen

Charakter. Es möchte nicht leicht sein, auf den Straßen irgend einer anderen Stadt so viel beachtenswerthen weiblichen Gestalten zu begegnen wie in der goldenen Stadt am Stillen Ocean. Die Frauen sind fast sammt und sonders sehr hübsch gebaut, schlank und anmuthig in den Bewegungen, und sehr viele erfreuen sich der mit Recht vielgerühmten amerikanischen Frauenschönheiten: kleiner Füße, großer Augen und wohlgepflegter Zähne. Auf den ersten Blick und in einer gewissen Entfernung wirken sie fast alle wie wirkliche Schönheiten. Ein bischen Blendwerk der Hölle ist freilich dabei. Bei genauerer Betrachtung gewahrt man doch einige leise Abweichungen von den Linien der strengen Schönheit und merkt, daß oft die Kunst, die sich mit einer gewissen Unbefangenheit gar nicht zu verstecken trachtet, von dem liebenswürdigen Wunsche beseelt gewesen ist, „de corriger la nature", um das Wohlgefallen des lieben Nächsten hervorzurufen; denn ohne den feinen schwarzen Strich, mit dem eine kunstgeübte Hand die unteren Wimpern umsäumt hat, würde das Auge vielleicht weniger lebhaft glänzen, vielleicht sind auch die Augenbrauen von Natur aus nicht ganz so glänzend schwarz gerathen und so scharf geschwungen, wie sie nun erscheinen, die Lippen weniger roth und die Wangen weniger rosig. Aber was thut's? — Ich bin ja nicht nach San Francisco gekommen, um den Modeteufel zu bekämpfen; ich will mir die Stadt ansehen, und zur dekorativen Schönheit der lebendigen Staffage tragen die schönwirkenden Frauen mit ihren malerischen Handarbeiten und in ihren eleganten, prachtvollen und originellen Kostümen sehr viel bei.

Hier in den großen Geschäftsstraßen der unteren Stadt, die wir noch immer nicht verlassen haben, sind die Schauläden von seltener Pracht. In jedem zweiten Hause ist ein großartiges Juweliergeschäft, immer im Zusammenhange mit

einem Uhrenlager. Von allen Schildern springen uns die Worte „Watches and Jewelry“ entgegen. Die californischen Goldwaaren sind weniger durch die Schönheit der Form als durch die Köstlichkeit des Materials und durch die Solidität der Arbeit ausgezeichnet. In den Schauläden sieht man viel Arbeiten aus Goldquarz in allen möglichen feinschattirten Färbungen, mit den eingesprengten glitzernden Aederchen. Der sehenswertheste Goldladen ist der sogenannte „Diamantenpalast“ des Colonel A. Andrews in der Montgomery-Street. Gleich im Schaufenster sehen wir eine Nachbildung des Parthenon in Goldquarz; und in den Glaskästen sind wahre Berge von kostbaren Uhren und Geschmeiden auserlesenster Art aufgethürmt. Was aber diesem Gewölbe sein Besonderes giebt, ist der Plafond. Auf demselben sind in guter Malerei ein Dutzend allegorischer Frauengestalten dargestellt, die Diademe, Halsschmuck, Armbänder, Ringe und dergleichen tragen, und alle diese Schmuckgegenstände sind in echten Brillanten ausgeführt; die Steine sind in die Decke eingesetzt. Ein Vermögen funkelt da oben. Wer mag wohl die Zinsen zahlen?

San Francisco ist in diesem wunderreichen Lande in seiner Entstehung, seiner Anlage und Bauart, in der Ueberwindung der natürlichen Hindernisse unstreitig der Wunder größten eines. In der Mitte der dreißiger Jahre wurden hier, wo seit Alters her eine spanische Mission gewirkt hatte, die ersten Zelte aufgeschlagen. Die junge Ansiedelung muß nicht besonders reizvoll gewesen sein, denn bis 1845 zählte sie etwa 150 Einwohner. Sie führte damals den Namen „Yerba buena“ — „gutes Kraut“ — und der Name läßt auf ergiebiges Weideland schließen. 1847 wurde sie umgetauft in San Francisco; im Januar 1848 wurde in San Francisco das erste Gold gefunden; und nun strömten nach diesem kleinen Flecken, der

damals etwas über 500 Einwohner zählte, aus allen Theilen der Welt die Goldsucher herbei. Im folgenden Jahre hatte es bereits eine Einwohnerzahl von 20,000 und wurde zur Stadt erklärt, und heute zählt es über eine viertel Million Seelen. Die Neunundvierziger, die eigentlichen Begründer der Stadt, werden in hohen Ehren gehalten. Man sieht vielfach ihre Bilder, und den noch Lebenden, die allerdings stark zusammengeschmolzen sind, begegnet man überall mit besonderem Respekte. Sie werden auch den Fremden gezeigt: „Das ist einer von den Neunundvierzigern".

Wenn San Francisco auch malerisch als eine der schönsten Städte der Welt gelten darf, so ist die Lage der Stadt, vom praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet, doch keineswegs als eine günstige zu bezeichnen. Der Boden ist, wie ich schon sagte, ganz uneben; auf sieben sandigen Hügeln klettern die Häuser hinauf, und es bleibt dem Fremden ein ungelöstes Räthsel, wie diese Stadt den großartigen Aufschwung hat nehmen können, bevor die neuesten Erfindungen die nothwendigen Erleichterungen in der Kommunikation geschaffen hatten. Das Wetter, das zwar nicht ungesund sein soll, läßt sehr viel zu wünschen übrig. Gewöhnlich ist die Witterung ziemlich frisch, gegen Abend sogar empfindlich kühl, aber es kommen auch entsetzlich heiße Tage vor, wie wir sie gerade erlebt haben, und an diesen ist der Umschlag der Temperatur ein kaum glaublicher. Der oft starke Wind jagt von den Dünen her dichte Staubwolken in die Stadt, und das nahe Meer bringt viel Nebel. Wenn aber die Sonne durchdringt, dann leuchtet die Königin des Stillen Oceans in seltener Farbenschönheit. Nebenbei wird San Francisco auch ziemlich häufig und fast alljährlich im Oktober von mehr oder minder starken Erderschütterungen heimgesucht. Deswegen findet man

dort auch verhältnißmäßig nur sehr wenig massive Steinbauten; die größten und mächtigsten Gebäude sind in Holz ausgeführt, das den Erdbeben kräftiger widersteht. So auch zum großen Theil das riesige Palace-Hotel. Freilich erblickt man in jedem Stockwerk desselben die Vorkehrungen für Löschung: Wasserhähne und Schläuche, aber man schaudert doch bei dem Gedanken, daß hier ein Feuer ausbrechen könnte. Da würden voraussichtlich die Opfer an Menschenleben nach Hunderten zu zählen sein. Zehn Monate lang im Jahre regnet es nicht, und während dieser Dürre sind die Pflanzen und Bäume auf den Thau und den Nebel angewiesen, der allein ihren Durst stillt. Die genügsamieren Gattungen gedeihen auch dabei, andere aber verkümmern mehr oder minder; wenn aber der Regen fällt, so verwandelt sich San Francisco in einen prangenden Garten, und bei künstlicher Bewässerung blühen Rosen und Veilchen das ganze Jahr hindurch im Freien. Der Winter und namentlich die ersten Monate des Frühlings sollen ganz wundervoll sein. Dem „April in Californien" hat Theodor Kirchhoff ein begeistertes Loblied gesungen:

Die Fluren kleidet' er all' in Smaragd,
Und schmückte in zaubrischem Bilde
Mit orangenglühender Blumenpracht
Die von Eichen umsäumten Gefilde.
Auf die Berge legt' er mit Künstlerhand
Von Ultramarin ein festlich Gewand.
Auf den Feldern standen in endlosen Reih'n
Die Rebenstöcke und tranken
Mit Lust den strahlenden Sonnenschein.
Es schwoll der Saft in den Ranken
Und drängte zum Licht sich, mit heißem Blut
Aufs Neu' zu spenden der Sonne Gluth.

Wer sich auf schnellste und bequemste Weise einen Begriff von der Eigenartigkeit dieser sonderbaren Stadt verschaffen will, der setze sich auf die Drahtseilbahn und fahre die lange Californiastreet hinauf und hinunter. Die Drahtseilbahn war für San Francisco eine unabweisliche Nothwendigkeit. Die Wagen, die ähnlich wie die der Pferdebahn gebaut sind, laufen auf Schienen; zwischen den Geleisen, auf denen die Räder rollen, befindet sich eine Furche, in welcher das unendliche Drahtseil, das von einer Maschine in beständiger Bewegung erhalten wird, läuft. In der Mitte des Wagens ist ein großer Hebel, der in eine Zange ausläuft; diese Zange klemmt sich nun in das Drahtseil ein, und dann wird der Wagen natürlich von dem sich stetig bewegenden Seile mit in Bewegung gesetzt und mitgeschleppt. Soll der Wagen stehen, so rückt der Kondukteur an seinem Hebel, wodurch die Zange gelöst wird; und gleichzeitig bremst er. Sobald diese Verkuppelung aufgehoben und der Zusammenhang des Wagens mit dem Kabel gestört ist, bleibt der Wagen natürlich stehen. Durch diese Vorkehrung sind die Terrainschwierigkeiten völlig beseitigt, denn für das Drahtseil ist es vollständig unerheblich, ob es bergauf, bergab, oder in der Ebene gelegt ist, und es nimmt den Wagen, der sich daran hakt, ohne Anstrengung mit, mag es nun steigen oder fallen. Aber wenn man das auch weiß, so macht es doch einen kuriosen Eindruck, wenn man sieht, wie dieser lange, schwere Wagen ohne sichtbaren Motor, ohne Bespannung in demselben Tempo den Berg hinauf- und den Berg hinunterrollt. Und es sind nicht etwa leichte Unebenheiten, die da zu überwinden sind: zwei- bis dreihundert Fuß senken sich die Hügel ins Thal und steigen eben so hoch wieder auf. Wenn man sich vorn auf die erste Bank setzt und hinuntersieht in die Tiefe oder hinaufblickt in die Höhe, so kann man sich des

Gedankens kaum erwehren, daß es doch recht störend wäre, wenn jetzt das Seil reißen oder die Klammer, die den Wagen mit dem Kabel verbindet, sich lockern würde.

Ist diese Art der Beförderung an und für sich schon reizvoll und lohnend, so gewährt sie in der Californiastreet noch den besonderen Vortheil, daß man im Fluge manche Eigenthümlichkeiten der Stadt kennen lernen kann. Wir durchfahren den größten Theil der Stadt, diese Strecke über abgetragene Höhen und jene über Boden, der dem Meere erst abgewonnen ist. Es mag schon sehr viel geschehen sein, um die unbequeme Willkür des Terrains einigermaßen zu regeln, aber es bleibt des Ungeregelten immerhin noch genug übrig. Bei der Anlage der Stadt scheint man sich um Terrain-Schwierigkeiten nicht weiter gekümmert zu haben. Die großen Verkehrsadern sind geradlinig über die Hügel und Schluchten hinweggezogen, als ob sie die friedlichste Ebene zu durchschneiden hätten. Mit der Seilbahn werden auch wir dieser Schwierigkeiten nicht mehr gewahr. Wir fahren in demselben gleichmäßigen Tempo hinauf und hinab. Wir sehen zunächst das Kaufmannsviertel mit seinem geschäftigen Treiben; nachdem wir einige Höhen überwunden haben, kommen wir zu dem reichsten und schönsten Theile der Stadt, zu den Millionärbauten. Da sind die Paläste der großen Gold- und Silberleute, der Flood, O'Brien, Mc. Kay, Fair, der Mrs. Hopkins, und die der Eisenbahnkönige Stanton, Huntington, Croker, lauter Millionäre im Sinne Amerikas, wo der Millionär erst anfängt, wenn er bei uns gewöhnlich schon aufgehört hat. Sie haben sich in dieser Hügelstraße großartige Paläste gebaut, haben sie mit herrlichen Gärten und Parkanlagen umgeben, die beständig besprengt, das ganze Jahr hindurch im üppigsten Frühlings- und Sommerschmucke prangen.

Es sind freilich auch nur Holzhäuser wie alle anderen, aber sie sind darum nicht minder kostbar und wirken vielleicht noch mehr als die Steinbauten, wirken jedenfalls dekorativer; denn die Holzarchitektur kann ja mit ihrem Material ungleich freier schalten, und sie hat sich hier, durch den Luxus angefacht und in der Verfügung über ungeheure Mittel, in ganz phantastischer Weise entwickelt. Die Façaden sind oft ganz großartig, bisweilen von überladener Pracht, aber unglaublich effektvoll, theatralisch. Man denkt unwillkürlich an die fabelhaften Prachtgebäude, die Gustav Doré für seine Märchenprinzen auf dem Holzstock entworfen hat. Wenn wir diese glänzendste Strecke der Californiastreet hinter uns haben, kommen wir zu den bescheideneren und anspruchsloseren Villen des behäbigen Mittelstandes, und schließlich versandet die Straße in des Wortes wahrster Bedeutung.

Auf der Fahrt mit der Kabelbahn sieht man zwar gewisse charakteristische Einzelheiten der Stadt in bequemster Weise, ein Gesammtbild von San Francisco gewinnt man aber erst, wenn man von des Daches Zinnen irgend eines hochliegenden Hauses mit vergnügten Sinnen um sich schaut. Da sehen wir in der Ferne das merkwürdige Gewoge von Fußgängern, Wagen aller Art, Reitern, — eine allgemeine strömende Bewegung, die auch das Leblose mit sich fortzureißen scheint; denn es macht fast den Eindruck, als ob auch die Häuser mit ihren bunten Façaden wellenförmig über die Hügel flutheten. Dies Gewoge von schmucken Villen, glänzenden Palästen und riesigen Geschäftshäusern überragen die Spitzen der Kirchen, die Thürme und Kuppeln der Monumentalbauten, besonders der großartig angelegten und sehr malerisch wirkenden „City-Hall." Und im Hintergrunde die herrliche Wasserfläche der See, auf der die gewaltigen Schiffe kreuzen, mit der Ziegen-

insel, die wie der Rücken eines gewaltigen Walfisches aus der feuchten Tiefe auftaucht, und dem befestigten Alcatraz, — das Ganze umrahmt von der herrlichen Felsenkette, die die Bai einzwängt. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich indessen hinzusetzen, daß die Bai von Weitem doch freundlicher aussieht, als sie sich bei näherer Bekanntschaft erweist. Als wir sie an einem der folgenden Tage auf der reizenden Vergnügungsyacht eines californischen Gastfreundes befuhren, war sie sogar recht unfreundlich. Die Wellen gingen ziemlich hoch und schaukelten das kleine Schiff so unbarmherzig hin und her, daß mehrere von uns, zu denen auch ich leider gehörte, zur Abwechselung wieder einmal seekrank wurden. Ueberdies wurde noch der eigentliche Zweck unseres Freundes, uns das Panorama der Küste zu zeigen, durch den dichten Nebel, der diese umschleierte, vereitelt.

2.

Die Umgebung der Stadt, Cliff-House, Presidio, Fort Point.

Ein unausbleiblicher und sehr lohnender Ausflug der Besucher von San Francisco ist die Fahrt nach dem Cliff-House. Nachdem wir die lebendige Stadt, die dem Fremden ungemein viel Ansprechendes bietet, hinter uns haben, fahren wir auf einem sehr gut gepflegten Wege, der hier eine besondere Seltenheit ist, über den künstlich auf Dünensand aufgeschütteten Boden dem Parke zu. Wir begegnen zahlreichen eleganten Equipagen, die mit vortrefflichen Trabern bespannt sind, Reitern auf guten Pferden, reichgeschmückten Damen, und erfreuen uns des grünen saftigen Rasens, der Mosaikbeete, der schönen Bäume und der üppigen Vegetation. Namentlich eine Akazienart mit vollen grünen Büscheln ist von großem Reize. All

diese Bäume, Blumen und Gräser treiben, blühen und prangen nun auf dem Boden, dem die Natur ursprünglich auch nicht ein kümmerliches Hälmchen hat entsprießen lassen. Und dieses Werk des Menschenwitzes und Menschenfleißes flößt uns um so tieferen Respekt ein, als wir unmittelbar darauf die sich selbst überlassene Natur in ihrer trägen Sprödigkeit vor uns sehen: die richtige Wüste, den grauen Sand mit spärlich dürrem, staubig grauem Gewächs. Ueberall Sand, nichts als Sand! „Des lieben Herrgotts Spezialsand“, wie ihn Bret Harte getauft hat, um eine Eigenthümlichkeit der Californier zu geißeln: ihre Meinung, daß sie die auserlesenen Schoß-kinder der Allmacht seien, daß der liebe Gott eigens für sie ein besonderes Klima, eine besondere Fruchtbarkeit des Bodens, eine besondere Sonne geschaffen habe.

Die Temperatur, die bisher drückend schwül gewesen ist, kühlt sich auf einmal merkwürdig ab. Wir spüren die salzige Frische des Oceans zu uns herüberwehen. Und nun halten wir vor Cliff-House, einem auf der Höhe der Düne erbauten einstöckigen Bretterhause mit großer Veranda, von der aus wir auf den weiten Ocean hinausblicken. Aber dicht vor uns, ganz nahe dem Strande, sehen wir drei kleine Felsstücke dicht nebeneinander, und in einiger Entfernung davon ein viertes aus dem blauen Wasser sich erheben, und auf diesen eine unermeßliche Zahl der schwarzen Seeenten in freund-nachbarlichem Verkehr mit den lächerlichsten Meerungeheuern der Schöpfung, den gemüthlichen Seelöwen oder Robben, den „seals“, die, auf ihren mächtigen auswärtsstehenden Vorderflossen sich aufrichtend, da herumkrabbeln, den Kopf wenden und schaukeln und dabei beständig ein entsetzlich krächzendes, sonor-heiseres Gebrüll in kurzem Staccato hervorstoßen. Sie lassen ihre großen Raffzähne sehen und verrenken den Hals in komischster Weise.

Sie plätschern aus dem Wasser leicht heran, schleppen sich mühsam den Felsen hinauf, suchen sich ihren Platz, sonnen sich und sind die Fleisch und Blut gewordene Faulheit. Hat sie die Sonne genügend durchwärmt, so lassen sie sich wieder in's Wasser fallen, und so treiben sie es den ganzen lieben langen Tag. Sie haben alle möglichen Farben; man findet unter ihnen helle Blondins, interessant Brünette und schmierig Fettschwarze. Der größte Schreier unter ihnen führt den Namen eines bekannten Kongreßmitgliedes. Zwischen den Robben und den Bewohnern von San Francisco besteht ein sehr gemüthlicher Verkehr. Früher waren sie gesetzlich geschützt, jetzt sind sie durch die Ueberlieferung geheiligt. Die Robben wissen nun, daß man ihnen nichts thut, und sie benehmen sich auch danach. Das Schauspiel übt wegen seiner Seltsamkeit einen ganz besonderen Reiz aus. Das Meer ist immer so ernst, so feierlich streng oder so erschrecklich; hier sehen wir es einmal groteskkomisch.

Die Umgebung der Stadt und die Ausläufer von San Francisco sind überhaupt sehr interessant. Ein überaus freundlicher Landsmann, der nebenbei auch die besten Traber von San Francisco besitzt, hatte sich erboten, uns diese Sehenswürdigkeiten zu zeigen, und wir fuhren in dessen leichtem „Rockaway" im schnellsten Tempo zunächst nach dem „Presidio." Dies ist der älteste Theil der Stadt. Da hat in grauer Vorzeit die spanische Mission San Antonio den Indianern den Glauben an den Erlöser gepredigt. Dieser Fleck Erde hat seinen spanischen Duft bewahrt. Auch jetzt ist dies Viertel noch vorzugsweise von der spanischen Bevölkerung bewohnt, und schon hier gewahren wir die Eigenthümlichkeit, die uns später, namentlich in Neu-Mexiko in noch viel drastischeren Beispielen entgegentreten soll: wie die romanischen Elemente versumpfen und dem rührigen Angelsachsen weichen müssen.

Die Fahrstraßen in der Umgebung, die ganz neu angelegt zu sein scheinen, sind in gutem Zustande und bekunden sogar ein gewisses Streben nach schöner Wirkung. Sie sind farbig mit rothen und grünen Steinen beworfen. Die stärksten Kontraste stoßen hier aufeinander, Verwilderung und Kultur; neben der herrlichen Naturschönheit des Meeres und der gegenüberliegenden Felsenketten mit dem mächtig aufragenden Sattel des Mount Diablo haben wir hier die trostlosen Dünenberge, den Wüstensand, die Dürre, nichts als melancholisch gelbfarbige Verkümmerung. In unmittelbarer Nachbarschaft aber wiederum lieblichste Frühlingsfrische, saftig grüne Bäume und farbige Gärten mit Rasen. Eben noch erglänzt Alles in freudigem Lichte; jetzt steigt wieder der graue Nebel dicht herauf, schnell und so gewaltsam, daß wir kaum zehn Schritt weit sehen können. Zum Glück kennt unser Führer die Wege sehr genau. Wir sind ganz eingehüllt in den kalten, feuchten, undurchsichtigen Schleier. Unheimlich tönt von unten herauf das Nebelhorn — wir sind also hoch oben auf dem Kamm der Düne — und von weitem tutet schauerlich ein anderes Schiff warnenden Bescheid. Als wir bei dem Fort Point vorüberfahren, lichtet sich der Nebel einigermaßen; genügend, um uns die Befestigungen in ihrer rührenden Harmlosigkeit zu zeigen. Das Fort Point scheint mir in der That nicht sehr beruhigend für die Heimischen und nicht sehr schrecklich für die Fremden zu sein. Für die Mannschaft sind gemüthliche kasernenartige Bretterbaracken hergerichtet, und für die Soldaten, die Weib und Kind haben, recht behagliche kleine Einzelhäuschen mit hübschen Gärtchen davor. Wenn man sieht, wie die Besatzung von Fort Point untergebracht ist, so begreift man erst George Browns: „Ha, welche Lust, Soldat zu sein!“

Ich habe mehrfach auf die gute Beschaffenheit der Fahrwege um San Francisco hingewiesen, und diese Wiederholung von eigentlich Selbstverständlichem mag auffällig erschienen sein; aber hier zu Lande versteht sich das eben gar nicht von selbst, und die Straßen der Stadt sind in einem entsetzlichen Zustande der Verwahrlosung, der in einem schreienden Widerspruch zu dem Reichthum der Bewohner und dem prunkhaften Auftreten ihrer Baulichkeiten steht. Die Straßen sind miserabel gepflastert, auf den Wegen sind große Löcher, wahre Vorrathskammern für den Schmutz, um deren Reinigung sich kein Mensch kümmert. Auf solche Kleinigkeiten legt man hier keinen Werth. Was die städtische Verwaltung einer amerikanischen Stadt zu leisten oder vielmehr, was sie nicht zu leisten vermag, davon machen wir uns in unserm pedantischen Deutschland doch keine Vorstellung. Man denke sich, daß in einer Stadt von über einer Viertelmillion vier Monate lang auf den Straßen das Gas nicht brannte, weil in Folge der merkwürdigen Wirthschaft der städtischen Behörden die Stadt so verschuldet war, daß sie die Kosten für Beleuchtung nicht aufbringen konnte. Und das haben sich die Leute von San Francisco ruhig gefallen lassen! Keine lärmende Zusammenrottung, keinen Tumult. Die Stadt sorgte nicht mehr dafür, daß die Straßen hell waren, nun, so hatten denn die Leute selbst Rath zu schaffen, wie sie in den Abendstunden den Weg nach Hause finden würden: sie kauften sich also Handlaternen.

Diese wunderliche Geschichte großartiger Krähwinkelei hatte folgenden Verlauf: Im Februar vorigen Jahres (1883) war San Francisco so von Gläubigern bedrängt, daß ein Ausschuß aus Mitgliedern des Stadtrathes und anderer Behörden gebildet werden mußte, um die Finanzlage der Stadt in Erwägung zu ziehen und dem unmöglichen Zustande ein Ende zu machen.

Es waren zwar recht reichliche Steuern gezahlt, die von Rechtswegen zur Befriedigung der weitest gehenden städtischen Bedürfnisse hätten ausreichen müssen. Aber es war kein Geld da. Die Kassen waren leer. Wo war es geblieben? Man forschte nicht weiter nach. Es wäre ja auch zwecklos gewesen, die Kanäle, durch die es entflossen war, aufzudecken; denn daß es durch diese nicht wieder zufließen würde, konnte als feststehend angesehen werden. Der Prüfungsausschuß ging nun sofort mit amerikanischer Entschiedenheit vor. Er empfahl am 25. Februar Einstellung aller Straßenarbeiten, der Straßenbeleuchtung und der Straßenreinigung für die nächsten vier Monate. Am 28. Februar beschäftigte sich der Stadtrath mit diesem Antrag des Ausschusses. In dieser Sitzung zeigten die Lieferanten von Proviant an die städtischen Anstalten, Hospitäler und Gefängnisse, und von Futter für die Pferde des Löschkommandos an, daß sie der Stadt den Credit aufzusagen sich genöthigt sähen. Darauf wurde also der Beschluß gefaßt, bis zu Beginn des neuen Verwaltungsjahres, 1. Juni 1883, die Beleuchtung der Straßen einzustellen und das auf diese Weise erübrigte Geld zum Unterhalt der städtischen Institute, der Löschmannschaft, Hospitäler und Gefängnisse zu verwenden. Und also geschah es. Die Pferde wurden gefüttert, die Kranken und Gefangenen ernährt, die Lieferanten bezahlt, die Straßen nicht beleuchtet, und alle Welt war zufrieden. Uebelnehmisch sind die Leute von San Francisco nicht, das muß man ihnen lassen!

Die Deutschen bilden in San Francisco einen wichtigen und zugleich auch sehr respektabeln Theil der Bevölkerung. Der Großhandel zählt unter seinen angesehensten Firmen deutsche Namen, und auch die Wissenschaft ist durch unsere Landsleute stark vertreten. Ich habe während meines ver-

hältnißmäßig doch nur kurzen Aufenthaltes eine erhebliche Anzahl von Deutschen, die als Aerzte und Naturwissenschafter, als Juristen, als Lehrer an höheren Lehranstalten und als Geistliche in San Francisco wirken, kennen gelernt.

Die Sammelpunkte der Deutschen sind die beiden Klubs, von denen der eine sehr großartig und schön, der andere bescheidener, aber ebenfalls sehr gemüthlich eingerichtet ist. Auch der internationale Künstlerklub, der „Bohemian“, der seine Mitglieder allmonatlich zu einer Art geistigem und künstlerischem Turniere nöthigt, zählt viele Deutsche. Es herrscht in allen diesen Gesellschaften der freundlichste, gastfreieste und zuvorkommendste Ton, und ich habe mich nie weniger fremd gefühlt, als hier in der westlichsten Großstadt Amerikas. Wollte ich für alle empfangenen Freundlichkeiten meinen Dank abstatten, so müßte ich Jubals Harfe und Mirjams süßen Ton haben.

Aber nicht blos zu geselliger Zerstreuung, auch zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfeleistung vereinigen sich die Deutschen; und sie haben hier ein großartiges Krankenhaus errichtet, das dem landsmännischen Gemeinsinn zur höchsten Ehre gereicht. Es ist ein mächtiges stattliches Gebäude, das unter Berücksichtigung der förderlichsten hygienischen Bedingungen erbaut worden ist. Mittellose Deutsche werden unentgeltlich verpflegt, Bemittelte gegen eine verhältnißmäßig geringe Vergütung. Das Hospital ist schon einmal vom Feuer zerstört worden. Es ist schöner denn zuvor aus Trümmern und Asche auferstanden. Das Bildniß der deutschen Kaiserin und der Brief, mit dem sie dasselbe dem Vorstande des deutschen Hospitals übersandte, sind aus den Flammen gerettet worden und werden wie Reliquien aufbewahrt.

3.

Die Chinesenstadt. Chinesisches Theater. San Francisco bei Nacht. Eine neue Reisegesellschaft.

Bis jetzt habe ich nur von jenem San Francisco gesprochen, das das Licht nicht zu scheuen hat; wenden wir uns nun zu dem nächtlichen San Francisco und machen wir uns zunächst auf zu einer Wanderung durch die Chinesenstadt.

Nach dem, was ich in Europa und auch auf amerikanischem Grund und Boden über das Verhältniß der Chinesen zu den Küstenanwohnern des Westens gehört hatte, mußte ich annehmen, daß ich in dem Hauptpunkte der chinesischen Niederlassung, in San Francisco, wo eine sehr starke Anzahl von Chinesen — die Angaben schwanken zwischen 25 und 40,000 — ihr Brod suchen und finden, sich die Antipathie der Amerikaner gegen die Asiaten in überaus scharfer Weise aussprechen würde. Die feindselige Stimmung gegen die chinesische Einwanderung ermangelt nicht der Berechtigung. Die chinesischen Arbeiter in Amerika sind starre Egoisten. Sie helfen sich in ihrer eigenen Sache und begehen also „Raub am allgemeinen Gut". Sie haben nicht den geringsten Sinn für die Hebung des Gemeinwesens, die allen Bürgern der Vereinigten Staaten an's Herz gewachsen ist; sie kommen lediglich in das Land, um es auszubeuten, und sie verlassen es an dem Tage, da ihren Ansprüchen Genüge geschehen ist. Bei ihrem großen Fleiß und ihrer außerordentlichen Genügsamkeit können sie auch in den meisten Fällen ihr sehr einfaches Programm durchführen: möglichst viel einzunehmen und fast gar nichts auszugeben. Sie sind daher keine Einwanderer, wie die Amerikaner sie sich wünschen müssen: Leute, die sich eine neue

Heimat gründen und an deren Wohlfahrt rüstig mitarbeiten; es sind vielmehr lästige Eindringlinge, die nach einem möglichst kurzen und möglichst ergiebigen Raubzuge mit der gewonnenen Beute wieder heimkehren. Sie erregen also den lebhaften Unwillen der Amerikaner dadurch, daß sie ihnen die Arbeit wegnehmen und entwerthen, und erbittern sie noch mehr durch ihre Eigenschaften: durch die Sauberkeit und Pünktlichkeit ihrer Handleistungen, durch die freundliche Ruhe ihres tadellosen Benehmens.

Die Chinesen nehmen nicht die Sitten der Fremden an, sondern bewahren ihre heimatlichen Gewohnheiten und Bräuche in völliger Unversehrtheit. Sie verkehren nur mit ihresgleichen, nähren sich von der Kost ihres Landes, suchen nur die Vergnügungen auf, die sie aus der Heimat über den Ocean mit herübergenommen haben, und lassen sogar, wenn sie der Tod auf fremdem Boden ereilt, ihre Leiche nach der Erde, die sie geboren, zurückbringen. Deswegen werden sie es auch nicht sehr bitter empfinden, daß sich die Amerikaner ihrerseits gegen jede Vermischung ebenfalls sträuben. Wie sie die Chinesen in der Stadt in ein besonderes Ghetto eingesperrt haben, so haben sie sie auch politisch von der Gemeinsamkeit ausgeschlossen. Die amerikanischen Bürgerrechte, auf deren Besitz der freche und faule Neger pocht, — dem höflichen und arbeitsamen Chinesen sind sie versagt. Sie werden als Wilde und Fremde mit den Indianern auf eine Stufe gestellt. Keine Gelegenheit wird verabsäumt, um ihnen Schwierigkeiten zu machen, oder einen bösen Streich zu spielen. Unter allen möglichen Vorwänden suchen die Amerikaner die Chinesen in ihren geheiligtsten Landessitten zu kränken. Große Gesellschaften haben in ihren Statuten einen Paragraphen aufgenommen, wonach es untersagt ist, Arbeiter an-

zustellen, die das Haupthaar länger als zwei oder drei Zoll tragen, um dadurch die langbezopften Chinesen an die Wand zu drücken. Die fanatischen Antichinesen haben sogar eine Agitation in Scene gesetzt, die die Verbannung der Asiaten von amerikanischem Boden anstreben sollte. Sie haben die von den widerwärtigsten Krankheiten des fernen Ostens in schrecklicher Weise entstellten Unglücklichen, die mit Aussatz und Elephantiasis Behafteten photographiren lassen und diese Bilder in Hunderten und Tausenden von Exemplaren in die Welt hinausgeschickt, als beredteste Illustration für die chinesische Landesplage. Sie haben es in der That auch durchgesetzt, daß durch ein Ausnahmegesetz, im schreienden Widerspruch zu den grundlegenden Satzungen der amerikanischen Verfassung und des Völkerrechts im Allgemeinen, auf eine bestimmte Zeit von Jahren den Chinesen die Niederlassung auf amerikanischem Grund und Boden verboten worden ist.

Nach alledem mußte ich annehmen, daß ich in San Francisco nur bittere Klagen über die asiatische Pest, nur entrüstete Proteste wider die Chinesen vernehmen würde. Das war aber sonderbarer Weise durchaus nicht der Fall. Die Leute von San Francisco schienen zwar alle von der Schädlichkeit der chinesischen Einwanderung im Allgemeinen überzeugt zu sein, aber sie machten zu Gunsten eines jeden einzelnen Chinesen, mit dem sie zu verkehren hatten, eine rühmende Ausnahme. Alle Californier, mit denen ich in Verkehr getreten bin, — und es sind deren doch nicht wenige gewesen — haben mir ohne eine einzige Ausnahme in fast überschwänglicher Weise die ausgezeichneten Eigenschaften ihrer chinesischen Diener und Arbeiter gerühmt. Diese seien unermüdlich fleißig, pedantisch gewissenhaft, vollkommen sauber, intelligent, geschickt und von äußerster Genügsamkeit, mit einem Worte: wahre

Prachtexemplare; und sie meinten, es würde doch als ein großes Unglück anzusehen sein, wenn das Land auf diese vorzüglichen Arbeitskräfte verzichten sollte.

Den Fremden wird die Chinesenstadt gern gezeigt; man will ihnen ad oculos demonstriren, daß mit diesen Leuten keine Gemeinsamkeit zu halten ist. Wenn wir in die Gasse dieser „Chinatown" eintreten, so fühlen wir uns in der That wie mit einem Schlage in eine fremde Welt versetzt. Wir sind mitten in Asien. Die Chinesen, an die heimische Uebervölkerung gewöhnt, pferchen sich auch hier wie die Häringe zusammen. Die einfache Einrichtung des amerikanischen Wohnhauses, das im Großen und Ganzen gerade so angelegt ist wie unsre Häuser, behagt ihnen nicht, ist ihnen vor Allem viel zu platzraubend. Sie bauen das Haus innerlich und äußerlich vollkommen aus, klecksen da kleine Balkons oder Käftchen an, in denen noch allenfalls ein Mensch schlafen kann, theilen die Räume in so und so viel unregelmäßige Verschachtelungen, halbiren das Stockwerk durch einen neuen Boden, bringen an den Treppen noch winzig verwinkelte Verschläge an und machen auf diese Weise ein jedes Haus zu einem wahren Dachsbau, in dem sich kein Mensch ohne kundigen Führer zurechtfinden kann. Ich erinnere mich, daß wir in einem kleinen Hause in einem Geschoß durch dreizehn Thüren gehen mußten, bevor wir in das Spielzimmer kamen. Was so in einem chinesischen Hause alles untergebracht ist, grenzt an das Unglaubliche; ich werde davon noch Beispiele anzuführen haben.

Die im Allgemeinen nicht sehr breiten und zum Theil sogar sehr engen Gassen der Chinesenstadt wimmeln um die Abendstunde von langbezopften Menschenkindern. Sie haben alle die Nationaltracht beibehalten, sie tragen alle den Kittel und zwar nur in schwarzer, weißer und namentlich in blauer

Farbe, die weiten schlampigen Hosen, die weißen Strümpfe, die Pantoffeln mit den hohen weichen Sohlen, auf dem Kopf die schwarze Kappe mit dem Knopf in der Mitte, oder den niedrigen Hut. Weitaus überwiegend sind die jungen Männer in den besten Lebensjahren, im Alter von zwanzig bis dreißig Jahren. Kinder und Weiber sind in verschwindender Minderheit. Sie sind fast alle Proletarier; nur selten begegnet man einem reichen chinesischen Großhändler, der durch die Sauberkeit und Feinheit seiner Kleidung sogleich auffällt. An den Ecken sieht man große Stände von Obst, namentlich chinesischen Früchten; vor jedem Hause stehen Säcke und Körbe mit allerhand Cerealien. Die Läden und viele Werkstätten, die gewöhnlich im Erdgeschoß liegen, sind die ganze Nacht hindurch erleuchtet, und es macht den Eindruck, als ob die Chinesen nie zu Bett gingen. Man sieht sie zu jeder Stunde der Nacht an der Arbeit, waschen und plätten, hört das Hämmern der Juweliere, das Klopfen der Schuster, und aus der Ferne dringt ein wirrer entsetzlicher Lärm: das akustische Marterwerkzeug, das Tamtam. Ueberall stehen Gruppen herum, die die Neuigkeiten des Tages auszutauschen scheinen. Auch die Läden haben ihre Stammgäste, die, auf Kissen und Säcken sitzend, mit dem Kaufmann und den Kunden sich unterhalten. Das sind die Erholungspausen der Feiernden. Die Anderen sind alle in voller Thätigkeit. Ich kam einmal um die vierte Morgenstunde durch die Chinesenstadt und fand da dasselbe geschäftige Treiben, dieselbe unverdrossene Arbeit und gleichzeitig auch dieselben Erholungsbedürftigen, Pflastertreter und Ladenschwätzer, wie einige Tage vorher um zehn Uhr Abends, und ich fand es gerade so an einem Nachmittage um zwei Uhr. Das Räthsel wurde mir indessen auf einfache Weise gelöst. Die Chinesen sind so sparsame Leute, daß mehrere Parteien

denselben Laden und dieselbe Wohnung miethen. Sie arbeiten schichtweise, und der Platz, den dieser in der Werkstatt verlassen hat, um sich auf das harte Lager zu strecken, wird alsbald von einem Anderen eingenommen, der sich von seinem harten Lager soeben erhoben hat.

Die Straßen sind mäßig erhellt, und die chinesische Beleuchtung aus den mattschimmernden Papierlaternen erhöht die Helligkeit der städtischen nur um ein Geringes. Aber gerade in diesem Halblichte wirkt dies Viertel so sonderbar exotisch, wie es in Wahrheit ja ist. Einen wie schönen Eindruck macht z. B. das große chinesische Restaurant in dieser phantastischen Beleuchtung! Es liegt im zweiten Stock eines großen Hauses, über dessen breite Façade ein merkwürdiger Balkon in fein verzackter, spitzenartiger Holzarbeit, die mit der Laubsäge gemacht zu sein scheint, sich hinzieht. Auch die Thür, die von dem Hauptzimmer daraufführt, ist in derselben feinen durchbrochenen Holzarbeit in reichster Ornamentik des Orients ausgeführt. Das Geländer ist mit Blattpflanzen geschmückt. Zwei eckige große Glaslaternen mit buntbemalten Scheiben und zwei riesige Ballons aus gefälteltem Papier mit chinesischen Schriftzeichen und phantastischen Blumen bemalt, werfen auf diesen Vorraum ein wundervolles sanftgelbes Licht. Und da sehen wir eine Gesellschaft vornehmer Chinesen, die gemächlich ihren eigenthümlich zubereiteten Thee trinken und sich von Zeit zu Zeit mit dem Fächer, den sie nicht aus der Hand lassen, die kühle Abendluft zuwehen.

Der Detektiv, der unerläßliche Führer, geleitet uns in das Innere des Hauses. Nachdem wir den Laden im Erdgeschoß durchschritten haben, in dem allerhand chinesische Delikatessen, die ganz und gar nicht delikat aussehen, feilgeboten werden, steigen wir auf den engen Treppen zu der großen Gaststube

auf. Der Raum ist hell und licht und enthält einige schöne Kunstgegenstände, natürlich Porzellan, Cloisonnés und Bronzen. An dem Tisch sitzen zwei chinesische Kinder im Alter von zehn bis vierzehn Jahren, ein Junge und ein Mädchen, in prachtvollen Stoffen, jedenfalls Kinder sehr begüterter Kaufleute. Sie spielen mit großem Eifer ein Brettspiel, scheinen sich zu zanken und klappen ihre eigenthümliche Sprache mit unglaublicher Schnelligkeit herunter. Die winzigen, zierlichen Finger der Kleinen sind mit Ringen bedeckt. Ein wunderhübsches Kind! Sie sieht mit ihren pfiffigen geschlitzten Augen, ihrer glatten gewölbten mattgelben Stirn und ihrem tiefschwarzen glänzenden Haar genau so aus, als sei sie eben von einer Theetasse heruntergeklettert. Wir scheinen ihr aber weniger zu gefallen, als sie uns gefällt; denn kaum sind wir an den Tisch getreten, um das Spiel zu beobachten, so erhebt sie sich und zieht mit ihrem kleinen Genossen davon. Man trägt uns Thee, ein fade schmeckendes Gebäck, Ingwer, eingemachte Pomeranzen und eine gedörrte Schalenfrucht auf. Der Thee soll kostbar sein, aber ich kann ihn beim besten Willen nicht genießen; er ist eben auf die landesübliche Art aufgekocht und hat einen strengen, herben, stark würzigen Geschmack, der aus Mangel an Uebung noch nicht der meinige ist.

Nach dem Hofe zu befindet sich ein sehr elegant eingerichtetes Opiumzimmer, das sehr sauber gehalten und deswegen ganz und gar nicht charakteristisch ist. Da liegt auf einer schön geflochtenen Matte, den Kopf auf einen kleinen Schemel aus lackirtem Holz, ein vornehm gekleideter Chinese der höheren Stände, der sich freundlich grüßend erhebt, als er uns eintreten sieht. Mit großer Verbindlichkeit zeigt er uns die Pfeife und erklärt uns, während er sich eine neue Dosis zubereitet, den ganzen Mechanismus des Opiumrauchens.

Neben dem Raucher, der sich wieder auf die Matte gestreckt hat, brennt eine kleine Spiritusflamme; an dieser wird die braune, klebrige, lakritzenartige Opiummasse, die an der Spitze einer Art Stricknadel klebt, erwärmt. Mit großer Geschicklichkeit dreht er die Nadel so hin und her, daß die durch die Hitze flüssig gewordene Masse, die immer abzutropfen droht, doch an der Spitze haften bleibt. Wenn die Masse auf diese Weise gehörig erwärmt und genügend vorbereitet ist, so betupft er damit den Pfeifenkopf, der nur ein ganz kleines Loch in der Mitte hat. Er beschmiert zunächst den Rand und füllt dann das Loch aus. Während er die Pfeife beständig an die Flamme hält, das Opium aufbrennt und immer wieder gelöscht wird, macht er fünf, sechs Züge, verschluckt den Rauch — und das eigentliche Opiumrauchen, die Vorbereitung zu dem Vergnügen, das er erhofft, ist vorbei! Das Opium hat einen sehr penetranten, ganz eigenthümlich süßlichen Geruch, den man in San Francisco aus der Nase gar nicht wieder los wird. Hier machte die Sache geringen Eindruck auf mich; in dieser reinlichen Umgebung sah das Opiumschmauchen ganz appetitlich aus, und der höfliche wohlerzogene Raucher flößte mir durchaus keinen Abscheu ein. Anders war's, als wir in die Opiumhöhlen des niederen Volkes krochen, die sich lichtscheu in den Kellern und Zwischenstöcken der chinesischen Hamsterhäuser verstecken.

Eine solche Opiumhöhle suchten wir auf, nachdem uns der Detektiv zunächst in verschiedene Krämerläden, in denen er in der rohsten Ausübung seiner gefürchteten Gewalt mit Menschen und Waaren schaltete, zur Apotheke mit einem sehr gelehrten schreibkundigen Chinesen, zum Pfandleiher 2c. geführt hatte. Durch ein Labyrinth von Gängen, Kämmerchen, Gelassen und Verschlägen gelangten wir nach mancherlei

Beschwerden, uns duckend und klemmend, im Zwischengeschoß eines ganz verbarrikadirten Hauses in einen engen schmalen Raum, der so niedrig war, daß ich den Hut abnehmen mußte, um nicht an die Decke zu stoßen. Dieser Raum war noch in zwei Stockwerke getheilt, und da kauerten auf dem Boden, und darüber lagen auf dem Brette des Halbstocks in unbequemster Stellung mit baumelnden Füßen, den Kopf auf das Holzschemelchen gestützt, etwa ein Dutzend Chinesen in den verschiedenen Stadien des Opiumrausches. Es war so eng, daß man sich nicht umdrehen konnte, und in dem Raum war eine Hitze und ein Gestank, die mich fast unerträglich dünkten. Es war eine Kneipe niedrigster Gattung. Die Wände waren mit Zeitungspapier beklebt, die gänzlich verschmierten Pfeifen in einem grauenerregenden Zustande, die Raucher selbst in schlechtester Kleidung und widerwärtig schmutzig. Sie schienen auf solche Besuche vorbereitet zu sein, denn sie wandten kaum den Kopf, als wir eintraten, und bekümmerten sich augenscheinlich gar nicht um uns. Die Einen waren dem Anschein nach noch völlig bei Sinnen, Andere waren schon stark angerauscht, sie lagen da regungslos mit halbgeschlossenen Augen und grinsten glücklich; andere endlich schienen aber im Zustande der völligen Verthierung zu sein; sie glotzten stumpfsinnig viehisch vor sich hin und schienen alles menschliche Empfinden verloren zu haben. Ohne Freud und ohne Leid lagen sie da, entseelte Massen. Es war ein geradezu schauerlicher Anblick.

Die Chinesen sind vorurtheilsfreie Leute. Opiumhöhle, Gotteshaus und Theater liegen in freundlichster Nachbarschaft dicht nebeneinander. Das „Josshouse“ enthält sehr kostbare Kunstwerke, namentlich einige alte Bronzeweihgefäße und Götzen und eine Art Altar, der in wundervollem, reichvergoldetem Schnitzwerk ausgeführt ist.

Der nicht übermäßig große, dem kirchlichen Dienste geweihte Raum, den wir weniger weihevoll als neugierig betraten, war fast ganz dunkel. Oben brannte nur eine Flamme, und vor einem Götzen leuchtete hinter rothem Glase in mattem Lichte ein kleines Lämpchen. Wir sahen also von den frommen Kunstschätzen zunächst nicht viel. Aber es geht in diesem Tempel recht weltlich zu. Der Detektiv behielt seinen Hut auf dem Kopfe, seine brennende Cigarre im Munde und fuchtelte mit seinem großen Stocke in unehrerbietigster Weise den Götzen vor den unsterblichen Nasen herum. Er that ganz so, als ob er zu Hause wäre, und der artige chinesische Tempeldiener schien ihn auch als Herrn vom Hause zu respektiren. Auf Geheiß des Polizisten zündete er die große köstliche Laterne an, und nun konnten wir die reiche und geschmackvolle Ornamentik des Altars, die originellen Götzen, die großen Porzellan- und Bronzevasen, die reich umrahmten, friesartig zusammengestellten Gruppen aus Holzschnitzerei genauer in Augenschein nehmen. Ohne irgend welchen Respekt vor den chinesischen Göttern und Menschen, mit seinem schweren Stocke auf die verschiedenen Gegenstände weisend, den heiligen Zopf eines der vornehmsten Götter götzenlästerlich aufhebend, erklärte uns der Polizist die Spezialitäten der ewigen Beherrscher des himmlischen Reiches, zeigte uns die chinesische Hölle mit dem pechschwarzen Teufel, der ganz kaukasische Züge hat, entnahm einer Schublade eigenthümliche Hölzer, die er auf den Tisch warf und aus deren zufälliger Lage zu einander die chinesischen Zeichendeuter Glück oder Unheil für den kommenden Tag weissagen, und erzählte uns Merkwürdiges über den Verkehr, in dem die Chinesen mit ihren wunderlichen Heiligen stehen. Am Ende des Geschäftsjahres rechnen die göttlichen Söhne der Mitte mit ihren vorgesetzten Unsterblichen ab. Wenn sich die Götter gut benommen

haben, so schenkt man ihnen allerlei schöne Sachen, haben sie sich aber schlecht aufgeführt, so werden sie auf das Gröblichste beschimpft und gehörig ausgepeitscht. Die Krämer sind aus diesem Tempel übrigens nicht verjagt. Der Tempeldiener bot um ein Billiges lange Späne feil, ich glaube, aus Sandelholz, die nach seiner Behauptung sehr wohl duften sollten, nach meiner Auffassung indessen recht übel rochen, außerdem noch alle möglichen Kleinigkeiten, kleine Götzen und dergleichen — ich glaube, man hätte, wenn man die nöthige Summe dafür gezahlt, den ganzen Tempel auskaufen können.

Im unteren Stocke des „Josshouse“ ist eine chinesische Barbierstube, die ich für eine der größten Sehenswürdigkeiten von San Francisco halte. Was sich so ein Chinese auf seinem Kopf alles rasiren läßt, ist unbeschreiblich. Der Barbier hat ganz kleine, schmale Messerchen, deren Klinge wohl nicht größer ist als die unserer gewöhnlichen Federmesser; natürlich haarscharf geschliffen. Mit diesem kleinen Instrumente bearbeitet nun der Barbier, der in seiner Weise ein großer Künstler ist, ohne weitere Zuthaten kaukasischer Verweichlichung, ohne mildernde Seife ꝛc. den Schädel seines Opfers. Er kratzt ihm zunächst fast alle Haupthaare ab; dann rasirt er ihm die ganze Stirn, dann die Wangen, dann die Ohren, und er fährt mit dem Messer so tief in das Ohrloch hinein, daß einem angst und bange wird — dann bohrt er die kleine Klinge in die Nasenlöcher, dann schabt er die Augenlider ab — es ist geradezu fürchterlich anzusehen. Und der Unglückliche, der sich dieser Operation unterwirft, scheint gar nichts Besonderes zu leiden. Er schließt einfach die Augen und läßt mit seinem Kopf geschehen, was geschehen mag. Der Barbier geht damit um, wie mit einem todten Gegenstand, er klemmt ihn zwischen die Arme, duckt ihn, richtet ihn auf, beugt ihn

nach vorn und hinten; und das Opfer schließt die Augen dazu und hält still. Wenn die Schinderei vorüber ist, dann glänzt allerdings der Rasirte in radikalster Geschorenheit. Er steht von seinem Marterstuhle auf, als ob nichts geschehen wäre, macht einem Anderen Platz und zündet sich eine Pfeife an.

Das chinesische Pfeifenrauchen ist wiederum etwas ganz Besonderes. Die Pfeife, gleichzeitig Tabaksbehälter, besteht aus einem ziemlich hohen Metallkasten, der etwa die Größe der Handfläche hat. In der vorderen Abtheilung dieses Kastens ist Wasser, in der hinteren der feingeschnittene, gelbliche Tabak. In den Wasserbehälter mündet eine niedrige Röhre, in deren obere breit auslaufende Mündung der Tabak gestopft wird. Daneben ist dann das längere eigentliche Pfeifenrohr mit dem Mundstück. Der Raucher hat beständig einen glimmenden Span in der Hand, den er durch Anblasen zu einer kleinen Flamme entfachen kann. Er greift nun in den Tabaksbehälter, nimmt eine Prise daraus, stopft sie in die kleine Oeffnung, macht zwei oder drei Züge, und die Pfeife ist ausgebrannt. Er schüttet die Asche weg, nimmt wieder eine Prise Tabak, stopft die Pfeife noch einmal, entzündet wiederum den glimmenden Span, thut wieder zwei Züge, und das Vergnügen ist wieder zu Ende. Ein kurzathmiges, schwer begreifliches Vergnügen, die Karikatur des Rauchens, die uns zum Nachdenken auffordert.

Während wir dem Barbier und den Rauchern zusahen, hörten wir beständig ein trommelfellerschütterndes Geräusch von Tamtamschlägen und Metallklappern. Es war das Theaterorchester von nebenan. Das Theater war ausverkauft. Wir wanden uns durch unbeschreiblich verwickelte Gänge, durch wunderliche Räume, in denen wir wiederum Götzen sahen,

kleine Spezialtempel, durch Schlafstellen, Küchen, Verschläge und dergleichen einige Treppen hinauf und standen plötzlich auf der Bühne. Wir waren eine ziemlich große Gesellschaft: die sechs deutschen Gäste und etwa sechs bis acht Herren aus San Francisco. Ich gestehe, daß ich einige Befangenheit empfand, als ich auf einmal auf den hellerleuchteten Brettern in unmittelbarster Nachbarschaft neben den Schauspielern und dem Orchester vor dem großen, von Chinesen dichtbesetzten Hause stand. Aber auf der chinesischen Bühne geht es eben recht zwanglos zu. Bei uns würde es doch einigermaßen auffallen, wenn in einem Stücke auf einmal eine große Gesellschaft auf der Bühne erschiene, die dort gar nichts zu schaffen hat — und namentlich, wenn es Chinesen wären — das asiatische Publikum aber schien sich nicht darüber zu wundern. Der Detektiv hatte seinen Hut immer noch auf dem Kopfe, seine Cigarre noch immer im Munde und sprach ganz laut, um uns die Eigenthümlichkeiten des chinesischen Theaters klar zu machen. Er faßte sogar einen der Darsteller, den zunächst stehenden, beim Schlafittchen, hielt ihn fest und zeigte uns dessen kostbare Gewandung, die in der That mit herrlichen Goldstickereien reich geschmückt war. Unsere empfindlichen Künstler, die man kaum mit Sammethandschuhen anfassen darf, könnten von der Duldsamkeit ihrer chinesischen Kollegen viel lernen; denn der chinesische Sonnenthal war ganz und gar nicht ärgerlich über das drastische Extempore des Polizisten und ließ sich vor versammeltem Publikum ruhig betasten.

Das chinesische Theater ist hundertmal geschildert worden, und ich gestehe, daß ich gar keine Studien gemacht habe. Für den Unkundigen ist es das unwahrscheinlichste, wahnsinnigste und wildeste Schauspiel, das man sich denken kann. Der Skandal, der am ganzen Abend während des Dramas tobt,

spottet jeder Beschreibung. Das Orchester sitzt auf der Bühne hinter den Schauspielern und begleitet melodramatisch beständig die Rede des Künstlers. Es markirt mit Tamtamschlägen und Geklapper jede Interpunktion. Bei unerheblichen Sachen setzt es nur mit ein paar Schlägen ein; wird aber die Situation bedeutungsvoller, so entsteht ein Spektakel, der geradezu zum Verrücktwerden ist, und dieser steigert sich mit dem leidenschaftlichen Affekte, der zur Darstellung zu kommen scheint. Da wird mit großen Holzklappern, mit Metallklappern geklappert, da wird auf Becken getrommelt, da schlagen die riesigen Tamtams erst leise klirrend und sich dann in dem Crescendo zu einem thatsächlich betäubenden Fortissimo steigernd, zusammen, und dazwischen näselt in einer unglaublich hohen Tonlage eine Blechoboe, und auf einem mit Metallsaiten bespannten Instrumente wird, ebenfalls in der vier- oder fünfgestrichenen Oktave, eine Art von Melodie, für die uns jedes Verständniß fehlt, gefiedelt. Das chinesische Orchester ist für uns Europäer die größte Ohrenqual, die ersonnen werden kann. Wäre Dante in China gewesen, so hätte er sicherlich in irgend einen Kreis seiner Hölle ein chinesisches Orchester verlegt. Und dieser Skandal hört gar nicht auf. Bei jedem Abgang und jedem Auftritt eines Schauspielers kommt ein großes unendlich langes Zwischenspiel dieser Art.

Unter dröhnenden Tamtamschlägen tritt der neue Künstler auf und markirt in eigenthümlichen Gesten pantomimisch die Stimmung, die ihn beherrscht; er springt von einer Seite der Bühne auf die andere, macht breite Bewegungen mit den Händen, stolzirt breitbeinig mit vorgestrecktem Bauch hin und her; und das dauert, so lange es eben dauern mag. Mit einem abermaligen, klirrenden Tamtamschlage wird das Zwischenspiel geschlossen. Alsdann geht es auf der Metall=

fiedel los, und der Künstler singt mit einer unmöglichen Stimme, in hochgequetschten Fisteltönen, sein Auftrittscouplet. Alle chinesischen Schauspieler, die ich gehört habe, sind stockheiser; es ist auch eine unabweisliche Nothwendigkeit, da sie nie in der natürlichen Stimmlage sprechen, sondern das Organ immer um anderthalb bis zwei Oktaven gewaltsam heraufschrauben und immer schreien, als ob sie am Spieße stecken. Sie singen und sprechen nur in diesem geradezu fürchterlichen, gequälten Falsett. Ist das Auftrittscouplet zu Ende, so beginnt also die Deklamation, die uns eben so wahnsinnig erscheint wie alles Andere. Nach jedem dritten oder vierten Worte wird eine Pause gemacht und das Tamtam mit der Holzklapper setzen ein. Diese musikalischen Unterbrechungen werden länger, anspruchsvoller und unerträglicher, wenn die Rede zu einem anderen Gedanken überspringt.

Die Deklamation mit der heiseren, hohen, künstlich gemachten Kopfstimme bewegt sich stereotyp in zwei Tönen. Dabei schneidet der Künstler die furchtbarsten Fratzen, reißt das Maul auf, streckt die Zunge heraus, rollt die Augen, schielt und macht dazu Gesten, als ob er eben aus dem Irrenhause entsprungen sei. Er springt in großen Sätzen über die Bühne, schlägt Purzelbäume ꝛc. Es ist eine Hundearbeit, chinesischer Schauspieler zu sein! Alle diese Gesten haben aber ihre symbolische Bedeutung, wie ich mir von einem Chinesen habe erklären lassen. In dem Stücke traten eine ganze Reihe von Kriegern auf, die sammt und sonders in folgender Weise auf die Bühne kamen: wenn sie hinten links aus der Thür herausgegangen waren, so duckten sie sich nieder und hoben alsdann das rechte Bein auf; dann schritten sie breitbeinig nach vorn, reckten die beiden Arme aus, ballten die Fäuste, zogen die Oberarme nach der Schulter und schnellten dann die beiden

geballten Fäuste vor der Brust nach vorn. Darauf gingen sie mit erhobener Rechten nach rechts hinüber. Das machten ein Dutzend oder zwanzig Kerle, einer nach dem andern, während das Tamtam und die ganze mandschurisch-mongolische Katzenmusik ihren rasselnden, dröhnenden, gellenden Höllenlärm mit ungeschwächten Kräften fortsetzten; und das hatte Folgendes zu bedeuten: Wir sind eben zu Pferde angekommen und steigen jetzt ab. (Ducken, Aufheben des rechten Beins.) Wir sind tapfere, kräftige Krieger, wir haben starke Arme, mächtige Muskeln, und mit unserer Faust können wir viel ausrichten (Armbewegungen vor der Rampe); wir halten treu zu unserm Herrn (Abgang mit erhobener Schwurhand nach rechts).

Die Frauenrollen werden bekanntlich auch von Männern gespielt. Zur Zeit war gerade ein sehr berühmter Schauspieler da, der ein riesiges Gehalt bezog. Er sah in seinem schönen, reichen und so überaus kleidsamen Gewande allerdings ganz mädchenhaft aus und hatte von allen Schauspielern die bestausgebildete Fistelstimme. Seine Bewegungen waren sehr drollig; er wiegte sich und schmiegte sich in überaus komisch gezierten Windungen. Bei uns würde man freilich selbst in einer übermüthigen Fastnachtsposse eine solche Uebertreibung kaum für statthaft halten, das chinesische Publikum fand aber das Schwänzeln und Scharwenzeln dieses Mannes, der in einem ernsten Drama die Rolle der Wolter spielte, höchst künstlerisch. Ueber die Kunstleistungen des chinesischen Theaters haben wir nicht das geringste Urtheil; denn die Bühnenkunst beruht in China auf ganz andern Grundlagen als die unsrige. Wir stehen vor einem Räthsel, das wir nicht zu entziffern vermögen. Es fehlt uns sogar ein jeder Maßstab zur Beurtheilung. Während bei uns die Bühne ein

Bild der geläuterten Wirklichkeit anstrebt, ist sie in China die Negation alles Wirklichen und Natürlichen. Die chinesische Theaterkunst ist etwas durchaus Konventionelles, fratzenhaft Verzerrtes. Die Leute schminken sich unmenschlich, sie bewegen sich unmenschlich, sie sprechen unmenschlich, und eine unmenschliche Musik begleitet die Handlung.

Das chinesische Theater beruht auf uralter Ueberlieferung, und man spielt heute noch gerade so Komödie wie vor tausend Jahren. Das Stück, von dem wir einen Theil sahen, rührte, wie uns unser chinesischer Cicerone mittheilte, von einem berühmten Dichter des elften Jahrhunderts her, und es wurde noch genau in denselben Stellungen, mit denselben Gebärden und derselben Musik aufgeführt, wie zu Lebzeiten des Dichters. Die Stücke sind unendlich; einige spielen wochenlang hinter einander. Gewöhnlich handelt es sich um Feindseligkeiten zwischen zwei benachbarten Fürsten, die wegen irgend einer Königstochter oder Sklavin — cherchez la femme! — entbrannt sind. Wir haben hier also eine der wohlerhaltenen Blüthen uralter Kultur vor uns; aber ich muß sagen, diese Kultur kommt mir doch etwas mangelhaft vor. Ich habe niemals etwas Wilderes, befremdlich Häßlicheres und schmerzlich Roheres gesehen als das chinesische Schauspiel, und selbst die tanzenden Indianer mit ihrem Schellengebimmel und ihrem rhythmischen Gemecker kamen mir im Vergleich zu diesen reichgeschmückten, halbverrückten kreischenden Asiaten noch ganz menschlich civilisirt vor.

Daß sich in einer großen Stadt mit asiatischen Sitten noch andere Laster als Opium und Spiel in ihren Höhlen verbergen, versteht sich von selbst. Der Detektiv führte uns durch eine enge Gasse, die ruhiger und dunkler war als alle anderen, und in dieser stand ein Theehaus mit angenehmer

Bedienung neben dem andern. Hinter vergitterten kleinen Löchern im Erdgeschoß wurde der sehr kunstvoll frisirte, mit Schildpattnadeln und Kämmen geschmückte Kopf eines chinesischen Mädchens in hellem Raume sichtbar, das gelangweilt und geschäftsmäßig aus den geschlitzten Augen auf die dunklere Straße blickte, keine Miene verzog und sich ruhig von den Außenstehenden mustern ließ. Man glaubte in einer Menagerie zu sein.

In dieser Beziehung ist übrigens das nächtliche Treiben in San Francisco in der amerikanischen Stadt viel mannigfaltiger und lärmender als in der chinesischen. Die Tingeltangel scheinen nicht an eine bestimmte Polizeistunde gebunden zu sein; wenigstens haben wir den Schluß nicht abgewartet, obwohl es schon ziemlich früh am Tage war, als wir, von Müdigkeit überwältigt, uns zur Heimkehr entschlossen. Wirkliche und vorgebliche Sängerinnen und Tänzerinnen aller Nationen gaben in den mit der höchst sonderbaren, verbummelten und geräuschvollen Gesellschaft ganz gefüllten, durchaus nicht sauberen Räumen und im Hechtblau des dichten Tabaksqualms vor dem johlenden, Beifall kreischenden und pfeifenden Publikum ihre Künste zum Besten. Wir trafen auch eine biedere Landsmännin mit einer geradezu unverschämt blond zu nennenden Perrücke, weißgetüncht wie eine Kalkwand, mit großen blauen verloschenen Augen, die vergeblich feuriges Temperament heuchelten. Sie sang zufällig das rührende Lied von Koschat „Verlassen, verlassen, verlassen bin ich“, für das ich eine besondere Vorliebe habe, — sehr gefühlvoll und sehr falsch, mit einem entsetzlichen Kloße. Als sie uns deutsch sprechen hörte, setzte sie sich zu uns, bestellte eine Flasche Wein um die andere und erzählte uns unaufgefordert, während sie sich vollständig betrank, mit wachsender Rührung und Heiser=

keit die wahrhaftige Geschichte ihres traurigen Lebens. Ach, der Maid mit dem wogenden Aehrenfelde auf dem Kopfe war es nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie vor spuckenden Goldgräbern und rohen Hinterwäldlern in „Frisco" deutsche Lieder singen sollte! Sie war aus pikfeiner Familie, ihr Bruder war Feldmarschall, ihr Vater Minister, ihr Onkel regierender Fürst, ihr Schwager Erzbischof, und sie war eine sehr anständige Frau geblieben — „denn man kann überall anständig bleiben", sagte sie, und dabei trank sie die noch vollen Gläser ihrer Nachbarn aus. Und sie bestellte zwei neue Flaschen und lallte mit thränenerstickter Stimme, daß sie leider immer verkannt werde. — Das Lokal war ganz eigenthümlich geschmückt: mit Dutzenden kleiner Fähnchen, die die gerade für diese Räumlichkeit vielleicht nicht ganz geeigneten Aufschriften trugen: „Magna est veritas et praevalebit" und „In hoc signo" mit dem Kreuze. Einige Wochen vorher hatten nämlich die Tempelritter und Freimaurer in San Francisco ein großes Fest veranstaltet; die Straßen, durch die sich der Zug bewegte, waren mit solchen Fähnchen geschmückt gewesen, und der Besitzer des Tingeltangels, der sich weniger um deren Inschriften, als um die bunten Farben bekümmerte, hatte diese Flaggen und Wimpel nun als passenden Schmuck für sein Lokal verwerthet.

Zu guterletzt zeigte man uns noch die Feuerwehr in voller Funktion. Auf den Wunsch eines einflußreichen Bewohners von San Francisco wurde die Mannschaft durch blinden Feuerlärm in der Nacht allarmirt. Es war ein großartiges Schauspiel. Es klingt wie eine Fabel, wenn man die Wahrheit erzählt. Bei dem ersten Anschlag der Allarmglocke springen sämmtliche Thüren des Wachthauses und alle Gasflammen brennen hell auf, während unausgesetzt der Anschlag des Timbres durch das

ganze Haus schallt. Wie ich schon bei der Schilderung der Feuerwehr von Chicago erzählte, werden auch hier die Decken der Schläfer durch die elektrische Leitung jäh weggerissen, mit einem Ruck werden die Schläfer aufgeschleudert; sie haben nur einen Sprung zu thun, um bis zu der offenen Luke ihres Verschlages zu gelangen. Durch diese lassen sie sich auf einer Rutschbahn nach den unteren Räumen hinunter, und sie fallen gerade auf den Wagen. Die Pferde, die übrigens schon ganz genau Bescheid wissen, und sobald sie nur die elektrische Glocke hören, davonlaufen, werden, wenn sie auch nur eine Secunde zu lange auf ihrem Fleck bleiben, durch Peitschen, die über ihnen an einer gleichfalls elektrisch in Bewegung gesetzten Walze sich befinden, angetrieben und können gar nicht anders als auf den ihnen zukommenden Platz an der Deichsel gelangen. Eins, zwei, drei ist das Geschirr angehakt, und nach der Uhr dauert thatsächlich diese Bereitstellung der ersten Spritze zum Abfahren acht bis höchstens zwölf Secunden. Vor zwölf Secunden haben in dem stillen, dunkeln Raum die Leute noch im tiefen Schlaf gelegen, und nun rasselt aus strahlender Helligkeit unter Glockengeläute die wohlbespannte und wohlbemannte Spritze davon.

* * *

Wir hatten uns vortrefflich in San Francisco unterhalten. Wir hatten soviel Merkwürdiges gesehen, soviel Liebes und Angenehmes von unsern Landsleuten erfahren, daß wir gern unsern Aufenthalt noch verlängert hätten. Aber die Zeit drängte, und für die flüchtige Besichtigung hatten uns ja die fünf Tage vollauf genügt; zu einem gründlicheren Studium aber würden ebenso viel Monate kaum hingereicht haben. Wir waren noch immer im Ungewissen, was wir nun eigentlich anfangen würden. Eine Sorge waren wir los: das Yosemite-

thal (sprich: „Jossémmeti", Proparoxytonon) war aus unserm Programm gestrichen. Die Freunde, die von dort kamen, waren sehr enttäuscht. Das herrliche, in seiner großartigen Naturschönheit einzige Thal hatte sich jetzt unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen gezeigt. Die Wasserfälle, die, von gewaltigen Felsen herabstürzend, den vornehmlichen Reiz des Thales bilden, waren ausgetrocknet; überall entsetzliche Dürre, furchtbarer Staub, unerträgliche Hitze, dazu auf schlechten holprigen Wegen in der elenden Postkutsche tagelange Fahrt, viel Strapazen, große Entbehrungen, Kostspieligkeit und kein sogenannter Genuß. Freilich hatten sie die Riesenbäume gesehen, freilich hatten auch sie die großartige Formation der Felskegel bewundern können, aber das war doch gar zu theuer bezahlt. Also, was nun?

Aus unsrer Unschlüssigkeit wurden wir wiederum durch einen Landsmann befreit. Eines Morgens erhielten wir den Besuch des Generalagenten der Atchison = Topeka = Santa Fé=Bahn, des Herrn C. B. Schmidt, und dieser lud uns im Namen seiner Gesellschaft auf das Freundlichste ein, auf der neuen, damals noch nicht ganz fertigen Strecke der Atlantic=Pacific und auf der Bahn seiner Gesellschaft die südlicheren von diesen Schienenwegen durchschnittenen Gebiete der Vereinigten Staaten zu besuchen. Herr C. B. Schmidt erinnerte mich daran, daß er mir bereits vor einer Reihe von Jahren in Deutschland einen Besuch gemacht und schon damals die Liebenswürdigkeit gehabt hatte, dieselbe Einladung an mich zu richten. Ich hatte es, ehrlich gesagt, wieder vergessen, da ich zu jener Zeit gar nicht daran denken konnte, daß ich jemals in die Lage kommen würde, derselben Folge zu leisten. Nun bildete sich also eine neue Gesellschaft, die sich der Leitung des außerordentlich zuvorkommenden, herzlichen und liebenswür=

digen Herrn C. B. Schmidt unterstellte und mit diesem die Reise durch die vielleicht interessantesten Gebiete der Vereinigten Staaten antrat.

Freilich mußten wir aus unserem Reiseplane den großen Salzsee und die Mormonenstadt streichen; der Besuch der Hauptstadt Utahs hätte uns fünf bis sechs Tage gekostet, und wir konnten unsere Zeit besser verwerthen. Dafür wurden uns aber Genüsse in Aussicht gestellt, die uns für die uns auferlegte Entbehrung, mit den Mormonen zu fraternisiren, reichlich entschädigen sollten: wir sollten Süd-Californien sehen, das Land, wo Milch und Honig fließt, Los Angeles mit seinen strotzenden Trauben und seinen Orangenhainen, die Wüste von Arizona mit den merkwürdigsten, unverfälschtesten Indianern, den bronzefarbenen nackten Mohaves, mit dem großartigen Cañon des Colorado, das vor uns noch kein deutscher Fuß betreten hatte, und dem versteinerten Wald bei Carrizo, New-Mexiko mit den ältesten Städten des amerikanischen Festlandes, dem Modebade von Las Vegas und den christlichen, seßhaften Pueblo-Indianern, Colorado mit dem Götterhain und Manitou, mit den südlichen Rocky Mountains, dieser Wirbelsäule des nordamerikanischen Kontinents, mit dem leichtlebigen Denver, das in wenigen Jahren eine der eigenartigsten amerikanischen Großstädte geworden ist, Kansas mit seinen verwilderten Strolchen, die sich in Dodge City zusammenfinden, und den fleißigen, gedeihenden Mennoniten, die sich um Newton angebaut haben — das war es, was uns Herr C. B. Schmidt verheißen konnte, und mehr, als er uns versprochen, hat er uns geboten; einen Schatz unvergeßlicher Eindrücke haben wir heimgebracht.

Unsere Gesellschaft zählte nun folgende Mitglieder: Dr. Eduard Lasker und Dr. Georg Siemens aus Berlin,

Dr. Richard Oberländer aus Leipzig, Regierungsassessor Dr. Ernst Magnus aus Breslau, Dr. med. Wolfskehl aus Darmstadt, Dr. jur. Oswalt aus Frankfurt a. M., die beiden pfälzischen Jugendfreunde Henry Villards: Bankdirektor Froelich aus Zweibrücken, Regierungsrath Späth aus Speyer und mich. In die mühsame Aufgabe der Leitung und Versorgung der Landesunkundigen theilten sich mit Herrn C. B. Schmidt Herr Friedrich Heß aus San Francisco, der Eigenthümer des „California Demokrat", und der unermüdlich um uns besorgte, rührend dienstfertige Udo Brachvogel aus Newyork. Am 27. September machten wir uns in bester Stimmung auf den Weg nach den uns noch unbekannten Wunderländern. Unser erstes Ziel war Los Angeles in Süd-Californien.

XVII.

Im Süden von Californien.

Die Orangenstadt Los Angeles.

Am 27. September verließen wir in der neunten Morgenstunde das Palacehotel in San Francisco, setzten mit dem großen Trajektdampfer nach Oakland über und bestiegen da die Bahn, die in südöstlicher Richtung fast parallel mit der californischen Küste zwischen den Gebirgsketten des Monte Diavolo und der Sierra Nevada läuft. Die Strecke, die diese Bahn durchschneidet, ist zum großen Theil nicht sehr reizvoll, bisweilen sogar entsetzlich. Wir hatten einen drückend heißen Tag, und der Staub war ganz unerträglich. Was wir in den Abendstunden von der Mohave-Wüste zu sehen bekamen, hatte nicht einmal den Charakter des Großartigen und Schaurigen, der sonst der Wüstenlandschaft eigen zu sein pflegt — es war

einfach häßlich im großen Maßstabe: Sand und Dürre mit verschiedenen cactusartigen Pflanzen, hauptsächlich den eigenthümlichen sogenannten Yuccapalmen mit ihren spitzen, dolchartigen Blättern, die eine Laubkrone bilden. Aus dieser Pflanze wird Papier gemacht, das sogenannte „Yucca-Papier," wie ich bei scharfem Nachdenken allenfalls hätte errathen können.

Für diese wie für manche andere belehrende Notiz, die uns unser liebenswürdiger Reiseführer Herr C. B. Schmidt gab, war ich aber an jenem ungemüthlichen Tage nicht besonders empfänglich. Es war gar zu heiß, gar zu drückend, gar zu staubig, und dem leidigen Tage folgte eine noch gräßlichere Nacht. Ich hatte bisher immer in das Loblied auf die amerikanischen Bahnen eingestimmt und hatte wie alle Welt behauptet, daß man auf Reisen nirgends so gut aufgehoben sei wie in den amerikanischen Schlafwagen; bisher hatte ich eben das Reisen nur unter besonders günstigen Ausnahmebedingungen kennen gelernt. Nun aber, da wir Zwölf in einem der gewöhnlichen Sleeping-cars untergebracht wurden, da wir Zwölf in demselben Raume nächtigen mußten, in demselben festverschlossenen, von jedem Zuzuge frischer Luft abgesperrten Raume, — nun sah ich mich zu meinem Leidwesen genöthigt, meine Auffassung völlig zu ändern. Ich fand da unsre engen fahrenden Schlafkabinets, in denen man oft ganz allein, oder immer nur in kleiner Gesellschaft sich befindet, mit ihren harten, schmalen, kurzen Betten doch unendlich angenehmer als die großen rollenden kasernenartigen Schlafsäle der amerikanischen Bahnen mit ihren viel besseren Schlafstellen. Ich war von der Hitze völlig erschlafft und matt zum Umfallen; aber es war mir nicht möglich, in dem dunstigen, dumpfigen, heißen, luftleeren Schlafwagen während der ersten Nächte das Auge zu schließen. Und dabei das Schnarchen

und Räuspern, das Fauchen und Flöten, Pusten und Stöhnen, Sichdehnen und Gähnen der lieben Gefährten! Sie waren mir wirklich so sympathisch wie nur möglich — am hellen Tage. In der dunkeln Nacht aber haßte ich sie wie Todfeinde und bemerkte zu meinem Entsetzen, daß ich mir für die That des Massenmörders Thomas mildernde Umstände denken konnte. Und welche Anstrengungen machte ich, um die glücklich Schlafenden geräuschlos zu machen! Ich habe mir die Seele bald ausgepfiffen — es half Alles nichts.

Während dieser schrecklichen Fahrt war auf der Bahnstrecke ein Skandal, daß einem ganz unheimlich zu Muthe wurde. Alle fünf Minuten hielt der Zug, fuhr zurück, fuhr dann wieder vorwärts, durchsauste dann mit dem bekannten eigenthümlichen Geräusch eine Reihe von engen Tunnels, und die technischen Beamten schrieen sich die mir unverständlichen Weisungen zu und über mir trampelten die rücksichtslosesten Doppelsohlen. Es war eine Höllenqual. Später hörte ich, daß wir in der Nacht zwischen Caliente und Tehachapir die sogenannte „Loop“, also die „Schleife“, durchfahren hatten, eines der merkwürdigsten Eisenbahningenieur-Kunststückchen der Welt. Es ist der einzige im Eisenbahnbau vorkommende Fall, daß die Bahn, die hier einen sehr zerklüfteten Boden zu durchfahren hat, sich selbst kreuzt, natürlich auf verschiedenem Niveau, also im wahren Sinne eine Schleife macht. Auch über diese interessante Mittheilung freute ich mich sehr, aber ich gestehe, daß auch sie mir für die schlechte Nacht nur eine recht mäßige Entschädigung gewährte. Da, gegen acht Uhr Morgens, hielt der Zug in Los Angeles. Mit einem tiefen Dankesseufzer, daß die qualvolle Fahrt nun überstanden war, verließ ich den Wagen.

Die Oede und Trostlosigkeit der Landschaft und die Beschwerden des Weges erhöhen um ein Bedeutendes die erfreuliche Wirkung der lieblich und anmuthig gelegenen Stadt Los Angeles, die ringsum von freundlichen Höhen eingeschlossen wird. Was uns zunächst und vor Allem auffällt und was unser Auge so wohlthuend berührt, ist die üppige Vegetation, das frische Grün, in dem die Stadt prangt, gleichsam ein großer blühender Garten in sandiger steiniger Unfruchtbarkeit. Mehr als Italien, das Land der Sehnsucht Mignons, ist Los Angeles

> . . . das Land, wo die Citronen blühn,
> Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
> Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
> Die Myrthe still und hoch der Lorber steht.

Es ist nicht möglich, den ersten Eindruck, den Los Angeles auf den Besucher macht, treffender wiederzugeben als mit den allbekannten Goethe'schen Versen. In Los Angeles, der ältesten und wichtigsten Stadt des sogenannten semitropischen Californiens, tritt uns der volle Süden mit seinem Glanz und seiner Farbenpracht, seiner Gemessenheit und Schläfrigkeit in unverkennbaren Zügen entgegen. Und dürfen wir uns denn darüber verwundern? Ist es nicht so ganz in der Ordnung? In der Office des Hotels hängt eine große Erdkarte in Mercators Projection; und da sehen wir, daß wir nun unter dem 34. Grad nördlicher Breite sind, also auf derselben Höhe wie Marokko, wie Bagdad, wie Ispahan, wie Nanking und Nagasaki; und daß hier der Süden allerdings die Berechtigung hat, sein Vorhandensein zu konstatiren. Wir legen uns nun auch Rechenschaft davon ab, daß wir seit dem Tage, da wir in Portland von den Villard'schen Reisegefährten uns verabschiedeten, beständig dem Süden zugezogen, während die Freunde

gen Osten gewandert sind, und daß die Strecken, welche von diesen, die jetzt in Chicago sein müssen, und von uns seit unserer Trennung zurückgelegt sind, von Berlin bis zu den Kalmücken in Sibirien reichen würden.

Die ganze Stadt ist mit größeren und kleineren Gärten durchzogen. Außer den Orangen- und Citronenbäumen, die besonders zahlreich sind, sahen wir Pfefferbäume mit wundervoll rothen Früchten, Granaten mit ihren üppigen tiefrothen Blüthen, Feigen, Gummi, Bananen, Palmen und Aloes, Geraniumhecken, Oleander, die das ganze Jahr blühen, und als dekorativ besonders wirksam das schöne Pampasgras, das aus dem dunkelfarbigen Grün, dem vollen Gelb und prächtigen Roth der Umgebung im zartesten Crêmeweiß mit Silberglanz in üppig zusammengeflockten Büscheln von unendlicher Zartheit aufragt, — mächtigen Straußenfedern vergleichbar. An den Taxushecken und den Cypressenbäumen hat die Scheere ihre Kunst geübt. Wir sehen zahlreiche, mir durchaus häßlich und geschmacklos vorkommende Zurechtstutzungen, wie sie Lenôtre an den Bäumen des Trianonparkes vorgenommen hat, Cypressen, die wie große grüne Räucherkerzen oder wie der halslose Leib eines Cellos aussehen. Sehr stark vertreten und namentlich zu Einfriedigungen verwandt ist auch die zu den Cacteen gehörige Opuntia oder indische Feige. All' das blüht und gedeiht hier unter dem warmen Himmelsstriche in fröhlicher Ueppigkeit, denn es fehlt hier nicht an Wasser. Aus den benachbarten Los Angeles-, San Gabriel- und Santa Anna-Flüssen wird das Wasser durch künstliche Leitungen nach der von Gräben ganz durchzogenen Stadt und nach der Umgebung geführt, wo die berühmten Weingärten angelegt sind.

Einen dieser Weingärten, und zwar einen der bedeutendsten, der von einem unserer Landsleute angelegt ist, besuchten wir.

Charles Köhler — so heißt der Begründer und Besitzer dieser sehr bedeutenden Weinpflanzung — ist vor langen Jahren als Geiger nach Californien gekommen und hat später, da bekanntlich die Götter nimmer allein erscheinen, die Gesellschaft des Apoll aufgegeben, um die des Bacchus aufzusuchen. Er hat alle Ursache gehabt, mit dem Tausche zufrieden zu sein. Wer eine solche californische Viña nicht gesehen hat, der wird eine jede Beschreibung der Größe, der Schwere und der Fülle dieser Trauben, von denen man nicht fassen kann, daß die schwanken Reben diese strotzende Last tragen, für übertrieben halten. Man denkt unwillkürlich an das gelobte Land Kanaan, in das Moses seine Kundschafter sandte: „Und sie schnitten eine Reben ab mit einer Weintraube und ließen sie zween auf einem Stecken tragen, dazu auch Granatäpfel und Feigen." — Hier giebt es keine Mißernte, kein gutes, kein schlechtes Weinjahr, keinen Ausbruch und keine Schattenseite, die Ernte ist alljährlich quantitativ die gleiche, und die Qualität des Weines immer dieselbe. Die sorgfältige Arbeit unsrer Winzer ist unbekannt; wenn der Wein reif ist, wird er gepflückt und ohne Wahl sogleich massenhaft auf mechanischem Wege verarbeitet. Die Mechanik macht Alles. Man zeigt uns ein Seitenstück zu der bekannten Maschine, die auf der einen Seite das lebendige Kaninchen aufnimmt und auf der andern den fertigen Filzhut ausspeit. Hier werden in der That die Trauben, wie sie vom Stocke gepflückt sind, in Kästen geschüttet, die durch einen Paternosteraufzug gehoben werden, da fallen sie oben in einen Trichter; auf der einen Seite werden die Stengel ausgeworfen, die Schalen ausgelöst, das saftige Fleisch wird gepreßt, und auf der anderen Seite fließt der Most ab.

Diese Art von fabrik- und maschinenmäßiger Herstellung des Weines ist natürlich nur anwendbar unter den Ausnahme-

bedingungen, die hier obwalten: wenn alle Trauben gleichermaßen reif, von gleicher Beschaffenheit und von gleichem Geschmack sind. Aber trotz der unglaublichen Ergiebigkeit und Zuverlässigkeit des Bodens, trotz der so fabelhaft erscheinenden Erleichterung in der Herstellung des Weines sind die Preise, wenn auch nicht nach amerikanischen, so doch nach unseren Begriffen noch ziemlich hoch.

Die Trauben sind sehr voll und wohlschmeckend. Ich habe in den folgenden Tagen der Entbehrung fast nichts anderes genossen als californische Trauben und mich dabei sehr wohl gefühlt. Der Rothwein hat einen recht angenehmen, aber nicht gerade feinen Geschmack; es fehlt der eigenthümliche poetische Duft unserer guten europäischen Weine, und der Californier ist vor Allem zu stark. Am meisten munden uns die californischen Weine, die aus der Ueberpflanzung der südlichen Trauben von Oporto, Xeres und Malaga gewonnen werden. Uebrigens versichern die amerikanischen Weinkundigen, daß sich der Wein von Jahr zu Jahr veredle, und sie geben sogar die Hoffnung nicht auf, daß sie es mit der Zeit durch besonders liebevolle Kultur dahin bringen werden, auch auf den europäischen Märkten den Californier den Wettkampf mit dem Bordeaux, dem Burgunder und Rheinwein aufnehmen zu lassen. Einstweilen brauchen aber unsere Winzer sich noch nicht zu beunruhigen; es werden darüber wohl noch einige Jahre vergehen.

Als wir im heißen Sonnenbrande durch die Gartenstadt schlenderten und vor einem Gärtchen stehen blieben, dessen Boden mit abgefallenen Orangen ganz bedeckt war, trat eine ältere Dame, die uns deutsch hatte sprechen hören, aus dem Hause und lud uns in deutscher Sprache ein, näher zu treten. Die Läden waren geschlossen, und in dem dunklen Zimmer

herrschte eine angenehme Frische, für die wir um so empfänglicher waren, als wir aus der hellen Sonnengluth kamen. Das Zimmer war sehr hübsch und ganz auf deutsche Art eingerichtet — nicht so, wie das neue stilvolle Zimmer der deutschen Großstadt, aber so wie die „gute Stube", die wir in unserer Kindheit in den Wohnungen unserer Eltern und Verwandten gesehen haben: ein tafelförmiges Klavier, in der Ecke der Glasschrank, die sogenannte „Servante" mit den schönen Tassen, die bei besonders feierlichen Gelegenheiten benutzt werden, mit Karlsbader Gläsern und harmlosen Nippessachen. Diese heimathlich-kleinbürgerliche und altmodische Einrichtung muthete uns Alle in ganz besonderer Weise an. Ueber dem Sopha mit Roßhaarbezug hingen verschiedene Bildnisse, und die Wahl flößte uns vor dem Geschmack unserer Wirthin ernsthaften Respekt ein. Es waren die Bilder des Kaisers, des Kronprinzen, Bismarcks, Moltkes, Beethovens, Schillers, Goethes, Shakespeares und Longfellows. Auf dem Tisch lagen deutsche Zeitungen und Zeitschriften. Die Anführung von solchen Geringfügigkeiten mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen; wenn man indessen erwägt, eine wie ganz sonderbare Wirkung es hervorbringen muß, hier, inmitten eines blühenden Orangenhaines, im Süden von Californien, einem Interieur zu begegnen, wie man es sich eigentlich nur noch in Neustadt an der Dosse vorstellen kann, so wird man sich darüber weniger wundern.

In Los Angeles sahen wir die erste amerikanische Stadt, in der sich der spanische Charakter noch in einer Weise Geltung verschafft, die nicht übersehen werden kann. Hier sahen wir zum erstenmal in beträchtlicher Anzahl die eigenthümlichen, nach spanischer Art erbauten Häuser, die sogenannten „Adobes", große Lehmhütten, die unter völligem Verzicht auf Alles, was

das Auge irgendwie erfreuen kann, lediglich bedeckte Wohnstätten zur Beherbung lebender Menschen sind. Man kann sich keine einfachere Architektur denken. Aus feuchter Erde werden ziemlich dicke Mauern zusammengepappt, und der Sonne überläßt man es, das Bauwerk zu festigen. Wenn die Seitenmauern hoch genug sind, wird mit Stützen ein Dach, ebenfalls aus angefeuchtetem Lehm, hergestellt, man läßt in der Decke ein Loch zum Entweichen des Rauches, in der Seitenwand ein Loch zum Eintreten, bisweilen auch noch ein paar Löcher, um mehr Licht zu haben, und die Sache ist fertig. Diese Adobebauten, die wohl die häßlichsten von Menschen bewohnten Häuser sind, haben ihre großen Vorzüge. Sie sind geradezu unverwüstlich und werden je älter, desto fester. Außerdem gewähren sie guten Schutz gegen die Hitze. In dem Wohnraum der Adobes, der in den heißen Tagen viel besprengt wird, herrscht eine ganz erträgliche Temperatur; aber das Licht ist trübe und traurig, und das ganze Gemach so tief ungemüthlich und unbehaglich, wie nur möglich. Unsereiner würde ganz schwermüthig werden, wenn er genöthigt wäre, sein Dasein in einem solchen dumpfen Mauerloch zu verbringen. Trotz der vollkommenen Häßlichkeit der Adobebauten machen sie doch bisweilen einen recht malerischen Eindruck, namentlich von Weitem gesehen. Diese gelben Erdwürfel mit den schreiend rothen Gehängen der Pfefferstaude unter tiefblauem Himmel, aus deren dunkeln Löchern sonnverbrannte Menschenkinder mit tiefschwarzen Augen, das schwarze Tuch über dem Kopf, hervorblicken, sind doch etwas ganz und gar Originelles. Auch auf den Straßen begegnet man vielen Gestalten, die durch ihre etwas affektirte Grandezza auffallen, und bei denen die kastilianische Abkunft unverkennbar ist. Man hört auch viel spanisch sprechen, man sieht viele spanische

Schilder an den Kaufläden; Straßen und Plätze haben zum großen Theil spanische Namen. Das auf der Höhe schön gelegene Vergnügungslokal, von dem man einen lohnenden Rundblick auf die Stadt und ihre nächste Umgebung hat, heißt „Buena Vista“.

Aber trotz alledem ist auch hier wie überall das spanische Element im langsamen Absterben begriffen. Der bequeme und lässige Kreole kann es eben mit dem rührigen amerikanischen und deutschen Kaufmann nicht aufnehmen. In Los Angeles leben sehr viele Deutsche. Schlagintweit, der die Gesammteinwohnerzahl auf 17,000 angiebt*), beziffert die Zahl der in Los Angeles lebenden Deutschen auf 4000. Das ist wohl etwas hochgegriffen; aber jedenfalls sieht man viele deutsche Geschäftsschilder und deutsche Namen.

Natürlich fehlt es auch nicht an deutschen Bierstuben, und einer derselben, die den friedlichen Namen „Zur Eintracht“ führt, galt unser erster Besuch. Wir hatten in dem nach dem Hofe zu gelegenen verdunkelten Raume um einen runden Tisch Platz genommen und ärgerten uns über die Tausende von Fliegen, die uns mit ihren widerwärtigen Zudringlichkeiten belästigten. Wir hatten Bier bestellt und berathschlagten, was wir frühstücken wollten. Der Gentleman-Kellner, der uns das Bier vorgesetzt hatte, schien an unserer Berathung aufrichtig theilzunehmen. Er rückte sich einen Stuhl heran, setzte sich zu uns und sagte mit dem ausgesprochensten märkischen Dialekt: „Wenn mir die Herren erlauben, Ihnen einen Rath zu geben, möchte ich Ihnen saure Häringe empfehlen, ausgezeichnete!

*) „Die Santa Fe- und Südpacificbahn in Nordamerika.“ Von Robert von Schlagintweit. Köln, E. H. Mayer 1884. Ich werde auf diese interessanten Schilderungen hinzuweisen noch mehrfach Anlaß haben.



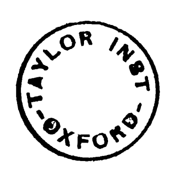
Ich habe sie selbst eben probirt, sie sind erst gestern Abend frisch angekommen.“ Wir betrachteten den Herrn etwas genauer. Das Gesicht kam mir bekannt vor. Er trug das hellblonde Haar fast in der Mitte gescheitelt und den Scheitel verlängert bis zum Genickansatz. Der starke Schnurrbart war noch viel heller als das Haupthaar, er war grau-flachsgelb. Er hatte ein vornehm geschnittenes Gesicht, freundliche und kluge Augen und eine musterhaft straffe Haltung.

Als unsre Blicke sich begegneten, lächelte er. „Sie erkennen mich wohl nicht wieder? Wir sind doch oft genug bei Dressel zusammengetroffen“, und er nannte mir seinen Namen, einen sehr bekannten, sehr guten Namen. Ich erinnerte mich jetzt in der That dunkel, daß ich vor etwa zehn Jahren mit dem Herrn, der uns hier in Los Angeles saure Häringe empfahl, unter ganz anderen Bedingungen zusammengetroffen war. Ich erinnerte mich nun auch, daß er damals wegen einer Angelegenheit, die seine Ehrenhaftigkeit in keiner Weise berührte, die neue Welt aufzusuchen beschlossen hatte. Er gehörte übrigens zu den wenigen eingewanderten Deutschen, die sich in die amerikanischen Verhältnisse durchaus nicht hineinfinden mochten und konnten. Er schimpfte über Alles, nannte die Pioniere der Kultur „furchtbare Knoten“ und verstieg sich sogar zu der vermessenen Behauptung, daß die einzigen anständigen Leute in Amerika die Indianer seien. Uebrigens war unser alter Freund nicht blos Kellner, sondern auch Mitbesitzer der Bierwirthschaft „Zur Eintracht“, und wir nahmen keinen Anstand, ihn zu bitten, an dem Festessen, das uns zu Ehren von den deutschen Honoratioren von Los Angeles gegeben wurde, theilzunehmen. Unser Freund trug die leeren Seidel und die Teller mit den Häringschwänzen in die Küche, band seine weiße Schürze ab, zog sich einen Rock an — er hatte uns natürlich

in Hemdärmeln bedient — und nahm darauf als Ehrengast an dem Bankett theil.

Bei diesem Festessen hielt übrigens Lasker die beste Rede, die er während unserer langen Fahrt auf amerikanischem Boden gehalten hat, ja, wenn ich ehrlich sein soll, die einzig gute. Durch die nicht sehr taktvolle Bemerkung eines jener Pioniere der Kultur, auf den allerdings die Bezeichnung unseres Freundes einigermaßen paßte, gereizt, schien Lasker auf einmal seine Frische und eindringliche Schärfe wiederzufinden. Er sprach ganz vorzüglich und mit der Sicherheit seiner besten Tage. Ich bedauerte lebhaft, daß kein Stenograph zur Stelle war.

Wir blieben anderthalb Tage in Los Angeles. Meine Reisegefährten besuchten die schöne Umgebung, die ungeheuren Orangenhaine, namentlich auch San Gabriel mit seinen hübschen Villen — Los Angeles ist wegen seines gleichmäßig milden Winters ein berühmter klimatischer Kurort, namentlich für Brustkranke —; ich aber blieb in dem großen Zimmer des Hotels zurück, schützte mich durch die Vorsetzer aus feinem Drahtgeflecht gegen die entsetzlichen Moskitos und unverschämten Fliegen und erfüllte meine Pflichten als Berichterstatter für die „National-Zeitung". Es wurde mir nicht ganz leicht, denn mir gegenüber wohnte eine wunderschöne Kreolin, die den ganzen Nachmittag nichts weiter zu thun hatte, als aus dem Fenster zu sehen, sich zu fächeln, einen grauen Affen zu krauen, Cigaretten zu rauchen und aus der Tiefe des Zimmers, wo sie sich unbeobachtet glaubte, mit dem Opernglase zu dem eigenthümlichen Menschen, der ein Blatt um das andere mit seinen Schreibereien füllte, hinüberzublicken.



XVIII.

An den „Needles". Mayo. Die Wüste von Arizona.

Mit Los Angeles hatten wir den südlichsten Punkt unserer Fahrt erreicht, und wir waren nun vom nördlichsten, von Victoria auf Vancouver-Island so weit entfernt, wie der Kaukasus von Petersburg. In den Abendstunden verließen wir die Orangenstadt, fuhren eine kleine Strecke nördlich auf demselben Geleise, auf dem wir gekommen waren, bis zur Kopfstation Mohave und von da in scharfer westlicher Richtung mit der Southern Pacific bis zu den Ufern des Colorado, der die Grenze von Arizona bildet.

Es war am 30. September, an einem Sonntagmorgen. Ich war sehr früh aufgestanden, denn ich hatte in dem dumpfigen Schlafsaal unseres Wagens wie gewöhnlich eine recht schlechte Nacht verbracht und befand mich dessenungeachtet wie gewöhnlich in dem beneidenswerthen Zustande völliger körperlicher Frische. Ich trat auf die Platform. Der Morgen war heiß und windstill. Purpurroth ging die Sonne auf und beleuchtete die öde, trostlos grandiose Landschaft, die wir durchfuhren. Es war die Mohavewüste, die zwischen den südlichen Ausläufern der Sierra Nevada und der Bernardinokette liegt. Man hatte uns große Angst gemacht, daß wir vom Staube viel zu leiden haben würden — es war zum Glück ganz und gar nicht der Fall. Kein Lüftchen regte sich, und unser Blick beherrschte einen ungeheuren Gesichtskreis in strahlender Klarheit. Die Wölbung des blauen Himmels erschien mir fast unverhältnißmäßig groß, und selbst der mit Recht vielgerühmte wundervolle süditalienische Himmel kam mir, wenn ich ihn mir jetzt vergegenwärtigte, im Vergleich mit dem

unermeßlich hohen Gewölbe über mir tief und gedrückt vor. Grau und steinig war der Boden, dem dürres, staubiges Gebüsch mit gelblichen Halmen in kleinen, fast in gleichmäßiger Entfernung von einanderliegenden Büscheln entwuchs. Der Hintergrund wurde abgeschlossen durch die sich in ununterbrochenen Hebungen und Senkungen hinziehenden Bergketten, die versandeten Wellen vergleichbar waren. Der großartigste Beobachter der Natur unter den Dichtern spricht oft von der „Wüste des Meeres"; und die Aehnlichkeit zwischen Wüste und Meer ist in der That eine vollkommene: dieselbe großartige Traurigkeit, dieselbe erschütternde Einförmigkeit.

In den Vormittagsstunden hielten wir an der Endstation der Southern Pacific am westlichen Ufer des Colorado, unfern der eigenthümlichen nadelförmigen Felsenspitzen, die der Station ihren Namen „The Needles" gegeben haben. Von da sollte uns eine eigene Lokomotive, die uns die Atlantic Pacificbahn zur Verfügung gestellt hatte, weiter östlich bringen. Ich bemerke, daß die Atlantic Pacificbahn zu jener Zeit auch nach amerikanischen Auffassungen noch nicht ganz fertig war. Von unserer Bahnfahrt will ich nicht weiter sprechen; ein wahrhafter Bericht würde doch wie eine Münchhauseniade klingen. Unser Wagen wurde später allen Fahrbestimmungen zuwider ohne Schutzwagen unmittelbar an die Lokomotive angehängt. Wie wir da gebeutelt und geschleudert, wie wir über unfertige Strecken und schwankende, ächzende Nothbrücken befördert wurden, das Alles mag hier unerwähnt bleiben. Wir sind ja Alle heiler Haut davongekommen, und das ist die Hauptsache.

Einstweilen war aber die angekündigte Lokomotive noch nicht da, und wir mußten an den Needles bleiben. Einige unserer Gefährten waren über diesen unerwünschten Aufenthalt sehr verstimmt, und deswegen mögen sie den unvergleichlichen

Zauber der Stunden an den Needles nicht ganz haben empfinden können. Wer aber, wie wir, gute Miene zum bösen Spiel machte, wurde für die unbeabsichtigte Verzögerung mehr als reichlich entschädigt! Ich spreche es ganz offen aus: von all' den mannigfachen schönen und tiefen Eindrücken, die ich aus Amerika heimgebracht habe, ist keiner tiefer gewesen, ist keiner nachhaltiger geblieben als der an die heißen Stunden in The Needles.

Niemals werde ich vergessen, wie die Gruppe von Indianern, die, durch das Geräusch der Lokomotive aufmerksam gemacht, von verschiedenen Richtungen her auf den Bretterbau des Stationsgebäudes schnellfüßig herbeigeeilt waren, in wunderbar malerischen Stellungen neugierig die Bleichgesichter, die den Wagen verließen, musterten. Es waren die Mohave-Indianer, — bei Weitem die schönsten, die ich während meines Aufenthaltes in Amerika gesehen habe: herrliche unverdorbene Wilde von schlankem Gliederbau und einer natürlichen Grazie in den Bewegungen, wie ich sie niemals gesehen habe. Hier hatte ich zum erstenmal die Empfindung: Du bist in den Tropen, in einer fremden Welt. Es ist ein Jammer, daß der Güterschuppen, die Schienen und Telegraphendrähte dieses sonst so einheitliche Bild des freisten Urzustandes stören. Dieser gelbe, sandige Boden mit den kleinen stachligen Cactuspflanzen, diese in der Sonne rothschimmernden Sandhügel, diese zerhackten Felsensägen in wunderbar sanftröthlichem Licht, und darüber der blaue fluthende Aether, der uns eine Vorstellung der Unendlichkeit giebt, — und vor Allem diese Menschen, diese wunderbaren Menschen! Kindisch, thierisch, scheu, mit den schwarzen Zottelköpfen und den schmiegsamen Gliedern — es ist ein einziges Schauspiel!

Pudelnackt laufen die kleinen Kinder den Müttern und Eltern und Geschwistern nach, und Jungfrauen und Mütter

und junge Männer und Greise — sie sind zwar ein wenig bekleideter, aber auch nicht viel. Zwei Taschentücher genügen den jungen Stutzern vom Mahovestamme, um sich in Toilette zu werfen; das eine schlingen sie fest um die Hüfte als Schurz, das andere flechten sie künstlich in das schwarze Haar. Sie erinnern einigermaßen an die neapolitanischen Fischer. „Wüsten-Lazzaroni“ hat sie Udo Brachvogel sehr treffend genannt. Die Mädchen tragen um die Hüfte einen künstlicheren Schurz aus geflochtenen Lederriemen mit Tuchverbrämungen an der Spitze oder aus buntem Zwickauer Kattun ein wallendes Halbhemd, das um die Hüfte geschlungen bis zu den Knöcheln hinabreicht. Einige fügen noch den Luxus eines großen Stückes bunten Kattuns hinzu, das sie anmuthig als Mantel über die Schultern legen und am Halse befestigen. Der Oberkörper ist bei Allen nackt. Im Gegensatz zu den Indianern des Nordens und auch zu jenen Indianerstämmen, die sich unserer Kultur nähern und diese gefährliche Annäherung gewöhnlich mit langsamem Tode büßen müssen, gehen die meisten Mohaves barfuß; nur bei einigen älteren Frauen bemerkte ich geflochtene Sohlen, die sandalenartig am Knöchel befestigt sind. Ganz wundervoll ist die Hautfarbe: das richtige Bronzeroth mit matten Goldreflexen. Man glaubt eine Ausstellung von Barbedienne wie durch Zauber belebt vor sich zu sehen. Tätowirt sind nur wenige, und die häßliche Beschmierung des Gesichts, des Rumpfes und der Glieder mit Erdfarben ist viel weniger üblich als bei den Sioux- und den Krähenindianern. Einige haben es sich indessen doch nicht versagen können, Schenkel, Waden und Füße mit einer hellgrauen häßlichen Farbe zu bestreichen. Die jungen Mädchen haben sich auch das Gesicht mit buntfarbigen Strichen durchzogen.

Die Mohaves machen auf mich einen viel reinlicheren Eindruck als die anderen Indianer; die unmittelbare Nähe des Colorado macht dies erklärlich. Die Frauen tragen ihre Kinder, die in einem Tuch herumkrabbeln, auf dem Rücken, die Jüngsten aber, die Neugeborenen, in einem merkwürdigen Gestell, das aus Bast geflochten, mit gedörrtem Gras gefüttert ist und an dem einen Ende ein geflochtenes Schutzdach hat; es ist also ein massives Steckkissen, in dem sich das putzigste, niedlichste, dämlichste, kleine schwarze Ungeheuer streckt, das man sich nur denken kann.

Alles das hockt sich nun nieder und stiert uns verwundert an. Und es kommt noch Eine herbei, die auf dem Kopfe eine große Wassermelone in der Schwebe hält, und sich neben den Ihrigen niederläßt. Und ein kleiner Junge von fünf bis sechs Jahren, der die erste Anweisung im Betteln eben empfangen hat, bringt die kleine Silbermünze der grinsenden Mutter, duckt sich neben ihr nieder, legt den Kopf an ihre Brust und stärkt sich — ein fünfjähriger Säugling. Es hat etwas zugleich Rührendes und Thierisches.

Als der Schönheit Perle aber ragt unter Allen hervor ein wirklich wundervolles Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren mit zarten Gliedern, kleinen Händen und Füßen und dem schönsten Indianerkopf, den mein Auge erblickt hat. Sie trägt dieselbe Frisur, die unsere Modedamen den Wilden glücklich abgesehen haben: die rabenschwarzen, starken, unglaublich dichten Haare sind über die Stirn gekämmt und hart am Rande der Brauen glatt abgeschnitten, während das Seitenhaar in dichten, schlichten schwarzen Büscheln mähnenartig auf die runden Schultern herabfällt. Das wundervolle Auge hat einen unendlich schwermüthigen Ausdruck; das thierisch Treue und Ergebene des Hundes. Und diese Wimpern! Lang und

stark und geschwungen und tiefschwarz; ich habe dergleichen nie mehr gesehen. Die Zähne sind von geradezu unbeschreiblicher Schönheit. Sie ist gar nicht bemalt; nur eine ganz feine hellblaue Tätowirung, ein zarter Strich läuft über Stirn, Nase, Lippen und Kinn und verliert sich am Kehlkopfe. Arme, Brust und Füße sind nackt. Der Schurz um die Hüften ist mit besonderer Feinheit aus farbigen Lederstreifen und Stachelschwein geflochten. Um den Hals trägt sie eine Kette von mehreren Reihen Glasperlen, um das Handgelenk verschiedene Armbänder aus roher Messingarbeit. Ein Stück von vier rothen Taschentüchern, die, da sie noch zusammenhängen, in der Mitte ein weißes Kreuz freilassen, hat sie zu einem Mantel gerafft, und sie drapirt den Stoff mit einer angebornen Kunst, um die sie eine Tragödin, die jahrelang die Antike studirt hat, beneiden könnte. Sie sitzt etwas abseits von den Andern, und ich irre mich wohl nicht, wenn ich die Wahrnehmung mache, daß sie als etwas Besonderes von den Ihrigen angesehen wird. Sie sitzt da in einer ganz merkwürdigen Stellung. Die Kniee hat sie fest an die Brust gezogen, mit der rechten Hand umklammert sie den Knöchel des linken Fußes und mit der über den rechten Unterarm gelegten Linken hat sie ihren rechten Fuß erfaßt. Eine Weile hat sie uns neugierig betrachtet; aber wir machen augenscheinlich geringen Eindruck auf sie. Verächtlich wendet sie den Kopf ab, richtet ihn auf und starrt in die Sonne.

Ich bleibe, ich weiß nicht wie lange bei Seite stehen und sehe mir das Mädchen an, das, ohne die Augen zu schließen, in den feurigen Ball starrt. Aber sie ist geduldiger als ich. Unser Neger Arthur, der uns während der ganzen Fahrt trefflich bedient hat — der einzige wirklich gute schwarze Diener, den ich kennen gelernt habe —, hat uns zur Erfrischung Wassermelonen gebracht. Ich nähere mich dem Mädchen und biete

ihr eine Scheibe an. Da schnellt sie auf, macht ein paar Sätze, wie ein aufgescheuchtes Reh, so daß der rothe Kattunmantel, den der Wind bläht, und durch den nun die Sonne scheint, wie ein Feuerschein hinter ihr herweht, und zieht sich dann mit wahrhaft königlichem Anstande zurück. Ich habe nie in meinem Leben eine solche Anmuth in den Bewegungen, eine so vollendete Harmonie, eine so ungetrübte natürliche Schönheit gesehen wie im Gange dieses Mädchens. Bis vor wenigen Tagen hatten hier die Eisenbahnarbeiter gehaust. Da lagen die Scherben von Hunderten und Tausenden von Flaschen am Boden, da waren ganze Berge von geleerten Conservenbüchsen aufgestapelt, und das Mädchen ging über Sand, spitze Steine, stachliche Cactus, Scherben und Blechbüchsen mit scharfen Rändern barfuß hinweg wie eine Antilope. Es war eine Freude, es anzusehen.

In dieser Indianergesellschaft befand sich ein halbblütiger Junge, ein verschmitzter niederträchtiger Bengel, übrigens bildhübsch, der uns als Dolmetsch diente. Er verstand und sprach etwas Englisch.

„Wie heißt das Mädchen?" fragte ich den Jungen.

„Mayo", antwortete er mir, und er fügte hinzu, daß Mayo soviel bedeute wie Antilope.

Mayo, die wie in einer Versenkung verschwunden war, tauchte plötzlich wieder auf, etwa nach einer Viertelstunde, und zeigte sich dann viel geselliger. Sie war diesmal von einer Freundin begleitet, die auch sehr hübsch war, wenn auch weniger schlank und schön gebaut. Die Freundin hatte ihr ganzes Gesicht mit einem zierlichen Gitterwerk von zarten hellblauen und rothen Strichen überzogen.

Da die Lokomotive noch immer auf sich warten ließ, ließen wir von den Indianern ein Ballspiel veranstalten. Es

wurden im „Store“ einige Säcke Mehl gekauft, die als Preis den Geschicktesten zufallen sollten. Das Ballspiel war nicht sehr geistreich. Die nackten Kerle hieben mit langen Knüppeln auf einen kleinen Ball, liefen wie die Wahnsinnigen hinterher, machten Sprünge wie das gehetzte Wild und trieben es so lange, bis sie athemlos sich in den Sand legten und gerade wie Mayo die Sonne anstarrten.

Und was für eine Sonne! Wir hatten den heißesten Tag unserer Reise. Der Stationsvorsteher berichtete uns: 107 Grad Fahrenheit, also nahezu 42 Grad Celsius, 34 Grad Réaumur. Aber die Luft war so rein, daß wir von der Hitze doch nur wenig belästigt wurden. Wir waren übrigens ebenfalls recht leicht gekleidet, trugen weder Röcke noch Westen, sondern begnügten uns mit dem Wollenhemd, den dünnsten Beinkleidern und dem breitkrämpigen Hut. Im Stationsgebäude gab es übrigens sogar Eis, und man verabfolgte uns die herrlichsten kühlenden Getränke. Wir ließen auch die Indianer davon kosten, die vor Erstaunen gar nicht wußten, was sie sagen sollten. Sie begnügten sich, gerade wie die Kulturmenschen in diesem Falle, möglichst einfältig zu lachen. Mayo, der wir Limonade zu trinken gaben, kostete vorsichtig, schüttelte den Kopf und spie das Getränk mit dem Ausdruck des Ekels wieder aus. Sie machte dazu ein Gesicht, als ob sie sich verbrannt hätte.

Aber wir bereiteten ihr auch eine wahrhafte Freude. Die Frau des Stationsvorstehers hatte ein Baby, und das Kind hatte eine Puppe, eine hübsche Puppe, die quietschen und die Augen schließen und öffnen konnte. Wir zeigten Mayo die Puppe. Sie sprang vor Freude hoch wie ein kleines Kind und klatschte mit den Händen, — was mir wiederum bewies, daß das Beifallsklatschen ein ganz natürlicher Ausdruck inneren

Wohlgefallens ist. Als ich den Puppenkörper drückte und der Quietschlaut vernehmbar wurde, machte sie einen furchtbaren Satz, kroch in die Ecke und zitterte. An unserm Gelächter merkte sie aber, daß es doch nichts sehr Schlimmes sei, und sie kroch wieder ganz behutsam an uns heran. Ich gab ihr die Puppe, sie wurde beherzter, versuchte nun selber zu quietschen, und es gelang ihr auch. Sie hatte die hellste Freude daran. Auf einmal machte sie eine etwas brüske Bewegung mit der Puppe, und diese schloß die Augen. Da entsetzte sie sich noch viel mehr als zuvor. „Aija! aija!“ rief sie einmal um das andere. Wir wollten ihr den Mechanismus klarmachen und ihr die Puppe in der Nähe zeigen, aber es war verlorene Liebesmühe. Sie drückte die Hände vor die Augen und stürzte in's Freie.

Als wir hinaustraten, sahen wir ganz in der Ferne am Horizont einen rothen Mantel fliegen mit einem weißen Kreuz in der Mitte.

Noch eine eigenthümliche Bekanntschaft machten wir an den Needles. Der Flecken zählte zur Zeit nur zwei oder drei Bretterbuden; in der einen war der übliche „store“, in dem alle möglichen Waaren feilgeboten werden; hier waren es, unter Berücksichtigung des besondern Geschmackes der wilden Landbevölkerung, natürlich vorzugsweise recht bunte Kattunstoffe und wohlfeiler Plunderschmuck, den die Indianer mit dem Gelde, das sie von den Fremden erbetteln, an sich bringen. Sie sind unglaublich putzsüchtig und eitel, diese braunen Wilden; sie behängen sich mit Allem, was sie erlangen können — ich sah ein junges Mädchen, das an ihrem Halsschmuck, verschiedenen Reihen von Glasperlen, einen kleinen Cigarrenabschneider als Medaillon oder Berloque befestigt hatte. In einer andern schmutzigen Bretterbude hauste ein Deutscher. Er ver-

kaufte Wassermelonen, Bier, Biscuits und dergleichen. Ursprünglich war er Schneider gewesen; jetzt war er außer vielem andern der Barbier der Umgegend. Der Mann lebte seit dreißig Jahren in der Wildniß und hatte fast nur mit den Indianern verkehrt. Ich habe nie eine seltsamere Sprachenmengung gehört als bei diesem wunderlichen Angewildeten. Er hatte das Deutsche beinahe vollkommen vergessen, er hatte die englische Sprache nicht genügend erlernt und sich vom Spanischen gerade genug angeeignet, um damit seinen deutsch-englischen Mischmasch noch unverständlicher zu machen. Ich hatte die größte Mühe, ungefähr zu errathen, was er sagen wollte; es machte aber auf mich den Eindruck, als ob ihn die Indianer, mit denen er eben so geläufig wie mit uns sprach, besser verständen. Er war überhaupt vollkommen verwildert. Seine kleine Tochter, im wahrsten Sinne des Wortes einer wilden Ehe, nämlich einer Verbindung mit einer Indianerin entsprossen, trug ein schmutziges Kulturkleid. Das Kind trieb sich nur mit den Indianern herum und verstand nur deren Sprache.

In den Nachmittagsstunden kam endlich die längst erwartete Lokomotive herangedampft, und wir fuhren nun sofort in östlicher Richtung weiter. Von der bretternen Nothbrücke über den Colorado, deren schwankende Gestalt auch die Unerschrockensten unter uns mit einem recht unbehaglichen Gefühl erfüllte, will ich nicht weiter sprechen. Wir hatten uns Alle auf die Plattform des Wagens gestellt, um für den gar nicht so unwahrscheinlichen Fall einer erheblichen Störung durch einen Sprung vom Wagen unser Heil zu suchen. Aber es ging alles gut von statten. Auf dem Sandhügel neben dem Ufer des gelben Flusses saß Mayo und erhob, als der Zug an ihr vorüberpaffte, zum Gruß ihre braunen Arme.

Und nun hatten wir also den lehmigen Colorado glücklich hinter uns! Wir waren in Arizona.

Arida zona! Der dürre, trockene Erdstrich heißt das Territorium, und es verdient diesen Namen. Glühende Sonne, ein unermeßlich hoher, im reinsten Blau strahlender Himmel, ausgedörrter, feinkörniger Sand, kahle, trockene Höhen, starre nackte Felsen, das ist das Land. Aber wie gewaltig, wie grandios wirkt diese ungeheure Natur! Ist ihr auch Alles Liebliche und Freundliche fern, so erschüttert sie uns doch durch ihre gewaltige Ruhe, ihre imposante Macht, durch ihre majestätische Unbeweglichkeit und Größe. Ja, das Land hat etwas Göttlich-Großartiges. So, meint man, müsse die Stätte sein, wie sie Homer als Göttersitz erträumt hat:

> Nie von Orkanen erschüttert, vom Regen nimmer befluthet,
> Nimmer bestobert vom Schnee; die wolkenloseste Heitre
> Wallet ruhig umher und leuchtet in schimmerndem Glanze.

Nur könnten es nicht die schönen Götter Griechenlands sein, die auf diesem goldigen und trostlosen Boden ihre Wohnstätten aufschlagen würden. Nicht für das herzerhebende Schöne, nur für das ergreifende Großartige ist hier der Raum. Hier weht etwas von dem „Großen Geist", dem Manitou, zu dem die dahinsiechenden Indianer mit kindischem Vertrauen aufblicken, und dessen Herrschaft man erst begreift, wenn man dies Land gesehen hat.

Während das glühende Sonnenlicht den Vordergrund in blendend goldige Helle taucht, erglänzen die Berge im Hintergrunde in tiefblauer, sanfter Färbung mit dunkelrothen Lichtern. Und in dieser farbigen Dürre, in diesem sandigen Glanze, dem armseliges Grün entsprießt, in dieser steinigen Traurigkeit, aus der ab und zu ungeheure Staubwolken aufsteigen, die von Weitem gesehen wie ein Waldbrand wirken, in diesem

öden, heißen Bilde, das von den wunderlich zerhackten Felsen und Spitzen der Needleskette umrahmt wird, sehen wir hier und da in kleineren und größeren Gruppen die unverfälschtesten Indianer auftauchen, in ihren malerischen Umhüllungen, in ihrer unbeschreiblichen natürlichen Anmuth der Bewegungen, mit ihren schwarzen Zottelmähnen, ihren schwarzen, schmerzlich schönen Augen, die von den langen leuchtenden Wimpern geschützt werden.

Je weiter wir vordringen, desto trauriger, desto heißer und grandioser soll es werden. Ein glühender Wind erhitzt uns das Gesicht. Nun erst kommen wir in die wahre Wüstenei, Sand und Kies und Himmel in schaurig starrer Unveränderlichkeit. Hier keimt, wächst und blüht nichts, nichts. Immer derselbe Himmel, dieselbe Sonne, dieselbe Dürre. Nur wenige Wochen im Juli und August fällt hier der Regen; aber die durstige Sonne saugt den angefeuchteten Boden bald wieder trocken. Diese Wüste, wie sie im Buche steht, währt indessen nur eine kurze Strecke. Wir bleiben freilich in der Wüste, aber da ist das Wort doch nur so zu verstehen, daß der Boden lediglich für Menschen Unwerthes hervorbringt; denn weiter östlich entkeimt auch dieser Trockenheit eine Vegetation, die sogar stellenweise eine so üppige ist, daß lange Strecken aus der Ferne gesehen einem grünen Anger gleichen. Kommen wir näher, so sehen wir freilich, daß es großentheils nur unerfreuliche traurige Pflanzen sind, fast alle bewehrt mit stahlharten Stacheln. Die meisten sind ganz geruchlos, und die, denen ein Geruch entströmt, duften abscheulich; es ist ein penetranter, süßer, ranziger, terpentinartiger Geruch, der uns ganz übel macht. Da sehen wir hohe Stangen von mürbem grauem Holz mit kleinen mattgrünen Blättchen, hinter denen sich boshaft sehr spitzige Dornen verstecken, da merkwürdige

Cactus in phantastischen Formationen, deren junge Triebe in etwas intensiverer gelber Farbe sich von der sonst so farbenarmen Umgebung abheben, da dürre binsenartige Büschel mit stechenden Spitzen — eine Blumenlese von Häßlichkeiten. Dazwischen gewahren wir allerdings auch einige wenige, etwas erfreulichere blumenartige Pflänzchen.

Die Bildungen der Berge erinnern lebhaft an die der „Bad Lands"; es sind durchfurchte, schichtweise aufeinandergelagerte Lehmpyramiden. Im Sonnenuntergang erglüht Alles ringsum. Wundervoll sehen die Berge aus, rosig, mit Gold und Blau besprenkelt. Und wiederum überrascht mich die Plötzlichkeit, mit der die Sonne zur Rüste geht. Kaum ist der letzte tiefrothe Streifen verschwunden, so erstirbt auch auf einmal die ganze blendende Farbenpracht, und ein noch schönerer, duftig zart blaugrauer Schleier legt sich über die Berge, die an dem jetzt hellgrünen Himmel fast ganz schwarz erscheinen. Oben ziehen noch einige lange dünne Wolken, die wie in schierem Golde glänzen. Der Westen zeigt einen heißen, staubig grauen mit mattem Roth durchmischten Ton, wie er bei uns als ein unzweifelhafter Vorbote eines heraufziehenden Gewitters gelten würde. Langsam ziehen die dunkeln Berge an uns vorüber, bald in Zacken und Spitzen, in der Form der Säge — der „Sierra" — bald fast geradlinig abgeplattet. Man kann sich nicht sattsehen an dieser wildherrlichen Pracht. Immer mehr dunkeln die Vorberge, während die am fernsten Horizont liegenden nun in hellerem Grau matt schimmern; und auf dem nun ganz gelben Himmel sind die langen schmalen Wolken, die soeben noch goldig geglänzt hatten, zu tiefem Violet gedunkelt. Aus dem Süden flammt ein brennendes Roth auf, wie aus einem Hexenkessel, und durch den Dampf unserer Maschine bildet sich die Täuschung

heraus, als ob da wirklich etwas brodle und dampfe. Man gönnt sich dieses wunderbare Schauspiel nicht allein. Wie sehnsüchtig habe ich mir einen Maler herbeigewünscht, einen Maler wie Eduard Hildebrandt!

Es war gegen Mitternacht, als wir in Peach Spring eintrafen. Von da wollten wir am andern Morgen in aller Frühe nach dem Großen Cañon des Colorado aufbrechen.

XIX.

Das „Grand Cañon of the Colorado" in Arizona.

Der Coloradostrom, der in Utah aus zwei Hauptzweigen, dem Green River und Grand River, entsteht, und dann in südwestlicher Richtung durch Arizona fließt, hat sein Bett im nördlicheren Theile dieses Territoriums durch ein hohes Felsplateau tief eingegraben. Hart an den Ufern des Stromes starren da ungeheure Felswände auf, deren niedrige 2000 Fuß hoch sind, und deren höchste die Höhe von 5000 Fuß, nach anderen Angaben sogar von 7000 Fuß erreichen. Diese vom Strom ausgewaschenen Schluchten nennt man in Amerika „Cañons", wörtlich übersetzt „Röhren". Das größte, landschaftlich interessanteste und bisher am wenigsten bekannte dieser Cañons ist das des Colorado, das gegen fünfhundert englische Meilen lang ist. Es ist zwar schon vor fünfzehn Jahren von dem unerschrockenen Obersten Powell zuerst genauer erforscht worden; bis vor ganz kurzer Zeit war man aber für die Kenntniß dieser großartigen Landschaft ausschließlich auf die Berichte und die an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien des ersten Erforschers angewiesen. Powell hatte unter Beschwerden der schlimmsten Art und Gefahren ohne

Ende den Fluß befahren. Eine Landverbindung mit diesem noch ganz wilden und nur von Indianern bewohnten Theile von Arizona bestand noch nicht, und erst die Eröffnung der neuesten der Pacificbahnen, der „Atlantic", die einige Monate später als die Nördliche Pacificbahn dem Verkehr übergeben worden ist, und die zwischen der Central- und der Südlichen Pacificbahn in gerader Richtung von den Needles aus, Arizona und einen Theil Neu-Mexikos durchschneidend, auf Albuquerque geht, wo sie in die Atchison-Topeka-Santa Fe-Bahn ausläuft und da den Verkehr mit dem Osten, mit Kansas City, Saint Louis &c. herstellt — erst die Eröffnung dieser Bahn hat das Naturwunder der Colorado-Schluchten der Unnahbarkeit einigermaßen entrückt.

Denn zu jeder großen Pacificbahn gehört nun einmal ein Naturwunder seltenster Art. Die Central-Pacific hatte ihr Yosemitethal mit den Riesenbäumen, die Nördliche Pacific brachte sogleich den Yellowstone-Park mit den Geysern, die Atlantic durfte nicht hinter den anderen zurückbleiben; und siehe da das Schluchtengebiet des Colorado! Wenn die Amerikaner aber etwas Großartiges aufzuweisen haben, dann lassen sie es auch an der nöthigen Inscenirung nicht fehlen; sie sagen lieber viel zu viel als ein klein bischen zu wenig und sind von dem beängstigenden Gefühl, daß ihre Anpreisungen allzugroße Erwartungen und gerade deswegen eine gewisse Enttäuschung hervorrufen möchten, völlig frei. In eindringlichster Form schildern sie das, was die Bewunderung der Nichtkenner erregen soll, und die grellsten Farben sind ihnen nicht grell genug. Die ernsten naiven Gelehrten, die die Sache nur aus diesen Schilderungen kennen, sprechen es ihnen auch vertrauensvoll nach; und so darf es uns nicht befremden, wenn ein deutscher Wissenschafter, der wohl schwerlich oder

vielmehr: ganz gewiß nicht an Ort und Stelle gewesen ist, in seinem ruhigen Studirzimmer die folgenden Zeilen am Pulte niederschreibt und in einem verdienstlichen wissenschaftlichen Werke veröffentlicht:

„Nichts auf der Erde", so heißt es da wörtlich, „läßt sich mit dem Großen Colorado=Cañon vergleichen, und man muß, um Formationen zu finden, die sich dem Schluchtensystem des Colorado=Cañon an die Seite zu stellen vermögen, den Blick auf den Mond wenden und die gewaltigen Gruben betrachten, die man dort sieht und die den Namen „Rillen" führen. In einer Entfernung von mehr als zweihundert Kilometern hat der Colorado stellenweise zweitausend Meter tief sein Bett eingegraben, durch alle übereinanderliegenden Sedimentärschichten bis in den unterlagernden Granit hinein. Senkrechte Wände führen in die grausige Tiefe, in die das Sonnenlicht nur während einiger Stunden des Tages blickt."

In derselben Weise und wohl noch volltönender wurde uns das neue Wunder von allen Amerikanern gepriesen. Unsre Erwartungen hatte man auf's Aeußerste gespannt und so hoch geschraubt, daß sie nicht übertroffen werden konnten.

Die Station der Atlanticbahn, von der aus man den Ausflug nach den Coloradoschluchten unternehmen kann, führt den Namen Peach Spring. Da wir von da aus bis zum Schluchtengebiete noch immer eine Entfernung von etwa dreißig englischen Meilen oder fünfzig Kilometern zurückzulegen hatten, und da man uns darauf vorbereitet hatte, daß diese Expedition nicht ganz mühelos und bequem sein würde, so mußten wir, wenn wir uns auch nur kurze Zeit am Colorado aufhalten wollten, um Abends wieder an Ort und Stelle zu sein, den Tag zu frühster Stunde beginnen. Schon vor Sonnenaufgang waren wir also Alle zum Aufbruch fertig.

Der Morgen war sehr frisch, beinahe kalt und hatte jene seltsame, intensiv hellgrau leuchtende Färbung, die dem Frühlicht, das die Sonne noch nicht durchwärmt hat, eigenthümlich ist. Der kleine Flecken, dem ganz sicher jene große Zukunft blüht, die das auszeichnende Merkmal aller amerikanischen Städte ist, zählt zur Zeit neun Bretterbuden, darunter sechs „Saloons", also Trink-, Sing- und Spielbuden, zwei Kaufläden und ein Privathaus. Die meisten „Saloons" waren noch fest geschlossen; aber für einen derselben war der Tag auch schon angebrochen, und durch die eben geöffnete Thür konnte man einen Blick in das Innere werfen. Es sah da nicht sehr einladend aus. Hinter dem Ladentische waren Ständer mit verschiedenen Sorten von Schnaps, und im Hintergrunde stand ein Billard. Auf diesem, auf den klebrigen Tischen und dem unsaubern Boden lagen sechs oder acht Menschen, von denen die Meisten noch schliefen, Andere sich eben zum Aufstehen reckten. Die nächtlichen Gäste, die mit unsern Besuchern des Asyls für Obdachlose eine große Aehnlichkeit hatten, sahen recht wüst aus. Ihre zerlumpten Kleider waren ganz bestaubt; wahrscheinlich waren es Erdarbeiter.

Zu unserer Gesellschaft, die aus neun deutschen Gästen Henry Villards, den beiden Deutsch-Amerikanern Friedrich Heß aus San Francisco und Udo Brachvogel aus Newyork und unserm nunmehrigen Wirthe und Führer, dem General-Agenten der Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn, Herrn C. B. Schmidt, bestand, war in der Nacht noch ein Dreizehnter hinzugekommen, eigentlich der Wichtigste für die bevorstehende Expedition. Sein Name: Hollabird, sein Geschäft: Touristen-Agent der eben genannten Gesellschaft, also ein Kommissionär für Naturschönheiten. Der Mann hatte die Aufgabe, Reisenden, die Land und Leute kennen lernen wollen,

mit Rath und That zur Seite zu stehen und ihnen klar zu machen, daß es, abgesehen von allen andern Vortheilen, auf der weiten Welt nichts Schöneres gebe als das Land, das die Bahn durchschneidet. Er war ein Prachtmensch, dieser Mr. Hollabird, ein echter Typus des Westens, eine jener schneidigen, unermüdlichen und unerschrockenen Naturen, die sich unter den gewöhnlichen Bedingungen unserer Kultur gar nicht mehr so entwickeln können. Der Mann legt im Laufe eines Jahres wohl ein dutzendmal und öfter Strecken zurück, wie die von Petersburg nach Gibraltar, ausgerüstet mit einem kleinen Handköfferchen, ein paar wollenen Hemden, Papierkragen, Flinte, Revolver, Munition, einem Kamm, den er in der Westentasche, und der Zahnbürste, die er in der Patronentasche bei sich trägt. Dabei ist er immer freundlich, immer in gleichmäßiger Stimmung, nie ermüdet, und der Sinn für Entfernungen, Entbehrungen und Strapazen ist ihm völlig versagt. Er schläft auf einem Klappstuhl im rollenden Salonwagen so gut wie Unsereins im bequemsten Bett. Auf den ersten Blick fiel mir der Mann auf, und er gefiel mir während der Stunden, die wir zusammen verbrachten, immer mehr. Er war spindeldürr, mittelgroß und hatte ein ungewöhnlich intelligentes Gesicht von unbestimmbarem Alter. Ich hielt ihn für einen Fünfziger und hörte nachher, daß er das fünfunddreißigste Lebensjahr noch nicht überschritten hatte. Er war eine Art Kakerlake, völlig bartlos, mit silberweißem spärlichem schlichtem Haar, hellblauen, klugen Augen, die auf das Vergnügteste aus gerötheten, wimperlosen Lidern hervorblickten. Er hatte etwas von einer weißen Maus. Die dünnen Arme und fleischlosen Hände waren stahlhart. Mit leichtem, elastischem Schritt, die Doppelflinte auf dem Rücken, besorgte er Alles. Er war nicht umzubringen und bei der Heimkehr von einer

Fahrt, die uns Alle bis zum Umfallen ermüdet hatte, gerade so frisch und aufgeräumt wie am Morgen vor dem Aufbruch.

Zu unserer Beförderung standen in Peach Spring zwei Wagen, die mit je vier Maulthieren bespannt waren, zwei kleine, starke, des Kletterns gewohnte Pferde und zwei Maulthiere zur Verfügung. Diejenigen, die mit Maulthieren und Pferden am besten Bescheid wußten und auf dem Wege, den man uns gleich als ziemlich beschwerlich geschildert hatte, auch am leichtesten fertig zu werden hofften, wurden beritten gemacht. Es waren die beiden Deutsch-Amerikaner Udo Brachvogel und Friedrich Heß, Dr. Oswalt, Rechtsanwalt in Frankfurt a. M., und Richard Oberländer aus Leipzig, ein sehr schwerer, beleibter Herr, der aber lange Zeit in seiner abenteuerlichen Jugend als berittener Polizist in Australien gewirkt hatte. Die übrige Gesellschaft vertheilte sich in die Wagen, deren einer ziemlich neu und unbedenklich, der andere aber sehr wenig vertrauenerweckend war. In diesem fragwürdigen nahmen mit der stolzen Zuversicht, daß Alles gut verlaufen werde, unter Andern Lasker und ich Platz. Während der ersten Viertelstunde ging auch Alles ganz gut. Da war noch so etwas Aehnliches wie ein schlechter Weg vorhanden. Aber das Vergnügen währte nicht lange.

Der Boden ist hier unendlich dankbar. Trotz der fabelhaften Dürre sprießt überall die üppigste Wüstenvegetation, und wo nur ein bischen Wasser vorhanden ist, bewaldet sich sogleich der Boden, und wir sehen herrliche üppige Pappeln, hohe Cottonwoods mit mächtigem Blätterdache. In dieser bewaldeten kurzen Strecke werden die Terrainschwierigkeiten schon etwas erheblicher. Wir werden gehörig gestoßen und geworfen; aber wir ertragen die kleinen Unbequemlichkeiten mit bester Laune. Links vor uns erblicken wir ein primitives Nacht-

quartier, das sich irgend ein wilder Abenteurer hergerichtet hat: neben zwei hohen Bäumen zwei in die Erde getriebene kleine Baumstumpfe, die durch Latten mit den Bäumen befestigt sind, ein umgestürzter Baumstamm ist davorgelegt; und in dem dadurch abgezirkelten viereckigen Raume ist dürres Laubwerk zu einem Lager gesammelt.

Auf einmal kommt eine sehr starke Senkung. Der Kutscher muß sich auf den Rücken des Maulthieres stützen, um nicht vom Bock zu fallen, und wir im Wagen umklammern uns liebevoll und bekämpfen die Gefahr, herausgeschleudert zu werden, mit vereinten Kräften. Zu seiner Betrübniß bemerkt nun der Kutscher, daß die Bremse nicht arbeitet, und als die nächste Höhe genommen werden soll, löst sich der eiserne Reifen von dem ausgedörrten Holze eines der Vorderräder. Der Kutscher hält, klettert vom Bock, sucht einen großen Stein und klopft die Geschichte zurecht, so gut es eben gehen mag. Wir fahren vergnügt weiter. Aber der Kutscher hat doch nicht dauerhafte Arbeit liefern können: nach fünf Minuten verschiebt sich der Reifen abermals. Wiederum wird gehalten, wiederum wird mit einem Stein geklopft, und diesmal ist es etwas dauerhafter, es hält wohl zehn Minuten. Dann aber muß der Ausbesserungsversuch leider wieder erneuert werden, und dann immer wieder in Intervallen von fünf bis zehn Minuten. Die Sache fängt an, etwas einförmig zu werden. Nach einer halben Stunde etwa gelangen wir an einen Brunnen. Der Kutscher besprengt nun die Räder, um das Holz quellen zu machen, und nun geht es auch eine Weile wirklich gut.

Aber die Fahrt wird mit der Zeit in der That recht beschwerlich. Hätten Mr. Hollabird und der Kutscher nicht feierlich geschworen, daß sie dieselbe Strecke erst vor wenigen Tagen mit einem Fuhrwerk zurückgelegt hätten, ich würde es nie

geglaubt haben, daß sich auf diesem Boden jemals ein Wagen mit Zugthieren habe bewegen können. Die lebhafteste Schilderung würde weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Nicht einmal der schüchterne Versuch eines Weges war wahrzunehmen. Durch ein ausgetrocknetes Flußbett mit beständigen Hebungen und Senkungen wurden wir von den tapfer arbeitenden Maulthieren gezogen, und die Tiefen waren so unvermittelt und steil, daß wir jeden Augenblick darauf gefaßt waren, kopfüber aus dem Wagen zu fliegen, daß wir mit der Stirn die Brust unseres Gegenübers berührten, daß der Kutscher, um sich auf dem Bock zu halten, sich beständig auf den Rücken des Maulthieres stützen mußte; und die Hebungen waren so gewaltsam, daß es uns geradezu schauderte, wenn wir bedachten, daß wir mit dem Wagen da hinaufkommen sollten. Alle Viertelstunden mußten wir wenigstens einmal absteigen. Dabei war das Bett des ausgetrockneten Flusses besäet mit Kieseln, mit großen und kleinen Steinen, mit abgerissenen Felsstücken. Wenn ein Rad darüber fuhr, so wurden wir in die Höhe geschnellt und kamen, Gott weiß wie, auf unsern Sitz zurück.

Die willigen, kräftigen, muthigen Thiere machen bewundernswerthe Anstrengungen, aber man muthet ihnen Ueberviehisches zu. Durch Steinwürfe werden sie von den nebenherschreitenden Kutschern angefeuert, und die drei großen zottigen Hunde, die bellend und zähnefletschend den Wagen umspringen, thun ein Uebriges. Die Sonne ist höher gestiegen, und gegen neun Uhr wird es drückend heiß. Da bricht auf einmal die Deichsel unseres Wagens. Der Kutscher stößt einen langen beredten gotteslästerlichen Fluch aus, aber das hilft nichts. Es wird eine große Konsultation abgehalten. Es wird behauptet, daß in Peach Spring noch ein Wagen sein solle. Der unsrige, der unbrauchbar geworden ist, wird bei Seite

geschoben, und der Himmel weiß, was aus ihm werden mag. Als wir in später Nachtstunde heimkehrten, stand die Ruine noch da. Drei Thiere werden uns zur Verfügung gestellt, die auch abwechselnd von uns benutzt werden, und auf dem vierten reitet der Kutscher nach Peach Spring zurück, um den Wagen zu holen und an der Coloradoschlucht wieder mit uns zusammenzutreffen. Die Locomotion ergiebt sich unter den sehr erschwerten Verhältnissen ganz von selbst. Die Insassen des besseren Wagens rücken noch ein bischen mehr zusammen, da werden noch ein paar untergebracht, man löst sich gegenseitig ab, geht eine Strecke zu Fuß neben dem Wagen her, tauscht mit den Reitern; kurz und gut, die Nothwendigkeit, das Gefühl, aufeinander angewiesen zu sein, und das Bestreben jedes Einzelnen, die Gesammtheit möglichst wenig zu stören und das Gesammtwohl möglichst zu fördern, setzt die Bedingungen fest.

Die furchtbaren Stöße und Rucke, die wir im Wagen zu erdulden haben, die beständige Aufregung, daß wir umschlagen, denn die Räder der einen Seite sind mitunter vier bis fünf Fuß höher als die der andern, die Strapazen des unglaublich schwierigen Rittes, die Mühseligkeit des Gehens bei brennender Sonnengluth — alles das ertragen wir leicht und guten Muthes, denn die Landschaft, in die wir nun gelangt sind, bietet in der That ein ergreifendes Bild wildester Naturschönheit.

Wir sind nun in eine der Seitenschluchten, die zum großen Cañon gehört, eingedrungen. Rechts und links von uns am Ufer des ausgedörrten Flußbettes, durch das wir im Schweiße unsres Angesichts keuchend unsern Weg nehmen, starren unendlich hohe mächtige Felsen auf, in einem Farbenglanze, der das Auge blenden macht. Auch in der Formation dieser Sandsteinfelsen ist derselbe Charackter vorherrschend, den wir an den

Bad Lands und von den Needles aus an dem Höhenzuge der sogenannten „Schwarzen Berge" im Hintergrunde wahrgenommen haben: auf breiter Basis erheben sich in schichtweise abgetheilten, stockwerkartig übereinander gethürmten Lagerungen in langsamer Verjüngung kolossale Sandsteinpyramiden, die vertikal von gleichmäßig parallellaufenden Furchen durchrifft sind und gewöhnlich in einem breiten, gleichmäßig abgeplatteten Plateau abschließen. Coulissenartig schieben sich diese Felsen vor- und hintereinander, verschieden in der Höhe, aber einheitlich in ihrem Grundzuge. Auch die einzelnen Stockwerke sind von größerem oder geringerem Umfange. Bald bauen sich kleinere, durchrissene Schichten aufeinander, bald streben höhere und mächtigere Lagerungen auf. Der Grundriß der Felsen ist oft von herrlichster Willkür. Einige fallen geradlinig, wie mit dem Lineal gezogen, in fast senkrechter Wand ab, andere scheinen mit scharfen Eckpfeilern besetzt zu sein und sind mit ihren dreieckig vorspringenden Spitzen und tief zurückweichenden abgerundeten Buchten einem versteinerten Schlosse oder einer natürlichen Citadelle vergleichbar.

Am eindrucksvollsten aber wirkt neben der unglaublichen Großartigkeit der Verhältnisse doch die geradezu unbeschreibliche Farbenpracht. Es sind da Färbungen, bei denen einem das Auge übergeht. Ganze Felsschichten schillern hellbläulich, und die Schatten in den Furchen liegen im tiefsten Sèvresblau; dahinter glänzen in der Sonne in tiefrothem Golde, oder eigentlich in kupfergoldiger Färbung andere. Dann sieht man wieder stumpfes Gelb, mattes Olivengrün und das nüchterne Roth der Terracotta. Und über Allem wölbt sich der unvergleichliche blaue, vom Sonnengold durchfluthete Himmel von Arizona von gewaltiger Schönheit, die verstummen macht.

Sieben Stunden lang begleitet uns unausgesetzt diese mächtige Schönheit in blendenden Farben und zerklüfteten Formen auf unserm beschwerlichen Wege, der die Kräfte der Rüstigsten nahezu erschöpft. Und diese Gleichmäßigkeit der Schönheit ist vielleicht der wesentliche Mangel der Cañonfahrt. Hätte Menschenhand dieses Schluchtengebiet gebaut, so würde man sagen: es ist nicht gut komponirt, es fehlt die kunstgerechte Steigerung. Wenn wir eine Stunde von Peach Spring entfernt sind, so thut sich uns das herrliche Bild auf, das von da ab bis zu unserm Ausgangspunkte stetig bei uns bleibt; und auch Großartigkeit

„bei großer Enge
Wirkt ermüdend auf die Länge.“

Wenn wir etwas über die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, so erblicken wir vor uns am fernsten Horizonte einen riesigen Felsen, der sich durch seine eigenartige Form und namentlich durch das besondere Leuchten seines Bronze-Kupferglanzes auszeichnet. Er hat die richtige Kegelform. Gleichmäßig streben die durchfurchten Schichten zu der Spitze auf. Es ist ein wundervoller Berg. Die prosaischen Geographen, die das Gebiet zuerst durchforscht, haben diesen Berg wie viele andere ähnlich gestaltete einfach „Zuckerhut“ — Sugar-loaf — getauft. Damit war Udo Brachvogel, der über die Herrlichkeit dieses Felsens in helles Entzücken ausbrach, ganz und gar nicht einverstanden. Er behauptete, es sei ein Irrthum; und da ein anderer, ähnlich geformter Felsen im Coloradogebiete den poetischeren Namen der „große Wischnutempel“ führt, so wollte er durchaus, daß dieser, der uns stundenlang in seiner glänzenden Pracht entgegenleuchtete, der „kleine Wischnutempel“ heißen solle. So hat er ihn auch in seinem Berichte genannt, und er hat es uns zur Pflicht gemacht, von

diesem Berg nie anders als vom „kleinen Wischnutempel“ zu sprechen.

Die verschiedenen Lagerungen der Felsen an unsrer Seite bilden, wenn man eine große Strecke überblickt, ganz wundersam zerhackte Contouren in phantastischen Linien. Bald starren thurmartig hohe Spitzen und Nadeln, bald thun sich breite Plateaus auf, bald ziehen wellenförmig sich hebende und senkende Höhen dahin, und alle in ihren verschiedenen Abschattirungen so wildbunt und dabei doch so einheitlich schön, daß man von wahrhafter Bewunderung erfüllt und erschüttert wird. Ab und zu gewahrt man in den Felsen natürliche, vielleicht auch künstliche Höhlen, die den Indianern als Wohnstätte gedient haben und zum Theil wohl auch noch dienen. In dieser Gegend soll es aber nicht mehr viel Rothhäute geben.

Während der Wagen über Stock und Stein polterte und die Reiter langsam und mühevoll ihren Weg suchten, schleppten wir, Lasker und ich, uns durch Sonnengluth ächzend und schwitzend daher. Lasker war weitaus der beste Fußgänger in unserer Gesellschaft, und er ertrug die starken Beschwerden mit einer Rüstigkeit, die unser Aller Erstaunen hervorrief. Gerade während seiner Krankheit, deren besorgnißerregende Symptome uns, die wir nun beständig mit ihm zusammen waren, nicht entgehen konnten, hatte sich sein Sinn für die Schönheiten der Natur, der ihm immer eigen gewesen war, wo möglich noch mehr entwickelt und vervollkommnet. Er hatte das Auge eines wahren Naturkindes. Nichts entging ihm. Jede Einzelheit gewährte ihm eine tiefe innige Freude, und die Großartigkeit dieser Natur entzündete in ihm wahrhafte Begeisterung. Er achtete nicht der stechenden Strahlen der sengenden Sonne, nicht des Gerölls, das uns die Füße verwundete, nicht der stachlichen spitzen Dornen der Cactus-

pflanzen, die sich heimtückisch und schmerzhaft in das Fleisch unserer Beine bohrten. Mit freudeleuchtenden Augen blickte er auf zu dem seltsamen Glanze der Felsen und zu dem tiefblauen Fluthen des Himmels, und in leise murmelnden Worten gab er einmal um das andere seinem vollen Entzücken Ausdruck. Als ich ihm in ehrlicher Nüchternheit anvertraute, daß ich zwar auch von dem prachtvollen Schauspiele aufrichtig erfaßt sei, aber doch gestehen müsse, daß wir es mit den Strapazen des Tages etwas theuer bezahlten, sagte er mir: „Sie irren. Die Müdigkeit schlafen Sie aus, und von den Beschwerden des Weges erholen Sie sich; in den Eindrücken des heutigen Tages aber haben wir etwas Unvergängliches." Lasker hat Recht behalten.

Mr. Hollabird hatte uns erzählt, daß unweit der Hauptschlucht ein neues „Hotel" gebaut sei, das dem Fremden, der das Cañon besuche, alle möglichen Annehmlichkeiten biete. Ich hatte ein gewisses Mißtrauen dagegen; denn ich mußte mir sagen, daß ein Hotel in dieser Gegend, in der überhaupt noch keine fünfhundert civilisirte Menschen gewesen sind, und in der wir die ersten Deutschen waren — Robert von Schlagintweit hat das Coloradocañon zwar geschildert, aber nicht selbst besucht —, wohl etwas primitiv sein müsse; und meine Vermuthung sollte sich auch bestätigen. Es war eine einfache Bretterbude, die wir nach etwa achtstündiger Fahrt erreichten. Der Wirth war schon seit einigen Tagen auf unsern Besuch vorbereitet und hatte uns eine sehr gute Speise, Weißkohl, bereitet, die uns in Kombination mit den Vorräthen, die wir selbst mitgebracht hatten, vorzüglich mundete. Von diesem sogenannten Hotel aus hatten wir noch eine kleine Strecke von etwa zwei bis drei englischen Meilen zu Fuß zu machen, um nach dem Hauptcañon zu gelangen.

Wir folgten dem Laufe eines silberhellen kleinen Rinnsals, das, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, den Namen des „Diamantenbaches“ trägt, in einer immer großartiger, immer mächtiger werdenden Felsscenerie. An gewissen Stellen schoben sich die Felswände allerdings sehr eng zusammen; und an diesen wenigen Stellen hatte die Landschaft auch etwas unheimlich Grausiges. Im Allgemeinen aber machte das Ganze doch neben dem Mächtigen mehr den Eindruck einer friedlichen, majestätisch huldvollen Natur. Nach einer etwa halbstündigen Wanderung, während der wir herzhaft hatten klettern müssen, sahen wir das Ende der Felsengasse, — dahinter, den Horizont abschließend, einen mächtigen senkrecht abfallenden großen blauen Felsen — und an dessen Sohle rauschendes lehmigrothes Wasser: den Colorado im vollen Sonnenschein!

Es wirkte tief auf uns Alle, wir hatten so lange keinen Fluß gesehen. Und gerade hier, in dieser steinigen, sandigen Dürre hatte das gelbrothe Wasser etwas wunderbar Belebendes. Wir holten tiefer Athem, schöpften neue Kräfte, und nach wenigen Minuten waren wir am Ziele unserer Wanderung angelangt. Zwischen den gewaltig hohen, steil, fast senkrecht abfallenden Felswänden quetscht sich das Wasser hindurch. Unser Blick reicht nicht weit, denn der Strom macht hier beständig starke Windungen. Wir können auch nur eine kurze Strecke am Ufer des Flusses auf schmalen Vorsprüngen vorangehen, und während dieser kurzen Wanderung müssen wir gehörig aufpassen, denn unmittelbar neben uns fällt auch der Felsen, auf dem wir stehen, senkrecht zu dem Strombette ab. Uns wird auf diese Weise allerdings nur eine bescheidene Probe der Großartigkeit des ganzen Schluchtengebietes geboten, aber sie genügt uns vollauf; und wenn wir uns vergegenwärtigen, daß diese wildherrliche Felsenzerklüftung mit dem

rauschenden Wasser sich auf lange Meilen erstreckt, dann begreifen wir die Begeisterung, mit der die Amerikaner von ihrem großen Cañon des Colorado sprechen. Hier ist es schattig und kühl. Wir lagern uns auf einem Vorsprung des jäh abstürzenden Felsens, blicken in entzücktem Erstaunen hinüber zu der kahlen blauen Felswand, sehen im Hintergrunde die kupfergoldige Spitze des Kleinen Wischnutempels, starren auf zum tiefblauen von dem Sonnenfeuer durchglühten Himmel und hören zu unsern Füßen das Wasser des Colorado rauschen. Der Genuß ist zwar theuer bezahlt, aber wahrhaftig doch nicht zu theuer. Ungern verlassen wir diese feierliche Stätte und mit einem gewissen Unbehagen denken wir daran, daß wir auf demselben Wege, den wir gekommen, heimkehren und erst im Dunkel der Nacht wieder in Peach Spring eintreffen sollen.

Auf dem Rückwege vom Colorado zum Hotel kommt zu den kleinen Unglücksfällen des Tages nach ein größerer. Einer unserer Gefährten gleitet auf dem Geröll aus und verstaucht sich den Fuß, so daß er nur mit großen Schwierigkeiten bis zur Bretterbude gebracht werden kann. Zum Glück haben wir einen Mediziner bei uns, der den ersten Nothverband anlegt, und zum Glück ist auch der verheißene kleine Wagen eingetroffen. Da wird der Invalide mit dem Doktor untergebracht, die Reiter besteigen ihre Pferde, traben voran, um wo möglich noch vor einbrechender Dunkelheit auf dem ihnen bisher unbekannt gebliebenen Wege zu unserem Ausgangspunkte zurückzugelangen, und wir Anderen pferchen uns in dem größeren Wagen zusammen. Hollabird legt vergnügt schmunzelnd den größten Theil des Weges zu Fuß zurück, mit der Flinte auf dem Rücken neben dem Wagen leichtfüßig herschreitend, als ob nichts geschehen wäre.

Die Rückfahrt läßt sich zunächst ganz gut an, denn die Hitze ist inzwischen erträglicher geworden, die Sonne steht schon tief am Horizont. Sie scheidet nicht, ohne ihre Farbenkünste noch einmal und verschwenderischer denn je zu zeigen. Der Kleine Wischnutempel wird immer schöner und schöner. Die Gebirge sind schon in bläuliches Dunkel gehüllt, auf der Spitze des Bergkegels aber liegt noch in voller Pracht das Sonnengold. Längst ist der feurige Ball unsern Blicken entschwunden, längst haben sich all die bunten Farben, die unser Auge am Tage entzückt, zu einem unbestimmten Mischton feierlich und seltsam zusammengestellt, und noch immer leuchtet an dem dunklen Himmel in tiefrothem Kupferglanze der herrliche Gipfel des Berges auf. Als auch da der letzte Glanz erstirbt, liegt die Nacht über den schauerlich wirkenden Felsschluchten, durch die wir mit Lebensgefahr befördert werden. Aber je tiefer das Dunkel der Nacht, desto glänzender und herrlicher flimmert und glitzert der unermeßliche Himmel in einer Sternenpracht, wie sie nur der Süden kennt. Ganz tief am Horizont stehen da die vier großen Sterne unseres schönsten Sternbildes, des Großen Bären. Das leuchtet und schillert und funkelt wie Milliarden von Diamanten. Allmälig hat sich auch unser Auge an die Dunkelheit der Neumondnacht ein wenig gewöhnt, und der Abglanz des Sternenlichtes ist stark genug, um uns ungefähr erkennen zu lassen, wo wir sind. Die Dauer und Gewöhnung hat auch unsere Nervenempfindlichkeit erheblich abgestumpft. Wir schrecken nicht mehr zusammen, wenn wir in die Höhe geschleudert oder auf die Seite geworfen werden; und während wir bewundernd zum Glanze des wundervoll bestirnten Himmels aufblicken, denken wir gar nicht daran, daß wir beständig in Gefahr schweben, aus dem Wagen geschleudert zu werden und Hals und Beine

zu brechen. Die Thiere können kaum noch von der Stelle, und die Hunde sind so matt, daß sie mit eingeklemmtem Schwanze, die Zunge weit herausstreckend, sich um nichts mehr kümmern. Der Kutscher wird nicht müde, den Pferden zuzuschreien, und Hollabird, der vergnügt neben den Thieren hergeht, unterstützt ihn.

Plötzlich hält Mr. Hollabird an. „Da drüben ist Jemand!" sagt er. Unser Wagen hält. Wir lauschen mit größter Aufmerksamkeit.

„Hören Sie nichts?" wiederholt Hollabird. Wir müssen die Frage verneinen. „Da treibt Jemand sein Thier an," sagt der Agent mit größter Bestimmtheit, und gleich darauf stößt er einen hohen, weithinhallenden Schrei aus.

Nun hören wir aus weiter Ferne allerdings eine Antwort.

„Es wird doch keiner von unsern Reitern sein?" Wir rufen wiederum, wir versuchen Feuer anzuzünden, aber es will uns nicht gelingen.

„Wir müssen weiter," sagt der Kutscher. Wir protestiren energisch; denn wenn es einer der Unsrigen wäre, der sich verirrt hat, so wäre es doch unverantwortlich, ihn hier seinem Schicksal zu überlassen. Wir rufen wieder, und bald vernehmen wir auch den Ruf aus größerer Nähe. Der Vereinsamte, dessen Zurufe an das Maulthier Hollabirds scharfes Ohr mitten in dem Lärm unseres Wagens und unter den Zurufen unsres Kutschers vernommen hatte, ist nun so nahe an uns herangekommen, daß wir seine uns zugeschrienen heiseren Worte vernehmen. Er ruft uns auf Englisch an: wer wir sind? Wir fragen ihn, zunächst ebenfalls englisch, dann aber deutsch, ob er zu unsrer Gesellschaft gehört; und nun hören wir, nicht mehr weit von uns entfernt, eine heisere Stimme die Worte rufen, die gleichzeitig tragisch und komisch auf uns wirken: „Ja, ich

bin hier allein in der Wildniß! Doktor Oswalt! Ich habe mich verirrt!“

Nach wenigen Minuten stieß Oswalt zu uns. Er hatte durch andauerndes lautes Schreien nach den Gefährten seine Stimmbänder so überreizt, daß er kaum noch sprechen konnte. Seit mehr als drei Stunden irrte er allein in der felsigen Wüstenei umher. Er hatte sich sagen müssen, daß er voraussichtlich keinem Menschen begegnen würde und daß, wenn ihm ein solcher in den Weg laufen sollte, dieser wahrscheinlich weniger liebreich als boshaft sein dürfte. Er hatte daher zunächst mit großer Umsicht sein Checkbuch vernichtet, um nicht vielleicht von einer abenteuernden Bande unter Bedrohung mit dem Revolver zu Unterschriften genöthigt zu werden, die ihm später unbequem werden könnten. Schließlich hatte er sich dann an den Gedanken gewöhnt, die Nacht allein in der Felsenschlucht zu verbringen, und nur die Kunde, daß hier noch manche recht unangenehme wilde Thiere, namentlich Wölfe und Klapperschlangen, unbewacht umherlaufen, hatte ihn einigermaßen verstimmt.

Was war nun vorgefallen? Wie hatte er sich von den übrigen Reitern getrennt? Es war eine ganz einfache Sache. Der dicke Oberländer hatte seinen Rock ausgezogen, und hinter sich am Sattel befestigt. Die Befestigung hatte sich gelöst, und der Rock war verloren gegangen. Oswalt, der zur leichten Kavallerie gehört hatte, wollte dem schweren Freunde die Gefälligkeit erweisen, den Rock zu suchen und kehrte um. Die Andern waren langsam weitergeritten. Dr. Oswalt mußte eine größere Strecke zurücklegen, als er geglaubt hatte. Endlich fand er richtig den Rock. Als er nun aber das Maulthier antreiben wollte, wiederum den Rückweg nach Peach Spring anzutreten, versagte dasselbe einfach den Dienst. Vergeblich

wandte er alle möglichen Ueberredungskünste an; er peitschte es, er trat es, er warf es mit Steinen — das charakterfeste Thier ließ sich in seinem Willen in keiner Weise erschüttern; es blieb ruhig an Ort und Stelle. Nach einer Weile war es den andern Reitern aufgefallen, daß Dr. Oswalt nicht wieder zu ihnen gestoßen sei; sie ließen ihre Thiere nun langsamer gehen, machten Rast, zündeten Feuer an, aber Dr. Oswalt kam nicht. Sie sagten sich, daß er jedenfalls mit unsern Wagen zusammengetroffen sei und sich uns angeschlossen habe, und ritten vergnügt weiter. Nach langer, langer Zeit siegte die menschliche Beharrlichkeit über die thierische. Oswalts Maulthier bequemte sich zur Umkehr. Aber es ließ sich Zeit; es blieb stehen, wann es ihm beliebte, graste, rastete, und der Reiter konnte nichts mit dem Thiere anfangen. So war die Nacht hereingebrochen, und er war allein geblieben.

Als Oswalt uns diese Geschichte erzählte, sagte unser Kutscher mit großer Ruhe: „Ich habe mir gleich gedacht, daß so etwas vorkommen würde. Das Thier kann ja nicht mit den andern mitkommen. Es ist auf beiden Augen blind und überhaupt in schlechtem Zustande.“

„Weswegen hat man mir denn ein solches Thier gegeben?“ rief Dr. Oswalt entrüstet aus.

„Weil wir kein anderes haben,“ sagte der Kutscher, ohne sich irgendwie zu ereifern.

Oswalt setzte sich zu uns in den Wagen, Mr. Hollabird versuchte sein Heil auf dem alten, untauglichen, blinden Thiere, aber auch er wurde nicht damit fertig. Es wurde hinter unserm Wagen festgebunden und ließ sich nun mitschleppen.

Auf dem Heimwege gab es noch allerhand mehr oder minder lustige Zwischenfälle. Die Einen behaupteten, sie hätten ein unglaublich leuchtendes wundervolles Meteor niederfallen

sehen, Andere erzählten, um für einen sehr unmotivirten Satz, den unsere Pferde plötzlich machten, eine Erklärung zu finden, daß sie ganz deutlich im Sande eine ziemlich große Schlange hätten davoneilen sehen, und wieder Andere wollten sogar das eigenthümliche Klappern vernommen haben. Vielleicht hatten Alle die Wahrheit gesagt. Es wäre ja gar nichts Merkwürdiges gewesen, wenn hier ein Meteor niedergeschossen oder eine Klapperschlange über den Weg gekrochen wäre, aber die Skeptiker verhöhnten alle diese Beobachtungen und machten daraus die Geschichte zurecht, daß wir auf dem Heimwege Zeuge gewesen seien, wie ein Meteor eine Klapperschlange erschlagen habe.

Endlich, um die mitternächtige Stunde trafen wir Alle in Peach Spring wieder zusammen. Die Reiter, die schon seit drei Stunden auf uns warteten, waren in äußerster Beunruhigung über unser Geschick; sie hatten Stunden unsagbarer Angst ausgestanden. Sie sahen uns in ihren wilden Phantasien mit zerschellten Schädeln im Flußbett umherliegen. Auch sie hatten allerhand Beschwerden erduldet. Oberländers Maulthier hatte ebenfalls gestrikt; der dicke Schriftsteller war dem Thiere zu schwer, und es hatte sich ohne Erregung einfach hingesetzt, so daß der frühere reitende Schutzmann von Australien in Arizona ganz sacht auf seine Beine zu stehen gekommen war. Das Maulthier hatte diesen stummen, aber beredten Protest mehrfach wiederholt, schließlich hatte es sich indessen doch in das Unvermeidliche geschickt. Wir waren Alle wie gerädert, und unsre Verlustliste des Tages war keine ganz geringe. Der Schwerstgeschädigte, Dr. Siemens, hatte sich den Fuß so empfindlich verstaucht, daß er während der folgenden Tage beständig in liegender Stellung im Wagen bleiben mußte. Er ertrug das Mißgeschick mit bewunderungswürdigem

philosophischem Gleichmuth. Der des Reitens entwöhnte Oberländer war nach dem fünfzehnstündigen Ritt am andern Morgen kein Mensch mehr. Aechzend schleppte er seine schmerzenden Glieder und die imposante Körperfülle daher. Der Eine hatte seinen Hut, der Andere seinen Stock, ein Dritter seine Weste verloren und Dr. Oswalt seine Stimme. Wir Alle waren todtmüde, hatten kaum Zeit, uns zu entkleiden und verfielen alsbald in tiefen bleischweren Schlaf, der durch das Schwanken und Rollen unsres Wagens während der Nachtfahrt nicht weiter gestört wurde.

XX.

Abschied von Arizona. In Neu-Mexiko. Albuquerque.

Das noch immer sehr wenig bekannte und überaus spärlich bevölkerte Arizona — es kommen nämlich nur zwei bis drei Einwohner auf die Quadratmeile, gegen 4182 Einwohner auf die Quadratmeile in Gesammtdeutschland, und 7306 in der Rheinprovinz — ist auch im Westen Amerikas selbst der Gegenstand der verschiedensten Beurtheilung. Das sonderbare Land wird ebenso verlästert wie verherrlicht. Wenn wir in San Francisco von unserer Absicht sprachen, uns einige Tage in den wüsten Gegenden von Arizona aufzuhalten, um Land und Leute näher kennen zu lernen, so zeigten die Unbetheiligten, die als verläßlich gelten durften, ein wahrhaftes Grauen und beängstigendes Mitgefühl mit uns. Sie schilderten Arizona als eine reizlose Oede, als eine Staub- und Felsenwüste in sengender Sonnengluth, die landschaftlich gar kein Interesse darbiete und es an einer menschenwürdigen Verpflegung durchaus mangeln lasse. Nach den Erfahrungen, die unsere

Freunde gemacht haben konnten, hatten sie auch vollkommen Recht; denn bis dahin war das Land nur von der Südlichen Pacificbahn durchschnitten worden, die von Los Angeles über Yuma, Benson, Deming nach Rincon geht und dort in die Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn einläuft, welche alsdann die Verbindung mit dem Osten herstellt. Dies südlichere Gebiet soll in der That ganz trostlos, die Hitze dort entsetzlich, der Staub unerträglich sein. — Yuma ist der heißeste Platz der Vereinigten Staaten. Die Yuma-Indianer haben fast nichts von der Rothhaut mehr; sie sind von der Sonne beinahe zu Negern geschwärzt, und die Soldaten der Vereinigten Staaten, die nach Fort Yuma geschickt werden, betrachten die dortige Garnison als eine schreckliche Verbannung. Allbekannt im Westen ist die Anekdote von dem wegen falschen Spielens oder eines sonstigen Verbrechens auf Fort Yuma standrechtlich hingerichteten Unionssoldaten, der ob dieses Frevels in der Hölle schmoren soll, den Höllenfürsten aber höflich bittet, ihm doch noch eine wollene Decke zu geben, da ihn friere. Auf der Strecke der Südlichen Pacificbahn steht der berühmte „Tausendmeilenbaum", so genannt, weil tausend Meilen im Umkreise kein anderer Baum zu sehen ist.

Wir begegneten aber auch Leuten, die in helles Entzücken geriethen, als wir unsere Absicht, Arizona zu besuchen, laut werden ließen. Diese wollten in der sonnigen Wüstenei wieder einmal das zukunftsreichste Gebiet Amerikas erblicken. Wenn die unglückliche Zukunft nur die Hälfte der Wechsel einlösen sollte, die Amerika allein auf sie ausgestellt hat, dann würde für die übrige Welt gewiß nicht viel übrigbleiben. Und weil Alexander von Humboldt zu Anfang dieses Jahrhunderts einmal gesagt hat, daß der Wohlstand der Welt dereinst aus dem Boden von Arizona und Neu-Mexiko hervorgeholt werden

dürfte, und weil Daniel Webster sich einmal geirrt und falsch prophezeit hat, daß in dem jetzt so getreidereichen Californien niemals ein Wispel Weizen eingeheimst werden würde, so behaupten die Utopisten, daß der einstweilen wenig ergiebige Boden noch die unermeßlichsten Reichthümer an's Licht fördern werde; die kostbarsten Edelmetalle würden noch in Ueberfülle seinem spröden Schooße entrissen werden, und eine umfassende künstliche Bewässerung würde ihn zu ersprießlichstem Gewinne für den Ackerbau befruchten. Wer jetzt diesen Sand und diese Oede in ewig glühendem Sonnenschein sieht, der traut dem Frieden doch nicht recht; und man weiß ja, wie wahnsinnige Hoffnungen man sich in Amerika beständig wegen Entdeckung eines neuen Californiens, neuer großartiger Edelmetallminen macht, und wie regelmäßig in gewissen Zeiträumen die Kunde von einer solchen fabelhaften Entdeckung ein Fieber an den Börsen der westlichen großen Handelsstädte hervorruft, das in ganz Amerika weiterzittert.

Der harmlose Reisende aber, der sich über die nationalökonomische Zukunft Arizonas keine Sorgen zu machen braucht, und der sich ohne Nebengedanken an unsers Herrgottes schöner Natur freuen darf, muß allerdings bekennen, daß dies wunderbare Land von den Anfeindungen schwer verleumdet wird. Auch abgesehen von dem Naturwunder des großen Colorado Cañon ist es landschaftlich im höchsten Grade fesselnd und oft von geradezu ergreifender, wunderbarer Schönheit. Die nördlichere Strecke der Atlantic-Pacificbahn, welche Arizona etwa im fünfunddreißigsten Breitengrade, also auf der Höhe von Candia und Jeddo durchschneidet — die Südliche Pacificbahn läuft durch Arizona unter dem dreiunddreißigsten Breitengrade — bietet dem Auge einen beständigen reizvollen Wechsel. Erfreuliche und imposante Bilder ziehen an uns vorüber;

zwischen Sand und Steinen eingepferchт sehen wir mitunter lange grüne Strecken üppigen Weidelandes. Die Berge bleiben fast unausgesetzt unsere Begleiter. Bald rücken sie in unsere nächste Nachbarschaft, bald weichen sie in den Hintergrund und schließen das Bild malerisch und schön ab. Dazu kommt noch, daß die Bahn in ihrem Bau selbst außerordentlich interessant ist. Da haben wir Aufschüttungen, Ueberbrückungen von tiefen Schluchten, Durchbohrungen von Felsen — es fehlt an nichts, und für mich ist die Erinnerung an die Fahrt durch Arizona eine unauslöschliche und ungetrübt freudige geblieben. Besonders reizvoll ist mir noch in dieser eigenthümlichen Landschaft die Staffage erschienen: die Indianer, die mir hier in ihrer unverfälschten Wildheit im Aeußern und in ihrem unschädlich liebenswürdigen Charakter bei Weitem am besten gefallen haben.

Den größten Tunnel haben wir an dem Johnson-Cañon zu durchfahren, das nach einem Pionier Johnson, im Jahre 1859 von den Indianern getödtet, seinen Namen erhalten hat. Zu unserer Rechten erhebt sich dann der Bill Williamsberg, ein alleinstehender 10,000 Fuß hoher Riese, der seinen Namen von einem ebenfalls von den Indianern getödteten Kundschafter erhalten hat. Zu unserer Linken aber wird noch ein merkwürdig schöner, malerischer Bergzug sichtbar: es ist die sogenannte San Franciscokette, die in Gestalt und Beleuchtung mit dem Gebirge unseres anmuthigen Salzkammerguts eine große Aehnlichkeit hat. Die Berge sind heiter und freundlich und in leuchtenden Farben. Bei der Gelegenheit muß ich warnen vor den Verwechslungen, die bei der Gleichheit der amerikanischen Namen von Städten, Bergen und Flüssen leicht vorkommen können. Wir sind jetzt nahezu an der Ostgrenze Arizonas angelangt und viele Tagreisen von

der Hauptstadt Californiens entfernt. Die Synonymie darf also nicht dazu verleiten, diese Berge etwa in der Nähe von San Francisco suchen zu wollen. Hier ist die Gefahr der Verwechslung allerdings eine geringe; aber bei zwei Städten, die die „Atlantic" berührt, ist sie eine größere. Die erste Hauptstation in Neu-Mexiko und die erste Hauptstation in Kansas heißen beide Coolidge.

Hier in der Nähe der San Franciscoberge ist die Landschaft eine Weile lachend und lieblich, mitunter wird auch Wasser sichtbar, und dann entwachsen sogleich dem dankbaren Boden kräftige Bäume. Aber das Bild verändert sich schnell. Auf einer Brücke, die erschreckend wenig vertrauenerweckend aussieht, überschreitet die Bahn das Cañon Diablo, eine wilde, unheimlich wirkende Felsschlucht. Die leuchtenden Berge entrücken nun unseren Augen, und in Winslow, einer der Hauptstationen in Arizona, haben wir ein merkwürdig beredtes Bild der völligen Entsagung auf alle Freuden des Daseins. Winslow ist Frühstücksstation, aber das Frühstück ist ungenießbar. Die Stadt macht einen geradezu trostlosen Eindruck. Die Freudenleere ist gar nicht besser darzustellen. Der gelbrothe, völlig ausgedörrte Boden ist von der Hitze in Schollen zerrissen, die durch tiefe Furchen von einander getrennt sind. Durch kein natürliches Bollwerk gehemmt, fegt der Wind über die heiße, trockene Ebene und peitscht heftig rothen Staub auf. Soweit das Auge reicht, kein Halm, kein Strauch, nichts als zusammengepappter und geborstener rother Sand. Und hier, in dieser schauderhaften Umgebung, stehen acht bis zehn Bretterhäuser und einige Zelte, und da wohnen Menschen, die sich von der Zukunft Wunderdinge versprechen! Aus dem offenen Fenster im ersten Stock eines dieser Häuser sieht sogar eine sehr hübsche, beinahe schöne

junge Frau in eleganter Toilette mit gewellten blonden Haaren und rehbraunen Augen auf uns herab, und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß man in diesem Gesicht irgend etwas, das mit schmerzlicher Entsagung zusammenhängen könnte, erblickt hätte. Die menschliche Ansiedelung verräth sich außer durch diese kümmerlichen Beherbergungen auch noch durch die überall umherliegenden Flaschenscherben und geleerten Konservenbüchsen. Ein paar langweilig aussehende und schmutzige Indianer, ganz europäisch gekleidet, aber mit geflochtenen Zöpfen, drängen sich an uns heran und bieten Weintrauben feil.

Nach kurzer Rast fahren wir weiter. Der Zug hält unsertwegen etwas länger in Carrizo an. Zwischen Carrizo und Billings ist nämlich der berühmte versteinerte Wald, und unweit der Bahnstrecke können wir die ersten Muster dieses geologischen Wunders in Augenschein nehmen. Da liegen einige Stämme von etwa zehn Meter Länge und anderthalb Meter im Durchschnitt, die vollständig zu einem achatartigen Mineral versteinert sind. In einige der Einfurchungen haben sich merkwürdige Krystalle von werthvolleren edelsteinartigen Gebilden eingeklemmt. Davon ist natürlich nicht mehr viel vorhanden; die besten Krystalle sind ausgebrochen. Man erkennt an diesen Versteinerungen ganz deutlich die Borke des Baumes, die Verästungen 2c. Da wir leider keinen geologischen Mentor zur Hand hatten, so sahen wir eben nichts als große Steinstämme von rothbrauner Farbe mit einigen spärlichen durchsichtigen Krystallen; und da es nebenbei sehr heiß, sehr sonnig und sehr staubig war, und ich von der Sache nichts verstand, war ich ganz vergnügt, als wir abgerufen wurden und in unsere Wagen zurückkehrten.

Bei untergehender Sonne nahmen wir von Arizona, dem Lande der ungeheuren Felsschluchten, des unermeßlichen Sandes, der großartigen Natur, der goldigsten Sonne, des blauesten Himmels und der noch unverfälschten, halb oder ganz nackten Indianer Abschied. In der ersten kleinen Station des benachbarten Territoriums Neu-Mexiko, in Manuelito, hatten wir längeren Aufenthalt, da dort die Hauptmahlzeit des Tages eingenommen werden sollte. Ein Bahnhofsgebäude oder gar eine Restauration ist noch nicht vorhanden. Als Speisesaal dient ein ausrangirter Waggon. Auf die gedeckten Tische wurde wahrhaft Sturm gelaufen. Unter der Führung meines kundigen Freundes Udo Brachvogel gelang es mir, mit der ersten Kolonne einzudringen und mir einen Platz zu erobern. Aber trotz des besten Vorhabens und des besten Hungers war es mir rein unmöglich, von den verabfolgten Speisen etwas zu genießen, und wieder kehrten wir zu den californischen Trauben zurück, von denen uns unsere Freunde, die Weinbauer Köhler in Los Angeles, eine ganze Ladung mitgegeben und die seit nahezu acht Tagen fast ausschließlich unsere Kost gebildet hatten.

Wir sind nun im Lande der Navajos. Diese bilden den stärksten Stamm der Indianer, sie zählen 16,000 Köpfe, und ihr Gebiet ist größer als das Königreich Baiern. Die Navajos sind unter den Indianern die geschicktesten Weber, und ihre Decken, die „Navajo-Blankets", sind in den ganzen Vereinigten Staaten weitberühmt. Die Navajos weben heute noch, wie sie vor Tausenden von Jahren gewebt haben, und wie auch die Naturvölker des Ostens heute noch weben: in primitivster Weise, im Freien, ohne Webstühle, zwischen zwei Bäumen. Sie bedienen sich dazu der feinsten Schafwolle, die sie mit Pflanzenstoffen gewöhnlich roth, blau und weiß färben.

Die Muster sind so einfach wie nur möglich, immer geradlinig. Die geschwungene Linie als Ornament ist den Indianern überhaupt fremd, und wenn man auf den Stickereien an den Mocassins, in den Geflechten der schönen langen Tabaksbeutel oder in den Webereien der Decken runde Linien findet, so ist das größte Mißtrauen gegen die Echtheit der Arbeit gerechtfertigt, dann ist es immer Missionärwaare. Die Muster, so einfach sie sind, sind übrigens sehr geschmackvoll, und die Farben von außerordentlicher Lebhaftigkeit und Frische. Die Decken sollen unverwüstlich sein; außerdem behauptet man auch, sie seien wasserdicht; das ist aber nach den Proben, die wir angestellt haben, nicht der Fall. Wegen der Langwierigkeit der Herstellung — das Gewebe einer großen Decke erfordert Monate — sind diese Arbeiten verhältnißmäßig recht kostspielig. Sie sind eben so theuer wie die schönsten Teppiche Persiens und Indiens, mit denen sie sich in keiner Weise auch nur vergleichen lassen.

Am andern Morgen erwachten wir in Albuquerque, der Anfangsstation der Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn und mit Santa Fé der wichtigsten Stadt von Neu-Mexiko.

Man hat Neu-Mexiko das älteste und auch das jüngste Land Amerikas genannt, und Beides ist berechtigt. Das heutige politische, zu den Vereinigten Staaten gehörige Territorium Neu-Mexiko ist allerdings noch ganz jung. Im Jahre 1848 ist es durch den Vertrag von Guadeloupe zu dem Verbande der Vereinigten Staaten gefügt worden und 1863 in seiner jetzigen Gestalt organisirt. Trotzdem darf man hier von historischem Boden sprechen, und hier hat sich, was man in Amerika selten findet, ein Stück älterer Geschichte abgespielt, die durch eine unterbrochene authentische und urkundlich nachweisbare Ueberlieferung von Kulturmenschen auf uns ge-

kommen ist. In den Jahren 1530—36 drang der spanische Entdecker Cabeza de Vacha, von Anderen Vachaz genannt, mit drei muthigen abenteuernden Genossen vom mexikanischen Meerbusen her, wo er gelandet war, in nordwestlicher Richtung auf das heute Neu-Mexiko genannte Gebiet vor. Er stieß auf eine Bevölkerung von Eingeborenen, die in festen Wohnstätten lebten, die eine gewisse Kultur hatten, und die sich dieser nach sicheren Anzeichen schon seit einer Reihe von Jahrhunderten vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus erfreuten. Einige dieser festen Indianerstädte, die ihren spanischen Namen „Pueblo" beibehalten haben, waren sogar sehr bedeutend und sollen bis an die 50,000 Einwohner gezählt haben. Die Kunde von der Ergiebigkeit und namentlich dem Metallreichthum des Bodens, die die ersten Erforscher verbreiteten, veranlaßte starken spanischen Nachschub, und mit Kreuz und Schwert und Spaten zogen die Eindringlinge bekehrend und verheerend in das Indianerland. Das Werk der Bekehrung zum Christenthum begann vor drei Jahrhunderten, und die Stadt des „heiligen Glaubens": Santa Fé, die älteste Stadt der Vereinigten Staaten, hat noch aus dieser Zeit in der Hauptkirche von San Miguel ein historisches Denkmal, den ältesten Markstein christlichen Glaubens und europäischer Gesittung in den Vereinigten Staaten, aufzuweisen.

Es ist nicht zu befürchten, daß die Amerikaner jemals auf den Gedanken kommen werden, den Stil ihres XVI. Jahrhunderts zu einer Modesache zu machen. Diese älteste christliche Kirche ist von unendlicher Häßlichkeit. Ein klotziger Adobebau, aus zusammengepapptem, von der Sonne getrocknetem Lehm ohne irgend welche Schönheit in den Verhältnissen, in den Linien oder im Grundriß, ohne Feierlichkeit;

eben nur ein großer Stall von ehrwürdigem Alter und mit frommer Bestimmung.

Die spanische Herrschaft, die um das Jahr 1600 fest eingesetzt wurde, wurde durch zahlreiche Indianer-Aufstände, die durch die Rohheit der Eroberer hervorgerufen waren, im Laufe des XVII. Jahrhunderts mehrfach erschüttert und im Jahre 1680 durch eine allgemeine Erhebung des eingeborenen Volkes gestürzt. Es gelang den Spaniern freilich, um das Jahr 1700 wieder in Santa Fé festen Fuß zu fassen, aber namhafter Erfolge sollten sie sich nicht zu erfreuen haben. Sie lebten nun in friedlichem Nebeneinander mit den Ureinwohnern; es gelang ihnen auch, viele derselben zum Christenthum zu bekehren, aber es hat weder ihnen, noch den Indianern Heil gebracht. Das spanische Element ist versumpft, und die Indianer sind verkümmert. In neuester Zeit hat nun die Santa Fé-Bahn, die Neu-Mexiko in der Mitte durchschneidet, von Nordost nach Südwesten, den modernen Eroberern, den rührigen Angelsachsen, den Weg gebahnt, die, wie schon in der Physiognomie der einzelnen Städte erkennbar ist, überall siegreich vordringen, mit wacher Emsigkeit das schläfrig-träge romanische Element schnell verdrängen und den unglücklichen Ureinwohnern langsam und sicher Verderben bringen.

Die Völkerdichtigkeit ist vorläufig noch eine sehr geringe, nach wohlwollender Auffassung etwa 20 Einwohner auf die deutsche Quadratmeile; ich erinnere noch einmal daran, daß im deutschen Reiche auf denselben Flächenraum 4182 Seelen kommen. Nach dem letzten Census wird die Einwohnerzahl des Territoriums auf 120,000 angegeben, die sich seitdem indessen durch die Eisenbahn erheblich vermehrt haben dürfte. Die indianische Bevölkerung des Territoriums beträgt 28,500. Neu-Mexiko ist also nächst Dakota das indianerreichste Gebiet

des amerikanischen Festlandes. Neu-Mexiko ist geographisch ein Hochtafelland: wasserarm, mit trocknem, heißem, gesundem Klima.

In Albuquerque, wo wir am 3. Oktober Morgens eintrafen, bietet sich uns ein vollständiges und getreues Bild dieses eigenthümlichen Gebietes dar: wir sehen deutlich den Schmutz und die Versumpfung der alten spanischen Eroberer, das siegreiche Vordrängen der Amerikaner, die Halbkultur der dem Untergange geweihten Indianer.

Die Stadt Albuquerque, die ihren Namen nach dem Herzog von Albuquerque, Vice-König von Mexiko, erhalten hat (Herzog von Weiß-Eiche, alba quercus), zerfällt in zwei ganz verschiedene Theile, die gar keinen Zusammenhang und keine Verwandtschaft mit einander haben: in die alte spanische und in die junge amerikanische Stadt. In dieser letzteren mündet die Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn. Das amerikanische Albuquerque sieht gerade so aus wie alle anderen amerikanischen Pilzstädte: schlechte, ungepflasterte Straßen, an den Seiten etwas erhöhte Steige aus Bohlen für die Fußgänger, schnellfertige Bretterbauten mit zahlreichen und verhältnißmäßig großen Läden, Trinkstuben und „Saloons" aller Arten, mit großer Rührigkeit und Regsamkeit auf den öffentlichen Verkehrswegen — ein Sinnbild hastigen Erringens unter Verzicht auf die eigentlichen Freuden des Daseins. Im „Hotel" macht sich eine recht unangenehme Eigenschaft des Südens bemerkbar, die sonst in den amerikanischen Gasthöfen nicht zu rügen ist: mangelhafte Sauberkeit. Auch das Essen verräth durch die starke Beimischung von Zwiebeln und Knoblauch, daß man auf den Geschmack der edlen Mexikaner und Hidalgos billige Rücksicht zu nehmen hat.

Nirgendwo tritt die Scheidung zwischen dem alten und dem neuen Amerika schärfer hervor, nirgendwo hat sich das

Alte unvermischter erhalten und sich das Neue dem Alten ablehnender gegenübergestellt als hier. Ein vorläufig noch ziemlich breiter, unbebauter Raum, der aber wohl bald mit den Bretterbaracken der Yankees bedeckt sein wird, trennt das alte Albuquerque von dem jungen. Da geschäftiges Treiben, hier sanfter Mittagsschlummer, da Rührigkeit und Bewegung auf den Straßen, hier nur wenige Menschen, die bedächtig, ohne Uebereilung dahinschleichen, da die Bluse und Joppe des weltlichen Arbeiters, hier das schwarze Gewand des Pfaffen mit seinem lächerlich großen Hute, wie man ihn unter unserm Himmelsstriche nur auf der Bühne, beim Don Basilio im „Barbier von Sevilla" zu sehen bekommt; dort große, stämmige, verwitterte blonde Gestalten mit rauh gearbeiteten Händen, hier tiefbrünette, unansehnlich kleine Menschenkinder mit tiefdunkeln, blitzenden Augen. Der spanische Typus hat sich vollständig rein erhalten. Die Frauen tragen wie die Schönen von Sevilla Fächer und Mantilla; die letztere als ein schwarzes Tuch, das sie mit großer Kunstfertigkeit, ohne besondere Vorkehrung um den Kopf tragen und über die Schulter herabhängen lassen. Ueberall spanische Namen und Schilder. Die Häuser sind durchweg niedrige schmutzige Lehmbauten, „Adobes", mit flachen Dächern, oft mit einem hölzernen Vorbau, der auf Säulen ruht. An architektonischer Schönheit oder auch nur Eigenthümlichkeit herrscht völliger Mangel. Einzelne zeichnen sich durch eine gewisse Reinlichkeit aus: sie sind sauber gestrichen. Bei den Menschen ist dieser Vorzug weniger zu rühmen. Die edlen Don Ramiros und Don Rodrigos kleben förmlich. Auf den engen Höfen sieht es wild aus. Man scheint zu warten, bis der Regen die Abfälle wegschwemmt. Und das dauert hierzulande bisweilen ein bischen lange. Auch das Schiff der Kirche ist aus Lehm zusammengebacken. Der

Aufbau des Thurmes ist leichte Holzarbeit. Es soll eben nur konstatirt werden, daß ein Thurm mit einem Kreuz darüber da ist.

Zu diesen Baulichkeiten und zu diesen Menschen gehört in dieser ziemlich freudeleeren Gegend wohl eigentlich der blaue Himmel, die heiße Sonne, der Staub, der bis jetzt im Allgemeinen freilich ziemlich gnädig gegen uns gewesen ist, aber uns doch die Epidermis ausgedörrt und überaus empfindlich gemacht hat; es gehört dazu wohl der ganze Apparat des Südens. Wir hatten jedoch das besondere Geschick, daß in Neu-Mexiko der Himmel in den ersten Oktobertagen wolkig grau bedeckt war. Wir hatten den lieben traurigen Himmel unserer nordischen Heimath, das schönste Berliner Sackgrau; und bald ereignete sich der unerhörte Fall, daß dieser Himmel seine Schleusen öffnete. Ziemlich starker Regen, der in Neu-Mexiko nicht jeglichen Tag regnet, fiel herab. Seit achtzehn Monaten hatte es hier nicht geregnet, und auch wir hatten seit Newyork keinen Tropfen bekommen. Unser nordisches Gemüth begrüßte den feuchten Freund aus der Heimath mit Jubel, wenn auch ein Theil unseres auf Sonnenschein berechneten Programms dadurch zuschanden gemacht wurde.

Noch Eines schädigte den reinen Eindruck, den das alte Albuquerque eigentlich hervorbringen sollte. Es war zufällig eine Ausstellung da, die etwas Leben in die todte Stadt brachte, natürlich eine Gewerbeausstellung. Allerhand Schund und wüste Geschmacklosigkeiten waren da zusammengetragen, darunter aber auch einige interessante Sachen, z. B. besonders schöne Exemplare des versteinerten Waldes von Carrizo mit eigenthümlichen Krystallbildungen, die aus Büffelleder gefertigte Pferdedecke des berühmten Sioux-Häuptlings Sitting Bull, dessen persönliche Bekanntschaft wir in Dakota gemacht

hatten, die in kindischer Malerei den Kampf der berittenen Sioux gegen indianische Fußmannschaft darstellt, eine merkwürdig gut erhaltene Kindermumie, die in einer indianischen Höhle gefunden worden ist, werthvolle mexikanische Sättel aus gepreßtem Leder und einige kostbare Webereien der Navájos.

Als wir die Stadt durchwanderten, bot sich uns das schönste Bild der indianischen Halbkultur dar. Wir begegneten einem langen Zuge der von Karl Schurz eingerichteten Indianerpolizei, berittenen Milizen. Die rothhäutigen Kerle mit den interessanten Profilen und prachtvollen Augen sahen in ihren Uniformen mit der schwarzen Pickelhaube, von der ein safrangelber Büschel herabfällt, den dunkelblauen Waffenröcken, den hellblauen Beinkleidern und den schreiend bunten Pferdedecken sehr malerisch aus. Ihre langen Haare waren gleichmäßig geschnitten.

Um die Mittagsstunde machten wir einen Ausflug nach Isleta, einem der alten und bedeutendsten Indianerpueblos, das besonders deswegen merkwürdig ist, weil es aus seiner Vereinsamung herausgerissen, jetzt als eine Station der Santa Fé-Bahn in wunderlicher Weise in den modernen Weltverkehr hineingezogen worden ist. Bis jetzt hat es sich noch ganz rein erhalten. Aber wie lange wird es dauern, bis die Bretterbuden der Yankees die schwerfälligen Lehmbauten der Aztekenabkömmlinge verdrängt haben werden?

XXI.

Die Pueblo-Indianer. Isleta. Das Modebad Las Vegas.

In früheren Zeiten waren die Pueblos, die festen burgartigen Städte der seßhaften Indianer, über das ganze Gebiet des jetzigen Neu-Mexiko und eines großen Theils von Arizona verbreitet. Jetzt sind sie bis auf einige wenige in Arizona, bis auf die paar Dörfer der Moquis, in Neu-Mexiko auf etwa zwanzig zusammengeschmolzen. Die bedeutendsten sind Acoma, Laguna, Isleta und Taos. Einige dieser Wohnstätten sind in die Felsenwände hineingeklemmt und fast unnahbar; aber auch die zugänglicheren lassen erkennen, daß sie wie kleine Festungen als Schutz gegen Angriffe fest angelegt sind. Das untere Geschoß hat gewöhnlich keine Thür und kein Fenster. Der Eingang ist von dem platten Dach aus, auf das man zunächst auf einer Leiter klettern muß, um sich von da in das Erdgeschoß wieder herabzulassen. Wird die bewegliche Treppe weggezogen, so bietet es jedenfalls erhebliche Schwierigkeiten dar, in den Wohnraum einzudringen. Die Pueblos mit mehrstöckigen Bauten gewähren einen höchst interessanten Anblick. Jedes höhere Stockwerk weicht erheblich in der Front zurück, so daß vor jedem ein breiter balkonartiger Raum frei bleibt. Mitunter sind die Lehmmauern, die von einem Stockwerk zum andern führen, treppenartig abgestuft, so daß man von außen auf einer Art schmaler Freitreppe vom ersten Stockwerk in das zweite gelangen kann. Bei andern ist die Kommunikation wiederum nur durch die vorgestellten Leitern zu bewerkstelligen. Die Gebäude selbst sind aus demselben primitiven Material gefertigt, das die Spanier in ihren Adobebauten den Indianern entlehnt haben, aus ange-

feuchteter Erde, die die Sonne zu einer festen, sehr widerstandskräftigen Masse zusammengebacken hat. Bei einigen sind auch unbehauene oder höchstens ganz grob zurecht gehauene Steine zur Anwendung gekommen. Von irgend welchem Ausschmuck ist nirgends die Rede. Die geschwungenen Linien sind vollständig unbekannt, Alles geradlinig, rechtwinklig.

In den echtesten Pueblos, die von der Kultur noch gar nicht beleckt sind, hat man sich nicht die Mühe gegeben, die seit Tausenden von Jahren dort herumliegenden, abgesplitterten Felsblöcke zu beseitigen. Diese liegen oft hart an den Lehmbauten und sind zum Theil als zugehöriger Theil der Baulichkeit mit benutzt worden. Diese kleineren Pueblos haben auch gar keine Straßen, sie sind vielmehr ein riesiges Familienhaus — ein zusammenhängender, aneinander geschachtelter Komplex von Baulichkeiten, der, wenn man von der Regelmäßigkeit und Symmetrie absieht, mit dem Bienenkorbe und dessen Zellen eine gewisse Aehnlichkeit hat. Der Verkehr von einer Einzelherberge zur anderen ist nur auf dem Wege über die platten Dächer der benachbarten Behausungen zu bewerkstelligen.

Diese häßlichen würfelartigen Komplexe von Wohnstätten aus schmutziggelbem Lehm und rohen Steinen inmitten einer Umgebung von abgerissenen Felsblöcken und allerhand Geröll machen den Eindruck eines befestigten Platzes, der durch irgend ein elementares Ereigniß, durch eine große Feuersbrunst oder durch ein Erdbeben zerstört worden ist. Für unser Auge sind es nur Trümmerhaufen und Ruinen. Einige auf den hohen kahlen Sandstein aufgekleckste wirken von Weitem ungemein malerisch, wie die letzten Zeugen einer zerstörten großartigen Riesenburg.

In der Nähe der Pueblos und in diesen selbst sieht man von Zeit zu Zeit einen kleinen durch eine ganz niedrige,

etwa 2—3 Fuß hohe Lehmmauer eingefriedigten Raum, in dem zwei sehr hohe mastbaumartige Stämme neben einander eingepflanzt sind. Dieser Raum wird „Estufa" genannt und ist für die Indianer, die nicht zum Christenthum bekehrt worden sind, geheiligt — eine Art Tempel, in dem sie ihren Gottesdienst verrichten. Die einfachen, aus der Erde zum Himmel hoch aufragenden Stämme sind ein meinetwegen kindisches, aber gar nicht unpoetisches Sinnbild des rührenden Vertrauens dieser unglücklichen Menschenkinder auf ihren Vater da droben.

Die Pueblo-Indianer sind harmlose, genügsame, gutmüthige Leute. Sie treiben etwas Ackerbau, ohne sich irgendwie der Hülfsmittel neuerer Erfindungen zu bedienen, heute noch gerade so, wie vor tausenden und abertausenden von Jahren der Ackerbau von den Urvölkern betrieben worden ist. Alle ihre Geräthe sind im Zustande der kindischen Einfachheit, und mit dem Neueren und Praktischeren unserer Kultur wissen sie nichts anzufangen.

Ebenso sind ihre sonstigen Kunstfertigkeiten auf der niedrigsten Stufe. Das Beste, was sie machen, sind die Webereien, von denen ich schon gesprochen habe. Sie verfertigen auch einfache Geflechte, Körbe, Beutel, Sandalen u. dgl. und verstehen sich auch ein wenig auf die Töpferkunst. Ihre großen Krüge und Urnen haben aber nichts irgendwie Bedeutendes. Der Sinn für schöne Formen ist den Indianern völlig versagt. Das zeigt sich auch in ihren lächerlichen Bildnereiversuchen. Aus gebranntem Thon stellen sie allerhand närrische Figuren her, fast alle in lächerlich übertriebenen, thörichten Stellungen: breitbeinig stehende Kerle, die den einen wurstartigen Arm an die Stirn drücken oder eine Hand pathetisch vorstrecken oder auf's Herz legen oder beide

Arme gen Himmel heben; oder sitzende kleine Figuren, oder ungeheuerliche Bildungen mit zwei oder drei Köpfen u. dgl. Die Figuren sind entweder in der Naturfarbe oder auch mit einer dummen kunstlosen Malerei bestrichen. Den Pueblo-Indianern fehlt jedes Verständniß für die natürliche Schönheit und jede Gabe der Nachbildung; die Thonpuppen sind vollständig verhältnißwidrig. Es sind Figuren, wie sie unsere Kinder im Alter von 4—5 Jahren auf die Schiefertafel zeichnen. Den Kopf bildet eine vorn abgeplattete Kugel, die Stirn fehlt gewöhnlich ganz, hoch oben sind zwei Vertiefungen angebracht, die die Augen darstellen sollen; dann kommt ein Vorsprung, die Nase, und dann ein großes tiefes Loch, der Mund. Bei den Indianern des Nordens ist der Kunstsinn entschieden viel weiter ausgebildet. Von diesen habe ich Zeichnungen gesehen, die allerdings auch rührend kindisch waren, die aber doch eine gewisse Schärfe in der Beobachtung der Natur und eine bemerkenswerthe Kühnheit in der versuchten Wiedergabe bekundeten, kecke Verkürzungen 2c. In den Kunstwerken der Pueblo-Indianer ist davon gar keine Rede. Es ist Alles so dumm, so täppisch und läppisch wie nur möglich. Neben den unbeabsichtigten haben sie auch beabsichtigte Karikaturen, und diesen läßt sich ein starker Sinn für Komik nicht absprechen. Die rohen ungelenken kindischen Puppen mit ihren dummen Gesichtern und wahnsinnigen Geberden sind bisweilen zum Todtlachen. In dieser Bildnerei zeigt sich noch ein anderer Zug: eine starke Neigung für das Obscöne. In dieser Beziehung scheinen sich die Menschen unter allen Himmelsstrichen und auf allen Kulturstufen ziemlich gleich zu bleiben, und in den Thonarbeiten der Pueblo-Indianer findet man zweideutige Späße, die in ihrem Geschmack auf das Engste mit gewissen pompejanischen Ausgrabungen verwandt sind.

Am letzten Tage des Dezember vereinigen sich die seßhaften Indianer in ihren verschiedenen Pueblos und wählen ihre Verwaltungsbeamten für das nächste Jahr, nämlich den Governor, den ersten und zweiten stellvertretenden Governor, den Kriegsminister und dessen Stellvertreter und den Marschall oder höchsten Sicherheitsbeamten und dessen Stellvertreter.

In dem Augenblick, als wir in Isleta eintrafen, spielte sich eine sehr rührende, ja ergreifende Scene ab. Die kleine Glocke der Lehmkirche bimmelte, und auf dem freien Platze davor standen in dichten Haufen die Indianer und stießen ganz merkwürdige hohe Klagetöne aus. Sie gaben ihrem Schmerze nicht wie erwachsene Menschen Ausdruck, sie schluchzten und schrieen und winselten wie Kinder, die gezüchtigt werden. Eine alte Frau wurde begraben, die, wie man uns später sagte, mit den meisten Leuten des Dorfes verwandt war. Auf dem Platze war ein etwa acht Fuß langes, vier Fuß breites Loch gegraben, und in dieser Grube stand ein Mann, der die Leiche, die ohne Sarg an wollenen Tüchern herabgelassen wurde, in Empfang nahm und dort bettete. Die Leiche der alten Frau war vollständig bekleidet. Sie hatte die Hände über der Brust gefaltet. Vier Mädchen trugen in großen Urnen Wasser herbei und schütteten es auf die Todte. Dann wurde Erde darüber geworfen und die Grube geschlossen. Ein unausgesetztes Heulen, Jammern und Stöhnen begleitete die Feierlichkeit. Den Leidtragenden stürzten die dicken Thränen aus den Augen. Sie geberdeten sich wie Verzweifelte, und diese tiefe Trauer war allgemein. Dann gingen die Leidtragenden auseinander, und wir begegneten ihnen Nachmittags wieder in rosigster Stimmung; der Schmerz, der sich in so erschütternder Weise geäußert hatte, war schnell verflogen.

Wir durchwanderten die Gassen des Dorfes. Leider war das Wetter trübe und regnerisch, und die meisten Indianer hielten sich in ihren Wohnräumen auf. Aber auch unter dem grauen und unfreundlichen Himmel machte Isleta mit seinen Lehmwürfeln, an denen als einziger, aber sehr malerischer Schmuck die zinnoberrothen Schoten der Pfefferstaude in langen Gehängen angebracht waren, einen merkwürdigen und interessanten Eindruck. Auf uns wirkte es eigenthümlich, daß die großen Hunde frei herumliefen und die Schweine an Ketten gelegt waren. Die Leute, die in der Thür standen, begegneten uns alle mit besonderer Freundlichkeit, und alle luden uns ein, näher zu treten. Die Wohnungen waren im Allgemeinen recht reinlich und bis auf einige erbärmliche Heiligenbilder, die an den Wänden hingen, völlig schmucklos. Das Hausgeräth war überall so dürftig wie nur möglich. Bei Einigen sahen wir etwas Handwerkzeug. In einer Wohnung war in der Mitte der Decke ein Haken eingeschlagen, an dem eine aus Bast und Weide geflochtene Wiege hing; durch einen Strick wurde die Wiege in Bewegung gesetzt, und darin lag ein allerliebster kleiner rother Junge. Wir besuchten auch die Wohnung des Pfarrers, eines Jesuitenpaters, den wir leider nicht persönlich antrafen, da er sich in Amtsgeschäften nach einem benachbarten Dorfe begeben hatte. Wir lernten indessen seine Wirthschafterin kennen, die augenscheinlich in Neu-Mexiko nicht das kanonische Alter der Pfarrersköchin zu haben braucht, denn es war eine bildhübsche, blutjunge Person. Die Wohnung des Herrn Pfarrers war recht gemüthlich und musterhaft sauber gehalten, und man konnte sich denken, daß sich der ehrwürdige Herr in der bescheiden-zutraulichen Gesellschaft seiner etwa achtzehn Jahre alten Wirthschafterin ganz behaglich fühlte.

Die Vereinigung von Christenthum und Rothhaut berührt uns immer etwas seltsam. Wenn wir diese merkwürdigen Menschen vor uns sehen, die auch in ihrer Halbkultur noch die Spuren ihres wilden Urzustandes zeigen, so erscheint es uns immer logischer, daß sie auf den großen Geist, Manitou, bauen, als auf die christliche Dreieinigkeit, und Namen wie Mayo, Sepa und Satschima scheinen uns besser für sie zu passen, als die der Dolores, Carmen, Maria, Concepcion, mit denen sie hier gerufen werden. Uebrigens sind die Indianer von Isleta auch gar kein Vollblut mehr. Nicht umsonst sind sie seit drei Jahrhunderten mit den Spaniern im Verkehr der Nächstenliebe gewesen, und nicht blos mit Missionären, die das Gelübde der Keuschheit geleistet haben, sind sie zusammengetroffen. Die Rassenmischung hat sich hier in sehr merkwürdiger und ganz verschiedenartiger Weise geäußert. Einige der Pueblo-Indianerinnen sind von seltener Schönheit, mit wundervollen, großen, schwermüthigen Augen und ganz herrlichen Zähnen. Ihre Hautfarbe ist etwas heller, aber ihre dichten Haare haben dieselbe tiefblauschwarze Färbung sich erhalten. Ihre Gesichtsbildung nähert sich mehr der europäischen. Da sie das kurzgeschnittene Haar an der Seite scheiteln und sammt und sonders Beinkleider tragen, so sehen sie für uns aus wie bildhübsche Jungen. Einige wenige dieser sehr reizenden Mischlingsexemplare haben wir in Isleta gesehen, so die Tochter des Governors, die allerliebste Wirthschafterin des Herrn Pfarrers und ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, das uns an der Bahn Piniennüsse verkaufte. Aber im Allgemeinen vermag ich nicht in den Hymnus, den mein Freund Udo Brachvogel auf diese christlichen Pueblo-Indianer gesungen hat, einzustimmen. Im Großen und Ganzen machen sie vielmehr den Eindruck

einer heruntergekommenen Rasse. Das Christenthum hat ihnen körperlich nicht wohlgethan. Im Gegensatz zu den herrlichen Naturkindern der Mohaves und Arecopas, die allesammt einen wohlgestalteten Gliederbau, eine auffällige Geschmeidigkeit und Anmuth in den Bewegungen und ohne jede Ausnahme herrliche Zähne, eine frische und gesunde Haut besitzen, sehen wir hier sehr viele abschreckend Häßliche, durch und durch Ungesunde. Viele sind mit bösartigem Ausschlag behaftet oder durch Pockennarben in schaudererregender Weise entstellt. Ich begegnete Schielenden, Einäugigen, Kindern mit ganz verdorbenen, ungesunden schlechten Zähnen und all den teuflischen Segnungen der Kultur, von denen die freien Naturkinder, mit denen wir den sonnigen Nachmittag an den „Needles" in Arizona verbrachten, gänzlich verschont geblieben waren.

Unsere ursprüngliche Absicht war gewesen, von Isleta aus über Albuquerque, das wir wieder berühren mußten, nach der Hauptstation, nach Santa Fé, zu gehen. Vorher wollten wir auf der Station Wallace Rast machen, und zwar lediglich, um zu essen und zu trinken. Da waren wir auf der Atchison-Topeka-Santa Fé-Bahn, zu deren Großwürdenträgern unser liebenswürdiger Wirth, Herr C. B. Schmidt, gehörte und auf der er seinen persönlichen Einfluß zu unsern Gunsten geltend machen konnte. Es macht einen thörichten Eindruck, wenn man in der Schilderung großartiger Naturschönheiten und erstaunlicher ethnographischer Seltsamkeiten auf die Wichtigkeit der Verpflegung hinweist; aber es ist wirklich keine Nebensache. Seit mehr als acht Tagen hatten wir nichts Ordentliches gegessen. Wir hatten uns fast ausschließlich von den aus Los Angeles mitgenommenen Weintrauben genährt; und so dankbar unser Gemüth auch

war für alle die herrlichen Eindrücke, die wir empfangen hatten, so hatte sich in uns Allen doch ziemlich gleichzeitig zuerst schüchtern, dann immer vernehmlicher der Wunsch geregt, endlich einmal wieder eine vernünftige Mahlzeit einnehmen zu können; und die Aussicht auf ein gutes Beefsteak erschien uns sogar verlockender als die auf ein abermaliges Cañon oder noch eine alterthümliche Lehmbude.

Und nun saßen wir bei einem wahrhaft lukullischen Mahl, das unser vorsorglicher Freund telegraphisch angeordnet hatte, in dem unvergeßlichen Wallace. Reizende saubere Mädchen bedienten uns, und wir aßen die ganze Speisekarte herunter — Alle in rosigster Laune. Und aus der Ueberfülle des Herzens und aus der Fülle des Magens ging unserm guten Lasker der Mund über, und in zündenden Worten pries er die Freundlichkeit unseres lieben C. B. Schmidt, pries er Wallace, mit seiner guten Küche und seinen reizenden Kellnerinnen, das im Bädeker mit drei Sternen versehen werden müsse, und wies in tiefphilosophischer Begründung auf die außerordentliche kulturhistorische Wichtigkeit einer guten Verpflegung hin, die die Empfangsfreudigkeit des Gemüths stähle, den Muth hebe und die ethische Reinheit des Individuums erhalte. Und als einer unter uns die Frage aufwarf: „Was machen wir eigentlich in Santa Fé? Da giebt's wieder nichts zu essen! Sollen wir uns da noch eine verbesserte Auflage von Albuquerque ansehen, nochmals die alten Adobebauten betrachten?“ — wurden Viele bedenklich; und als unser Freund C. B. Schmidt uns ankündigte, daß wir in Las Vegas ein herrliches Hotel im Zustande der verfeinerten Kultur mit kalten und warmen Bädern, mit vorzüglicher Küche, mit edlen Weinen aus Deutschland und Frankreich finden würden, war die Entscheidung getroffen:

wir lassen Santa Fé Santa Fé sein und gehen direkt nach dem Modebade Las Vegas! Wir haben es nicht zu bedauern gehabt.

Die Bahnstrecke von Wallace nach Las Vegas ist landschaftlich von großer Schönheit. Sie steigt mitten im Felslande 6000 Fuß hoch; aber trotz dieser Höhe ist die Vegetation von herrlicher Pracht. Wegen der starken Steigung geht der Zug in langsamstem Tempo. Wir haben vollauf Zeit, uns umzusehen. Wir überschreiten den Glorietapaß, der gegen 7000 Fuß hoch über dem Meere liegt. Die Luft ist himmlisch rein und durch den Regen veredelt. Die dicht bewaldeten Berge liegen in zartblauem Duft, und über die ganze Bergkette wölbt sich jetzt ein blendend schöner Regenbogen, der allmählich im Abendhimmel erstirbt. Dieser färbt sich nun ganz schwefelgelb, und unter uns liegen die Berge in tiefem Stahlblau, in deren Furchen der Schnee glänzt. Die uns zunächst liegenden Vorberge sind in saftigstes Grün gekleidet. Die dicken Wolken lehnen sich daran an und scheinen gewissermaßen in den Zweigen der Bäume hängen zu bleiben, um sich dann in leichten Rauch zu lösen. In der Dunkelheit kommen wir in Las Vegas an.

In dem herrlichen Hotel Montezuma, das an den heißen Quellen von Las Vegas errichtet ist und mitten in Neu-Mexiko in jeder Beziehung einen Comfort bietet, wie man ihn in den von den verwöhntesten Sterblichen besuchten Modebädern der alten und neuen Welt nicht entwickelter findet, haben wir unvergeßlich heitere und frohe Stunden verbracht. Das Hotel, ein großer Holzbau in dem in Amerika jetzt allgemein zur Anwendung kommenden Stil der „Queen Anne“, bot uns im Uebermaß Alles, was das Herz sich nur wünschen konnte: gute Zimmer, gute Betten, gute Bäder, gute Gesellschaft. Die großartige Holzarchitektur wirkt hier in

dieser Umgebung ganz befremdlich. Jedes Stück, jeder Balken, jeder Pfosten, jede Fenstereinfassung, jede Thür, die ganze innere Einrichtung, die herrlichen Teppiche, die Spiegel und Möbel, die Vorhänge, die Billards, die Klaviere — das ganze Haus, mit Allem, was darum, daran und darin ist, ist aus dem Osten auf der Bahn hierhergeschafft und in zehn Monaten zu dem gemüthlichen und luxuriösen Riesenbau zusammengestellt worden.

Die Heilkraft der Las Vegas-Quellen soll eine erstaunliche sein, namentlich suchen und finden dort Rheumatismusleidende Genesung. Brachvogel nennt das Bad in seinen im „Belletristischen Journal" veröffentlichten Schilderungen treffend: „Wiesbaden in den Felsengebirgen".

Vor dem Hotel, das gegen 6000 Fuß hoch liegt, sind sehr hübsche Anlagen, und der kleine Galinasfluß belebt die Landschaft in freundlicher Weise. Die heißen Quellen liegen jenseits dieses Flusses. Es sind deren einige dreißig bis vierzig, deren kälteste eine Temperatur von achtzehn Grad Réaumur, die heißesten aber über 45 Grad Réaumur, 136 Grad Fahrenheit, haben.

Die Stadt Las Vegas selbst, von der das Badehotel ziemlich weit entfernt liegt, zerfällt wie alle Städte Neu-Mexikos in die alte mexikanische und die neue amerikanische Stadt. Wer seine Zeit in dem angenehmen Hotel verbringt, merkt in dieser ganz civilisirten Umgebung nicht, daß hier noch immer eine gewisse Rauhheit in den Umgangsformen herrscht. Für ruhige, friedliebende Leute scheint mir in der That der dauernde Aufenthalt in der Stadt Las Vegas nicht ganz rathsam zu sein. Die Mexikaner sind ziemlich heißblütige Herren und durch ihren beständigen Verkehr mit allem möglichen abenteuernden Gesindel und mit den Indianern nicht gerade in ihren Sitten verfeinert. Es kommt ziemlich oft zu Gewaltthätigkeiten. In Las Vegas selbst kaufte ich

zwei Photographien von Leuten, die auf dem kurzen Wege der Lynchjustiz gehängt waren. Der Eine ist ein Amerikaner, der betrogen und gestohlen hatte, der Andere ein Indianer, der vom Pferde aus einem ihm unbequemen Bewohner von Las Vegas die Schlinge, den Lasso, übergeworfen und den Unglücklichen zehn Minuten lang neben sich hergeschleift hatte. Die Beiden sind an den Telegraphenstangen aufgeknüpft worden. Der Indianer ist an Händen und Füßen gefesselt. Die Photographien sind nicht nur charakteristisch für die Sitten des Landes, sie zeigen auch, wie schnell die Leute in Amerika zur Hand sind, um aus Allem, was sich bietet, einen Vortheil zu ziehen. Obwohl die Exekution augenblicklich beschlossen wurde, war doch schon ein Photograph zur Hand, der von den Opfern der Volksjustiz und von den ruhig und gemüthlich das schaurige Schauspiel Betrachtenden übrigens sehr gute Bilder aufgenommen hat. Einige Tage später hatte ich die Ehre, mit einer andern Einwohnerin von Las Vegas zusammenzutreffen, die gerade ihren Mann erschossen hatte. Es wird da überhaupt ziemlich viel geschossen, und der „Barkeeper" im Hotel, ein Landsmann, der bis vor wenigen Jahren dem Studium der Philologie obgelegen hatte, warnte uns, in die Saloons der mexikanischen Stadt einzutreten, da man daselbst sehr leicht Händel bekomme, die ziemlich oft ein blutiges Ende nähmen.

Wie verjüngt verließen wir am folgenden Abend das freundliche Las Vegas, nachdem wir durch die reizende Umgebung des Hotels, das von kleinen Höhen eingeschlossen wird, einen Spaziergang gemacht hatten*).

*) Seitdem ist das großartige Hotel durch eine Feuersbrunst gänzlich zerstört worden. Aber inzwischen wird es wahrscheinlich schon wieder aufgebaut sein.

XXII.

In Colorado. Auf dem Wege nach Denver. Denver.

In der Frühe des 5. Oktober erreichten wir Colorado. Das Territorium hat in jüngster Zeit durch seinen unglaublichen Reichthum an Mineralien eine große Bedeutung gewonnen. Es sind da in aller Eile zwei Städte entstanden, die in diesem eigenthümlichen Lande mit zu dem Eigenthümlichsten gehören: Denver und Leadville. Colorado ist zur hundertjährigen Feier der Begründung der Vereinigten Staaten als „Staat" aufgenommen worden und führt daher den Namen des Centennialstaates. Nächst Californien birgt der Boden von Colorado die größten Schätze von Edelmetallen.

Im Jahre 1858 wurden dort edle Metalle zuerst entdeckt, und in Folge dessen siedelten sich Europäer in dem damaligen Territorium an, aber erst im Jahre 1861 erhielt das Territorium die jetzige Organisation des Staates Colorado. Vom Jahre 1861 bis zum Sommer 1882 belief sich der Gesammtbetrag des Bodens an Edelmetallen auf 150 Millionen Dollars, von denen 90 Millionen auf Silber und 60 Millionen auf Gold kommen, und zwar war die Ausbeute eine sich stetig steigernde. Im Jahre 1879 brachte der Bergbau acht, im Jahre 1880 sechszehn, im Jahre 1881 dreiundzwanzig, im Jahre 1882 siebenundzwanzig Millionen Dollars.

Der Staat Colorado zerfällt in zwei ganz verschiedene Theile. Der kleinere östliche ist ein großes flaches Prairiehochland, der westliche wildes und rauhes Gebirge. Die Denver-Rio Grande-Bahn, die von La Junta nordwestlich nach Denver hinaufführt, bildet genau die Scheidelinie

zwischen diesen beiden geographisch und landschaftlich grundverschiedenen Theilen. Dieser südöstliche Theil der großen Felsengebirge führt den besonderen Namen „Coloradokette". In dem westlich dahintergelagerten Strange finden sich große, von den Gebirgsketten eingeschlossene Tafelländer, die als vortreffliches Weideland gerühmt werden, meistens ausgetrocknete Seen, und die den Namen „Parks" führen. Nach diesen hat auch dieser westlichere Strang der Colorado-Felsengebirge, der gleichzeitig die Wasserscheide bildet, den Namen Parkkette erhalten.

Das gebirgige Westcolorado haben die Amerikaner, die ein großes Talent für Erfindung wohllautender und anpreisender Bezeichnungen besitzen, die „amerikanische Schweiz" genannt. Dieser Name hat gerade so viel und gerade so wenig Berechtigung wie der der „sächsischen Schweiz", nur liegen bei beiden die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten mit dem Original gerade nach den entgegengesetzten Richtungen hin. Wenn man bei der harmlosen, bescheidenen Anmuth und lieblichen Geringfügigkeit der sächsischen Schweiz sich eines freundlichen Lächelns beim Gedanken an das Berner Hochland nicht erwehren kann, so zuckt man die Achseln, wenn man das kolossale Felsen-Colorado durchwandert, das freilich sechsmal so groß ist als die Schweiz, aber sich in malerischer Beziehung mit dieser gar nicht vergleichen läßt. Einer der Grundzüge des amerikanischen Wesens, Alles in's Kolossale und Ungeheure zu treiben, zeigt sich auch in dieser Landschaft. Wenn sie eine Felsschlucht haben, so muß sie gleich 6—7000 Fuß tief und so und so viel Meilen lang sein. Es giebt nichts amerikanisch Richtigeres als die Riesenbäume beim Yosemitethal. Das Gebirgsland des Staates Colorado ist auch vor Allem riesig; aber der unbeschreibliche poetische Zauber

der Schweizer Landschaft ist dieser Größe fern. Es fehlt fast allen Bergriesen, die da aufragen, der schönste Schmuck: der Gletscher. Dieser Theil der Felsengebirge zählt nicht weniger denn sechs Berge, die über 14,000 Fuß über den Meeresspiegel sich erheben und aus der 6000 Fuß hohen Hochebene also noch immer 8000 Fuß aufsteigen.

Von der Bahn aus, die uns nach Denver hinaufführt, haben wir fast unausgesetzt den freien und schönen Blick auf den Vorderkamm dieses großartigen östlichen Vorstoßes der Felsengebirge; eine Weile sehen wir noch im Süden in herrlicher Beleuchtung, in zartestem Blau die zerklüfteten Gipfel der Spanish Peaks, die mit leuchtendem Schnee bedeckt sind. Eine ansehnliche Strecke, die der Schienenstrang durchschneidet, ist mit schönen grünen, gesunden Laubbäumen bestanden, die für uns nun Seltenheiten geworden sind. Aber das Vergnügen des schönen Waldes, „aufgebaut so hoch da droben", währt nicht lange, und bald wird die nächste Umgebung der Bahn ziemlich reizlos. Längs des Bahnkörpers sehen wir auf lange Meilen weit schräggestellte Lattenzäune, die aus Holz roh zurecht gehauen sind und oft in mehreren Reihen hintereinander stehen. Durch diese Vorkehrung soll die Bahn vor den heranwehenden Schneemassen geschützt werden, und so wenig vertrauenerweckend diese Verschläge aussehen, sollen sie doch, wie man behauptet, ihren Zweck vollkommen erfüllen.

Der Blick auf die Berge wird uns alsdann keinen Augenblick mehr entzogen, und sie machen in der herrlichen Beleuchtung des Tages einen sehr schönen Eindruck. Neben den majestätischen und edlen Formen sehen wir hier und da wunderliche Naturspiele, zum Theil ganz phantastisch komische Bildungen, die sich durch ihre bisweilen auffallend rothe

Färbung von der farbenschlichteren und ernsthafteren Umgebung merkwürdig abheben. Es sind die Sandsteinauswaschungen des „Götterhains" und „Monument-Parks", bei denen wir heute schnell vorüberfahren, die wir aber noch näher kennen lernen wollen. Und da steigt der König dieser Berge, der Pike's Peak, auf, der seinen Namen von dem ersten Weißen, der diesen Berg gesehen, dem Kapitän Zebulon M. Pike, erhalten hat.

Der Pike's Peak ist über 14,000 Fuß hoch. Auf der Spitze befindet sich die höchstgelegene meteorologische Beobachtungsstation der Welt. Die Bundesregierung hat da einen Posten aufgestellt, der täglich dreimal seine Beobachtungen nach Washington telegraphiren muß. Die Soldaten können es aber da oben in der dünnen Luft nicht lange aushalten und müssen alle drei Wochen abgelöst werden. Die Leute des Landes erzählen dem Fremden alle möglichen kuriosen Geschichten über das Leben auf dem Pike's Peak. Das Wasser brauche dort außerordentlich lange Zeit, um zu kochen — die Angaben über die Dauer des Erhitzens des Wassers bis zum Siedepunkt weichen erheblich von einander ab: einfache Leute sagen, das Wasser brauche vierzig Minuten, Andere elf Tage. Robert von Schlagintweit, der den Berg im Jahre 1880 bestiegen hat, schildert den Weg hinauf als gänzlich gefahrlos, aber die Aussicht als wenig lohnend.

Ein unerwarteter Anblick wird uns auf dieser Bahnstrecke noch geboten. Hart an der Station sehen wir einen schönen See mit tiefblauem, klarem Wasser: „Loch Katrin" geheißen, der 6800 Fuß hoch über dem Meere liegt. Es ist da ein niedlicher Pavillon gebaut, und man hat einen schönen Anblick auf die gegenüberliegende Bergkette und auf den Pike's Peak. Auf dem See schwimmen kleine Nachen.

Wenn wir uns Denver nähern, sehen wir in nördlicher Richtung einen andern schönen und großen Berg, Long's Peak, aufsteigen, der in dem vollen blendenden Schneekleide des Oktobers ein prächtiges Bild darbietet. Diese ganze Gegend macht überhaupt den Eindruck einer merkwürdigen Frische und des Behagens. Hier stellen sich die Bäume wieder ein, die ihre bunte herbstliche Färbung schon angenommen haben; und über diese heitere nächste Umgebung erblicken wir in der Ferne die schneeigen Häupter der Berge unter dem schönsten blauen Sonnenhimmel. Es ist kein Zufall, daß dies Land den Namen Colorado führt; seine Farbenpracht ist in der That unvergleichlich.

Am Mittag des 5. Oktober trafen wir in Denver ein.

Denver ist wiederum eines der stolzen Wunder des stolzen und wunderreichen Amerikas. Im Jahre 1859 angelegt, ist Denver heute eine Großstadt. Die Einwohnerzahl, deren Ermittlung in Amerika immer mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft ist, wird auf 50 bis 70,000 angegeben. Da für die Stadt natürlich ein schmückender Beiname gefunden werden mußte, die „Königin des Nordwestens" bereits an Portland, die „Königin des Westens" oder des „Stillen Oceans" an San Francisco und die „Königin des Südwestens" an Los Angeles vergeben war, so blieb für Denver nur noch die „Königin der Prairien" übrig, und „The Queen's City of the Plains" wird Denver in der That genannt. Ratzel, der feinsinnige und scharfe Beobachter des amerikanischen Landes, hat die Wahl, die man für die Anlage dieser Stadt getroffen hat, sehr entschieden verurtheilt. Er nennt es geradezu empörend, daß eine moderne Stadt, die eine Zukunft zu haben scheine, so unsinnig in die Wüste hineingebaut sei. Wäre man nur ein paar Meilen näher an das Gebirge herangegangen,

so hätten sich viel bessere Plätze finden lassen, die für die Verkehrslage gerade so günstig und wo möglich noch günstiger gewesen wären. Die Entscheidung scheine aber lediglich der blinde Zufall getroffen zu haben. „Da hatten doch die unwissenden Städtegründer unseres eigenen Alterthums einen gesunderen Sinn und mehr Voraussicht!" Er kann sich Denver mehr als eine Ruinenstadt vorstellen, durch die Wolf und Wüstenhund heult und die heißen Winde wehen, welche die Trümmer der einstigen Kultur nach und nach in Sandhügel gehüllt haben, denn als eine der „Königinnen des Westens". Dagegen nennt Robert von Schlagintweit Denvers Lage eine „reizend schöne". „Und gäbe es keine Salzseestadt, so müßte man unbedingt Denver als die schönst gelegene Stadt ganz Nord-Amerikas erklären."

Hier sind also wieder einmal die Gelehrten ganz und gar nicht einig. Der ungelehrte Besucher Denvers begreift aber das verdammende Urtheil sowohl, als auch die überschwängliche Lobpreisung. Die nächste Umgebung von Denver ist allerdings wüstenhaft unschön, sandig, steinig und unfruchtbar. Dagegen hat man von der Stadt aus eine wahrhaft herrliche Aussicht auf die naheliegenden schönen Berge der Rocky Mountains, die bei der wunderbaren Klarheit der Luft beinahe vor den Thoren von Denver zu liegen scheinen. Wir sehen im Norden den mächtigen Gipfel des Long's Peak und im Süden den schönen Pike's Peak. Ratzel hat die Hauptstadt Colorados im Jahre 1875 besucht — damals mußte die Wüstenei, die noch in die Stadt selbst hineinragte, allerdings sehr unerfreulich wirken —, Robert von Schlagintweit, der fünf Jahre später Denver besuchte, mußte von dieser Unannehmlichkeit einen viel geringeren Eindruck empfangen, und unsere Gesellschaft, die im vorigen Jahre Denver

durchreiste, hatte sogar schon einige Mühe, die Berechtigung der von Ratzel erhobenen Beschwerden herauszufinden. Ratzel klagt noch über die schlecht gedeihenden Silberpappeln und das mangelhafte Grün, und gerade die üppige Vegetation ist es, die jetzt den Fremden, der Denver besucht, so angenehm überrascht. Denver ist eine große Gartenstadt. Kanäle und Gräben durchziehen dieselbe nach allen Richtungen hin, und durch diese künstliche Bewässerung entwickelt sich überall fröhliches Gedeihen. Diejenigen, die die große Salzseestadt kennen, behaupten, daß Denver mit diesem Jerusalem der Mormonen eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit habe. In den neu angelegten Straßen sind vor und hinter jedem Hause freundliche Gärtchen mit jetzt schon ganz ansehnlichen Stämmen; und bei der großen Pflege, die man hier den jungen Anpflanzungen angedeihen läßt, ist die Befürchtung, daß der Wüstensand diese Herrlichkeit bald wieder vergraben werde, ausgeschlossen.

Im Jahre 1857 baute auf der Stelle, wo jetzt Denver steht, der erste Weiße seine Hütte, und im folgenden Jahre entstand da das erste Blockhaus. Am 1. Februar 1859 wurde das erste Gasthaus eröffnet; am 19. Dezember 1859 wurde der Ansiedlung der Stadtbrief ausgestellt. Im Jahre 1870 zählte Denver 9000 Einwohner, 1875 gegen 20,000, 1880 gegen 45,000 und jetzt soll es, wie schon bemerkt, an die 60,000 und sogar darüber zählen. Die amerikanischen Städte haben alle eine verzweifelte Aehnlichkeit miteinander, wahrhaft charakteristische Städtephysiognomien giebt es nicht. Auch Denver sieht bis auf geringfügige Unterscheidungen ungefähr ebenso aus wie alle anderen. Die Hauptverkehrsstraßen sind breit, mit stattlichen Gebäuden besetzt, die vom Centrum entfernter liegenden Straßen haben vorwiegend den Charakter

der Villenstadt mit rieselndem Wasser, hübsch wirkenden Bretterhäuschen und freundlichen Gärten; besonders erfreulich wirkt das saftige Grün der schönen Rasen.

In diesem höher gelegenen Theile der Stadt wohnen die reichen Männer von Denver, deren es nicht wenige giebt; sie haben sich gerade wie ihre Kollegen in San Francisco zum Theil großartige Paläste aus Holz in gewagter, überladener, etwas theatralisch, aber doch recht angenehm wirkender Architektur bauen lassen. Unter diesen reichen Männern ist Mr. Tabor wohl der reichste, der Rothschild des Coloradostaates. Vor gar nicht langer Zeit war dieser Herr Tabor ein armer Teufel, der mit seiner Frau bei Leadville einen Viktualienhandel betrieb und den Bergarbeitern Eier, Bier und Schnaps verkaufte. Er hatte das Glück, in den Besitz einer Mine zu gelangen, deren Erträgnisse ihm in wenigen Jahren Millionen eingebracht haben. Seine Bildung soll allerdings nicht ganz in demselben Maße zugenommen haben wie sein Vermögen, und man sagt, daß er von den Vorurtheilen der Orthographie und sonstigen Entbehrlichkeiten vollkommen frei sei. Aber mit dem Reichthum ist doch der Ehrgeiz, einen schönen Titel zu führen, in ihm erwacht, und er hat es auf dem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege der Hervorbringung einer freundlichen Gesinnung durch erhebliche Geldopfer richtig durchgesetzt, daß er auf ganz kurze Zeit in den Senat gewählt worden ist. Die Wahl soll ihm freilich über hunderttausend Dollars gekostet haben; aber er führt nun den Titel „Senator" und behält ihn, so lange er lebt. Jetzt begegnet man dem Namen Tabor in Denver überall; eine der wichtigsten Straßen führt seinen Namen; er hat das sehr gute, sogar großartige Windsorhotel gebaut, und auch die Erbauung des Opernhauses, eines der schönsten Theater der Vereinigten Staaten, ist sein

Werk. Der Saal macht auf unser europäisches Auge einen zwar befremdlichen, aber durchaus nicht unangenehmen Eindruck. Der ganze Zuschauerraum ist in Holzarbeit ausgeführt, lichtbräunlich polirt, mit farbigen Einlagen. Er wirkt also etwa wie die Einrichtung eines Salons der großen Dampfer oder der Pullmanwagen, recht behaglich und gemüthlich. Der Saal hat zwei Ränge in geschweiften Linien und drei schöne breite Prosceniumslogen. Die Stoffe für die Polstermöbel und für die Dekorirung sind sehr prächtig. Die von polirten Holzsäulen eingefaßte Bühne hat keinen Souffleurkasten. Zur Zeit meines Aufenthaltes in Denver gastirte dort eine gute Newyorker Gesellschaft. Ich sah einen Akt des „Roman Parisien", der recht flott und talentvoll, nach unserm Geschmack in der Komik wie im sentimentalen Affekte jedoch etwas übertrieben gegeben wurde.

Die meisten Straßen von Denver sind noch ungepflastert, die erhöhten Bürgersteige an den Seiten aus Bohlen hergestellt. Denver hat jetzt schon sehr bedeutende Kaufläden und Gewölbe; namentlich findet man dort Indianer-Artikel in großer Auswahl vereinigt. Aber diese sind im Allgemeinen nicht sehr bedeutend, und die Preise, die dafür verlangt werden, sind ganz unverhältnißmäßig hohe. Unter den Monumentalbauten ragt das Präsidialgebäude oder, wie man das „Courthouse" sonst nennen mag, mit seiner mächtigen Kuppel gebieterisch über alle anderen hervor.

Wenn Denver durch seine ganze Anlage, die Breite seiner Geschäftsstraßen, die Wichtigkeit der großen Kaufhäuser, den Luxus seiner Villen und die Freundlichkeit seiner gedeihlichen Gartenanlagen und frischen Anpflanzungen ein gutes Bild von dem Aufblühen und jungen Reichthum des Staates giebt, so zeigt sich in der übergroßen Zahl von Gasthöfen, Bier-

stuben, Schnapsschänken, Singspielhallen, Spielhöllen und andern Vergnügungslokalen, welcher Art jene Bevölkerung ist, die es noch nicht zu seßhaftem Wohlstande gebracht hat. Die Stadt, die im Sonnenlichte den Eindruck der rührigen Solidität macht, wirkt am Abend ganz anders. Da bevölkern sich die zahllosen Kneipen mit den eigenthümlichen abenteuerlichen Gestalten des Westens, die das, was sie in harter Minenarbeit langsam erworben haben, im Spiel und in der Gesellschaft sehr geschminkter, weniger anmuthiger als gefälliger Damen verjubeln. Denver ist offenbar keine Stadt für ruhige gesittete deutsche Jünglinge. Es geht wirklich etwas laut in den unsoliden Vierteln zu. Da werden bei Laternenschein Auktionen auf der Straße abgehalten, echt goldene Uhren bester Fabrikation mit fünfjähriger Garantie für fünfzig Cents feilgeboten. Da klingt es und singt es und winkt es aus allen möglichen mehr oder minder verdächtigen Häusern und Häuschen. Da wird gewürfelt und Lotto und Poker gespielt, Tempel gelegt; da treiben die Minstrels unter entsetzlicher Musik ihre burlesken Scherze; da wird ein Cancan vollführt, im Vergleich zu dem die ungezwungensten Tanzvergnügen im Pariser Lateinischen Viertel noch als wahrhaft erbauliche gymnastische Uebungen „höherer Töchter" gelten können. Wir besuchten einige dieser nächtlichen Sehenswürdigkeiten unter dem Schutze des unentbehrlichen Detektivs, der uns mit dem würdevollsten Anstande, ohne eine Miene zu verziehen, in die Tempel der gestatteten Freuden und in die Höhlen des lichtscheuen Lasters führte. Es stellte sich später zufällig heraus, daß dieser Detektiv früher preußischer Seminarlehrer gewesen war. Ich hatte es ihm gleich angesehen.

In irgend einem Elysiumtheater, oder wie es hieß, sahen wir eine ausgezeichnete Truppe von Minstrels, und dem besten

unter ihnen, in einem lächerlich kleinen, parodistisch winzigen Frack, dessen Schöße am Ende des Rückgrats aufhörten, in schwarzen Tricots, mit Hemdenkragen, die bis über die Stirn reichten, und Manschetten, die die ganze Hand bedeckten, stieß, während er die tollsten Sprünge von einem schwebenden Reck zum andern vollführte, das kleine Malheur zu, daß ihm das Tricot von oben bis unten platzte. Das Publikum, das fast ausschließlich aus Goldsuchern und Bergarbeitern bestand, gerieth darob in die unbändigste Freude und äußerte sein Wohlbehagen in den hohen schrillen Pfiffen und Juchzern, die die Pioniere des Westens den Indianern abgehorcht haben. Der Minstrel ließ sich übrigens durch den kleinen unerwarteten Zwischenfall in keiner Weise stören und blieb in seiner drolligen Enthüllung wenigstens noch zehn Minuten auf der Bühne. Er stimmte in die allgemeine Heiterkeit ein und benutzte die zufällige Anregung zu einigen äußerst geschmackvollen Improvisationen.

In einer Spielhölle versuchten auch wir unser Glück am Würfeltisch, und empfahlen uns, ohne der langen Gesichter der Spielhalter zu achten, nachdem wir zehn Dollars gewonnen hatten.

XXIII.

Der Götterhain und Manitou in Colorado. Unsere erste Bekanntschaft mit Kansas.

Um den Götterhain, den „Garden of the Gods“, zu besuchen und später die große Verkehrsstraße nach dem Osten, von der wir abgeschwenkt waren, wieder zu erreichen, mußten wir auf demselben Wege, auf dem wir gekommen waren, mit der Denver-Rio Grande-Bahn wieder umkehren. Wir hielten

in Colorado Springs. Die Stadt liegt an der Grenzmark des weitausgedehnten Hochprairielandes von Ostcolorado und am Fuße des Felsengebirges, des Pike's Peak. Von da führt eine schmalgeleisige Bahn nach dem nahen Manitou, das schon mitten in der wilden Gebirgslandschaft liegt. Die Stadt führt ihren Namen nach dem „Großen Geist", Manitou, den die Indianer als höchstes Wesen verehren; und wenn man diese Landschaft betrachtet, so begreift man sehr wohl, daß der poetische Aberglaube der Wilden den Sitz des höchsten Lenkers ihrer irdischen Geschicke und den Hain ihrer Götter hierher verlegen konnte. Die Lage von Manitou selbst und die nächste Umgebung sind wahrhaft entzückend. Ringsum von schönen bewaldeten Bergen eingeschlossen, mit der Fernsicht auf die Bergriesen der Rocky Mountains, inmitten einer üppigen frischen Vegetation, von klarem Wasser durchrieselt, macht der Ort mit seinen freundlichen Häusern im Schweizerstil einen ungemein lieblichen Eindruck.

Manitou hat sechs reiche Mineralquellen — Hauptbestandtheil: Soda —, die als ungemein heilkräftig gerühmt werden, und die jedenfalls einen sehr angenehmen frischen prickelnden Geschmack besitzen. Es ist auch schon unweit der Hauptquellen ein großes und schönes Kurhaus entstanden, das natürlich wie alle derartigen Neubauten in Amerika in dem landschaftlich so wenig wie möglich berechtigten plumpen Feudalstil der „Königin Anna", mit dicken viereckigen Thürmen erbaut ist. Das Hotel ist einstweilen noch ziemlich mangelhaft. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche palastartigen Monumentalbauten um unsere Heilquellen selbst aufgeführt werden, so ist man über die Lieblosigkeit, mit der diese Gottesgaben hier behandelt werden, einigermaßen erstaunt. Sie sind nicht einmal bedeckt; man hat sich darauf beschränkt, sie

einfach mit einem Bretterzaun abzustecken. Im Uebrigen läßt man das Wasser laufen, wie es eben laufen mag — es ist ja genug da —, denn wenn die Natur in Amerika einmal ergiebig ist, so ist sie gleich verschwenderisch, und dann haben die Amerikaner immer eine gewisse Aehnlichkeit mit dem „Unglücksraben" von Wilhelm Busch:

„Hans Huckebein verschleudert nur
Die schönen Gaben der Natur."

Von Manitou fährt man zunächst am Ufer des kleinen vom Pike's Peak herabrauschenden Wildbaches, der hier munter plätschert, entlang. Dieses jetzt nicht sehr ansehnliche Wasser führt den Namen Fountaine Creek, ist aber auf den Landkarten noch vielfach mit dem älteren französischen Namen „Fontaine qui bouille" bezeichnet, für dessen grammatische Willkürlichkeit ich nicht einzustehen habe. Das bischen Wasser ist Alles, was von dem gewaltigen Strom übrig geblieben ist, der in unvordenklichen Zeiten hier geschäumt haben muß und die kolossalen und abenteuerlichen Sandsteinauswaschungen, die uns im Götterhain entgegentreten sollen, verursacht hat. Nachdem wir den schmalen Fluß verlassen haben und in schluchtartige Gänge eingebogen sind, deren Felswände schon viele höchst eigenthümliche Silhouetten aufweisen, haben wir auf einmal das Gesammtgebiet des Götterhains vor Augen, der nach drei Seiten von hochaufragenden Felsen abgeschlossen wird.

Es ist eine Ansammlung der wunderlichsten Naturspiele, die man sich nur denken kann. Es hat etwas Großartiges, aber zugleich auch etwas Lächerliches. Man staunt über Form und Farbe, aber man wird zugleich die Empfindung nicht los, daß die Natur eigentlich doch nicht dazu da ist, gerade solche Späße zu machen. Den ungetrübten Eindruck einer

majestätischen und imposanten Natur hat man eigentlich nur beim Eintritt an dem sogenannten „Felsenthor“. Da stehen zwei senkrecht abfallende rothe Sandsteinfelsen einander gegenüber und genau in der Mitte zwischen beiden liegt ein niedrigeres Felsstück, das man als den „Pförtner“ bezeichnen konnte. Zwischen diesen beiden rothen Felsenwänden sieht man in der Ferne den schneebedeckten Felsengipfel des Pike's Peak aufragen, der sich hier in seiner ganzen Schönheit zeigt. Zwischen diesem Thor und diesem großartigen Abschlusse des Bildes ist ein wahres Delirium von Farben, Sandstein in geradezu unwahrscheinlichen Tönen, das Grün der Pflanzen in allen denkbaren Schattirungen, und darüber der unermeßliche Himmel, der immer wieder und wieder das staunende Entzücken der aus dem Norden kommenden Reisenden erregt. Vor uns liegt nun das Felsenthal mit seinen phantastischen Steingebilden, eingeschlossen von fast senkrecht abfallenden, durchfurchten, zernagten Felswänden. Es dürfte wohl kaum auf der bewohnten Erde noch einen Fleck geben, auf dem die launische Natur in einer ihrer seltenen scherzhaften Anwandlungen eine solche Summe von eigenthümlichen und übermüthigen Spielereien im großartigsten Stile getrieben hat. Da steigt ein Prachtbau auf, ein hoher spitzer gothischer Thurm mit zwei kleinen Nebenthürmchen; an diesen drängt sich das Schiff der Kirche, das wir in einer Verkürzung sehen und das wieder mit einem mächtigen, in kühnen Zacken sich verjüngenden Thurm geschmückt ist. „Kathedralfelsen“ oder „Montezumas Kathedrale“ wird diese schöne Felsbildung hier genannt. Da ist ein anderer mächtiger Thurm, alleinstehend, der ungeheure Verhältnisse anzustreben gesucht hat, aber nicht hat vollendet werden können, und der wie durch Gottes Zorn wegen menschlicher Ueberhebung zertrümmert zu sein

scheint: „Der Thurm von Babel“ geheißen. Da sind steinerne Riesenspargel, Riesenpilze, da ist ein kolossaler Würfel, der alle Flächen der Luft preisgiebt und nur mit einer Ecke im Boden wurzelt, der „Schwebefelsen“ genannt. Da sind groteske Fratzen, zwei zu einander gekehrte alberne Profile, die „Zwillinge“ getauft. Da sieht man ganz deutlich eine Robbe den Felsen hinaufkriechen; da in einem wirren Haufen die Trümmer einer Stadt mit den geborstenen Säulen eines Tempels und sonstige wunderliche Naturspiele.

Was den Reiz dieses phantastischen Schauspiels besonders erhöht, ist das Kolorit: rother Boden, rothe Felsen mit buntfarbigen Lagerungen, rothe Berge mit den grünen Tupfen des niederen Gesträuchs, dazwischen wieder mächtig aufstrebende tiefgrüne Fichten und Cedern und darüber der kornblumenblaue leuchtende Himmel. Es macht einen ganz merkwürdigen Eindruck.

Wenn man nach dem Pike's Peak aufsteigen will, so kommt man noch durch eine andere wunderbar romantische Gegend, den Ute-Paß, eine enge, von hohen Granitmauern eingeschlossene Felsenschlucht, an der sich ein ganz schmaler Weg entlangschlängelt und durch die sich der schöne Wildbach Fontaine qui bouille hier in herrlichen Wasserfällen herabstürzt. Der Utepaß erinnert auf das Lebhafteste an den Aufstieg von Lend nach Gastein; es ist dieselbe wilde Großartigkeit, nur hat sie hier ein viel bunteres Kleid angethan. Es ist wiederum ein wahrer Farbenrausch; und wenn man von diesen tiefrothen Felswänden, von diesen schroffen zerbröckelten Granitwänden, die schiefergrau glänzen und in ihren Adern wie mit Grünspan besprenkelt sind, ein richtiges Bild geben wollte, so müßte man mit Pinsel und Palette arbeiten; die Feder reicht dazu nicht aus. Der schönste der Wasserfälle,

der mit mächtigem Getöse herabbraust, führt den Namen der „Regenbogenfall". Das schäumende Wasser verbreitet eine herrliche Kühle. Es weht hier überhaupt eine himmlische Luft, würzig, kräftig, rein. Man athmet tief und lang und schlürft sie in langsamen Zügen.

Der einzige Mensch, dem wir im Laufe des Nachmittags begegneten, war ein blutjunger Cowboy, ein bildhübscher Kerl von achtzehn oder neunzehn Jahren. Er trug die steife bestaubte Lederhose, aus deren Seitentasche der Schaft des Revolvers hervorsah, und ein tiefblaues Wollenhemd ohne Halstuch, das er nicht zugeknöpft, das der Wind zurückgeschlagen hatte, und unter dem die nackte Brust sichtbar war. Während wir zum Regenbogenfall hinaufstiegen, kam er auf dem steil abfallenden schmalen Wege in gemächlichem Schritt dahergeritten. Er hatte seinem Braunen die Zügel über den Hals geworfen und las die „Police Gazette", ein in den Vereinigten Staaten außerordentlich verbreitetes illustrirtes Wochenblatt, das alle Schauergeschichten und Verbrechen sogleich durch Wort und Bild darstellt. Das Blatt steht in sehr geringer Achtung, aber es bringt seinem Herausgeber jährlich ein Vermögen ein.

Unsern Rückweg nahmen wir über das landschaftlich ebenfalls wunderschöne Williams Cañon. Die Schlucht ist hier zum Theil so eng, daß man vom Wagen aus nach beiden Seiten hin die einschließenden Felsenwände berühren kann. Wir steigen aus und klettern auf einem übrigens bequem angelegten Wege an einer der fast senkrecht herabfallenden Felswände hinauf. Die Felsen schieben sich so zusammen, daß man auf mäßiger Höhe ringsum von dem steinernen Gehäuse eingeschlossen ist. Hier hat das Cañon ganz den Charakter unserer „Klamm". Ueber uns nur ein seltsam zer-

setztes Stück blauen Himmels, rechts und links fallen die Felsen fast lothrecht ab. Es sind nackte Wände in den merkwürdigsten Schattirungen, namentlich gelbbräunlich roth mit metallen schimmernden bleigrauen Flächen. In ihrer untersten Lagerung sind sie von ganz geradlinigen Furchen, die eine intensiv rothe Färbung haben, durchschnitten. Es wirkt ganz eigenthümlich, wenn in dieser Steinigkeit, in der alles Pflanzenleben erstorben zu sein scheint, auf einmal unser Blick auf einen Vorsprung fällt, auf dessen höchster Höhe eine Zwergtanne aufgeschossen ist. Die uns gegenüberliegende Felswand ist noch schöner und lebhafter in den Farben. Einige Theile sind tief korallenroth, die Wand hat gewaltige Risse und Löcher, die wie Schlupfwinkel für räuberisches Gesindel ausschauen. Beim Abstieg erweitert sich der Blick. Links rücken die kleinen Heeresmassen der Felsen vor und rechts schließen bewaldete Höhen in sanften Wellenlinien das ganz herrliche Panorama ab.

Aber nun kommt der Abend. Die Sonne, die all' diese Pracht hervorgebracht hat, geht zur Rüste, ein ungeheurer Schleier legt sich über das Bild, das soeben noch unser Auge entzückt hat, und die Pferde müssen stark angetrieben werden, um uns noch zu guter Stunde nach dem Gasthause in Manitou zurückzubringen.

In Pueblo vereinigten wir uns am andern Morgen wieder mit den übrigen Reisegefährten, die sich mit einem kürzeren Aufenthalt in Denver und einem flüchtigen Ausfluge nach dem Götterhain begnügt, dafür aber das Arkansas Cañon besucht hatten.

Von Pueblo aus durchschneidet die Bahn das östliche flache Colorado, das landschaftlich ganz reizlos ist. In Coolidge sind wir bereits auf dem Gebiete von Kansas.

In dieser Stadt stieß eine sehr interessante Gesellschaft zu unserem Zuge. Es war eine Gesellschaft von neunzehn Herren und einer Dame. Alle waren sehr aufgeräumt, in bester Laune, unterhielten sich lebhaft, lachten, rauchten; sie hatten sammt und sonders interessante Köpfe, und man merkte es ihnen auf den ersten Blick an, daß sie etwas Besonderes waren. Zwölf der Herren waren nämlich trotz der Heiterkeit ihrer Stimmung in ihren Bewegungen nicht ganz frei, sintemal sie an den Beinen stark gefesselt waren. Es war ein Transport von dreizehn Gefangenen, zwölf Männern und einer Frau, die nach dem Staatszuchthause von Kansas nach Leavenworth unter Führung des Sheriffs und seiner sechs Wächter, die ihn begleiteten, gebracht werden sollten. Die Beamten unterschieden sich von den Verbrechern äußerlich gar nicht; erst wenn man den Blick auf die Knöchel warf, konnte man den allerdings bezeichnenden Unterschied bemerken: daß die Einen unbelastet waren, die Anderen aber schwere Ketten trugen.

Im Lande der demokratischen Gleichheit giebt es keine besonderen Wagen zum Transport für Gefangene, also auch in dem Wagen, in dem die dreizehn Verbrecher weilten, befanden sich harmlose Reisende; auch einige Herren unserer Gesellschaft nahmen in demselben Wagen Platz. Wir stellten uns dem Sheriff vor, einem höflichen, zartfühlenden Manne, der als Busennadel ein kleines Richtbeil in seiner Kravatte trug. Er erzählte uns, daß die seinem und seiner Begleiter Schutze Anvertrauten soeben vom Gerichte in Neu-Mexiko verurtheilt seien. Neu-Mexiko besitzt aber kein eigenes Zuchthaus. Da in diesem Territorium indessen doch noch einigermaßen rauhe Sitten herrschen und Mord und Todtschlag keineswegs zu dem Ungewöhnlichen gehört, so kommt es mit-

unter vor, daß gelegentlich einige Mörder verurtheilt werden. Das Territorium hat daher mit Kansas einen Vertrag abgeschlossen, nach dem sich Kansas verpflichtet, gegen Entschädigung von so und so viel für den Kopf die Verbrecher von Neu-Mexiko im Staatszuchthause von Leavenworth, Kansas, in Gewahrsam zu nehmen.

Unter den Verbrechern befanden sich mehrere recht interessante Individuen. Am auffallendsten war ein junger gutgekleideter Mann mit angenehmen Gesichtszügen und wohlgebaut, ein „fescher Kerl“, wie man in Wien sagen würde. Er rauchte seine Cigarrette, hatte den Zahnstocher hinter's Ohr gesteckt und bewegte sich in dem großen Wagen mit außerordentlicher Gewandtheit, trotz der behindernden Fußschellen. Beide Hände auf die Lehnen stemmend, hopste er wie ein Sperling durch den schmalen Gang des Wagens mit erstaunlicher Geschwindigkeit und besuchte bald diesen, bald jenen seiner Kollegen. Der junge Mann war Hülfssheriff gewesen und nach der Auffassung der Richter in der Ausübung seines Berufs etwas zu weit gegangen. Er hatte nämlich einen Gefangenen zu transportiren gehabt, und dieser Gefangene hatte eine sehr schöne Frau, für deren Schönheit der junge Hülfssheriff nicht blind gewesen war. Unter dem Vorwande, daß sich sein Gefangener nicht korrekt benommen habe, hatte er den schnellen Weg eingeschlagen, denselben mit dem Revolver niederzuschießen, was den Verkehr mit der jungen Wittwe natürlich außerordentlich erleichterte. Man hatte diese Handlungsweise aber doch etwas zu energisch gefunden und ihn deswegen zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt. Mit Auszeichnung wurde die einzige Dame der geschlossenen Gesellschaft behandelt. Die Verurtheilte saß neben dem Sheriff. Sie war eine schöne, bedeutend aus-

sehende Frau von etwa fünfunddreißig Jahren. Sie hatte den Kopf einer römischen Matrone und eine große Aehnlichkeit mit der Ristori. In ihren jüngeren Jahren hatte sie vermuthlich ein leichtes Leben geführt, und mit einem ihrer Liebhaber hatte sie sich auch vermählt. Mit ihrem Manne hatte sie nun einen „Saloon" in Las Vegas eröffnet, in dem das ganze Gesindel der Umgegend verkehrte und Bier und Schnaps geschänkt wurde. Das Geschäft blühte und würde noch mehr geblüht haben, wenn nicht der Herr Wirth selbst sein bester Gast gewesen wäre. Dieser war ein Desperado, ein gefährlicher Strolch, ein Säufer und machte zu wiederholtenmalen Versuche, sich thätlich mit Messer und Revolver an seiner Frau zu vergreifen. Die Frau erklärte ihm das zweite- oder drittemal, daß sie nicht gesonnen sei, sich diese Behandlung gefallen zu lassen; sie kaufte sich einen Revolver und drohte ihrem Manne, daß sie ihn, wenn er sich wiederum seine lebensgefährlichen Späße ihr gegenüber erlaube, niederschießen würde. Und das sollte denn auch geschehen. Eines Abends, als der Mann wieder angetrunken war und wieder seine Frau mißhandeln wollte, zog diese unter dem Kopfkissen den Revolver hervor und schoß ihn richtig todt. Sie war zu vier Jahren verurtheilt; aber der Sheriff sagte, daß man sie nach sechs Monaten laufen lassen würde.

Während wir uns gemeinsam von den Anderen unterhielten, zog die Dame ein sehr großes, sehr langes und sehr solides Dolchmesser aus der Tasche und reinigte sich damit die Nägel. Als sie gleich darauf sich desselben Instrumentes als Zahnstocher bediente, wurde mir nicht ganz wohl, und ich trat eine Weile auf die Platform. Der Sheriff folgte mir und erzählte mir noch die Geschichte von einigen Anderen. Unter der Gesellschaft waren noch vier Mörder, die zu lebens-

länglichem Zuchthaus, oder wie es in Amerika heißt: zu „neunundneunzig Jahren Zuchthaus“ verurtheilt waren. Es waren fast Alles Mexikaner mit tiefdunkler, graubrauner Gesichtsfarbe, schwarzen funkelnden Augen und schwarzen glänzenden Haaren. Außer den Mördern waren noch einige Pferdediebe, Fälscher, Einbrecher und dergleichen da. Einer hatte einem glücklichen Nebenbuhler die Augen ausgestochen, ein Anderer, der in seiner Gegend einen großen Ruf als ausgezeichneter Gelegenheitsdichter besaß, hatte wegen einer Spielschuld von sechs Dollars, die der Verlierer bestritten hatte, seinen Mitspieler erschossen, zwei hatten die Post ausgeraubt ꝛc. Der Merkwürdigste von Allen aber war ein glattrasirter Halunke mit einem empörenden Spitzbubengesicht, der seine langen schwarzen Haare in Zöpfe geflochten hatte. Er sah ganz weibisch aus, und in der That hatte er in Frauenkleidern als angebliches Weib mit einem Spießgesellen in einem Zelte gelebt. Er hatte, genau wie Maddalena in „Rigoletto“, leichtgläubige Männer angelockt; und die Unglücklichen, die der Verlockung folgten, wurden von dem Genossen beraubt und ermordet. Den eigentlichen Mörder hat man nie erwischt; er ist in die Berge entflohen. Dieser Schlepper ist mit der verhältnißmäßig leichten Strafe von sechs Jahren Zuchthaus davongekommen.

Alles das erzählte uns der freundliche Sheriff, und er erzählte uns auch das uns unglaublich Scheinende, dessen Wahrheit wir später aber erhärteten, daß vor vier Tagen derselbe Zug hier an derselben Stelle von zwei Strolchen überfallen worden sei. Ein Eisenbahnzug! Hinter Coolidge waren zwei Kerle aufgesprungen, sie hatten den Lokomotivführer erschossen und den Heizer leicht angeschossen. Dieser hatte sich todtgestellt. Darauf waren die Beiden in den

Gepäckwagen eingedrungen, um den eisernen Kasten der Expreßkompagnie zu rauben. Der Heizer hatte sich aber inzwischen aufgerafft, einige Leute des Dienstpersonals herangeholt, und ehe die Strolche ihren Raub vollführen konnten, hatte man den Angriff gegen sie unternehmen können. Die Räuber sprangen während des Fahrens ab, eine Salve von Revolverschüssen sauste ihnen nach, aber Keiner wurde getroffen. Sie hatten nur Geringwerthiges stehlen können. Während dieses Zwischenfalles war die Lokomotive ohne Leitung geblieben. Acht Tage später las ich in Newyork, daß die beiden Kerle abgefaßt seien.

XXIV.

In Kansas. Die Mennoniten-Ansiedlung. Rückkehr nach Newyork.

Kansas ist flach wie die Hand, ein langweiliges Weideland, durchzogen vom traurigen Kansasflusse, der für die Schifffahrt nicht taugt. Stundenlang ist kein Baum zu sehen. Ueberall begegnet der Blick ungeheuren Heerden von Rindern und Pferden und den berittenen Hirten und Treibern. Da weidet so eine kolossale Heerde, die ein paar tausend Stücke zählen mag; und da, hart am Bahnkörper, liegt auf dem nackten Boden, auf dem Rücken, mit offenem Munde, im heißen Sonnenschein der Cowboy und hält sein Mittagsschläfchen. Sein Pferd hat er mit einem Strick an seinem Bein befestigt. Der große Viehstand des Staates hat zur natürlichen Folge, daß hier auch eine große Anzahl von Cowboys vereinigt ist, und diese haben ihren eigentlichen Sammelpunkt in Dodge City, die die wildeste Stadt der

Vereinigten Staaten sein soll; es giebt da täglich blutige Händel, täglich Mord und Todtschlag.

Wir trafen zur Mittagsstunde an einem Sonntag in Dodge City ein. Am Bahnhof und in den nächstliegenden Straßen trieben sich die unbeschäftigten Cowboys in dichten Schaaren herum. Sie sahen allerdings viel schlimmer aus als die Gentlemen-Mörder, mit denen wir zusammenfuhren. Es waren zum Theil sogar ganz fürchterliche Gesellen und einige waren, obgleich es doch noch früh am Tage war, schon stark angetrunken. In ihrem Gesichtsausdruck erinnerten sie Alle an den „wackern Schwaben", der sich „nit forcht." Sie wirkten lange nicht so sympathisch wie die Cowboys, die ich oben in Montana und in Oregon getroffen hatte. Die Cowboys sind, wenn sie Ferien haben, sehr eitel, gerade wie die Seeleute, und ihr malerischer Anzug kostet, wenn er von besonders guter Qualität ist, viel Geld. Einer der Cowboys war in vollem Sonntagsstaate. Er hatte eine funkelnagelneue Lederhose an, die an den Nähten mit bunten Verzierungen sauber gesteppt war. Besonders schön und reich war der lederne Gurt, aus dem ein blitzender Revolver hervorsah. Er trug ein hellblaues Wollenhemd, das mit blauseidenen Senkeln geschnürt war, und einen riesigen breiten Filzhut mit kunstvoll geflochtenem Lederriemen darum. Am komischsten wirkte es, daß dieser Mann, den man sich nach seiner übrigen Beschaffenheit gar nicht anders vorstellen konnte als mit schweren, dicksohligen Stiefeln bewaffnet, ganz kokette Damenbottinen trug mit hohen nach innen geschwungenen Absätzen, spiegelblank gewichst.

Die Stadt besteht aus einer langen Reihe von elenden Bretterbuden, sammt und sonders „Saloons" und „Hotels". Einige führen natürlich wiederum den anspruchsvollen Titel

„Opera House“. An den Thüren stehen schlechtgeschminkte Weiber in leichter Gewandung, mit falschen Haaren und frechen Blicken. Aber noch schlimmer als diese bretternen Behausungen und die jämmerlichen Lehmbuden und Zelte sind die sogenannten Dug-out's, in denen viele dieser Herren wohnen. Es sind einfach in die Erde gegrabene Löcher, über die Stangen und Bretter gelegt und die dann mit Heu und Erde bedeckt werden; ein kleines Loch bleibt frei zum Einkriechen. Es kommt vor, daß in der Finsterniß der Nacht Wagen arglos über diese primitiven Keller hinwegfahren, bisweilen auch einmal einbrechen und den im Dug-out Schlafenden jählings aus dem Schlummer aufschrecken. Diese Erdhöhlen sind die billigsten Wohnungen der Schöpfung — sie kosten eben gar nichts, nur die Mühe der Herstellung. Die Baustelle kostet nichts, das Material kostet nichts. Sie werden von den nomadenhaft weiterziehenden Hirten verlassen und von deren Nachfolgern in Besitz genommen. Solche Dug-out's findet man in beträchtlicher Anzahl in der Nähe von Dodge City. Daß hier ein Hauptplatz für den Viehhandel ist, sieht man übrigens auch an den großen Ein- und Ausladestellen, die dort errichtet sind. In der nächsten Nähe der Stadt ist der erheblichste Militairposten des Westens: Fort Dodge.

Nicht weit von hier entfernt liegt die Stadt Windthorst, eine Ansiedlung von Hannoveranern und Westphalen, die zur Zeit etwa vierzig Familien und zweihundert Personen zählte. Die Bewohner von Windthorst leben friedlich welfisch und ultramontan beisammen und nähren sich rechtschaffen von Ackerbau und Viehzucht.

Von Zeit zu Zeit sieht man einsam in der Prairie ein kleines weißes Häuschen, gewöhnlich mit einem bescheidenen thurmartigen Aufbau. Das sind die Schulhäuser. Wenn

nämlich innerhalb eines Bezirkes von sechs Sektionen (sechs englsichen Quadratmeilen) fünfzehn schulpflichtige Kinder vorhanden sind, so ist der Staat verpflichtet, ein Schulhaus zu bauen und Lehrer anzustellen. Das Schuljahr wird nominell auf sechs bis acht Monate gerechnet, aber der Staat beansprucht thatsächlich doch nur den Zwang von zwei Monaten. Die Kinder können also unter Umständen zehn Monate Ferien haben. Sie reiten stundenweit zu ihrer Schule; während der Lehrzeit werden die Pferde angebunden, und nach der Schule reiten sie wieder nach Hause. Wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke und damit die Schulverhältnisse in Kansas vergleiche — zehn Monate Ferien, und während der Schulzeit stundenlang hoch zu Roß! — dann dünkt mich Kansas ein wahres Paradies für die lernbedürftige Jugend zu sein. Obgleich sich in den letzten Jahren gegen 60,000 Deutsche an der Strecke der Santa Fé-Bahn angebaut haben, ist doch noch sehr viel Raum da. Für Liebhaber des Ackerbaues mag das landschaftliche Kansas höchst interessant sein; der reisende Laie findet es recht langweilig und einförmig.

Aber Kansas hat eine Eigenthümlichkeit, die unsern liebenswürdigen C. B. Schmidt mit besonderem Stolze erfüllt, und die wir schon aus diesem Grunde näher kennen lernen mußten: Kansas ist der Hauptsammelpunkt der Mennoniten, und Herr C. B. Schmidt ist es gewesen, der die Ansiedlung dieser zum Theil wohlbegüterten und durchweg fleißigen Leute in dem Staate hauptsächlich bewirkt hat. Diese That hat ihm auch die große Stellung verschafft, deren er sich jetzt zu erfreuen hat. Die Hauptansiedlungen liegen um Newton, und da blieben wir vierundzwanzig Stunden, um das, was Herr C. B. Schmidt für den Staat Kansas gethan hat, in Augenschein zu nehmen.

Die Auswanderung der Mennoniten aus Europa begann im Frühling 1873 und in Süd-Rußland. Der hauptsächliche Grund dafür war, daß gewisse Vorrechte, die ihnen bei ihrer Uebersiedlung aus Ostpreußen von der Regierung Katharina II. bewilligt waren, zurückgenommen wurden, namentlich die vollständige Befreiung vom Militärdienst. Bekanntlich ist aber das Nichttragen von Waffen einer der Glaubensgrundsätze ihrer Sekte; nach der neuen Militärordnung sollten sie nun auch in Rußland zum Kriegsdienste herangezogen werden. Auf Verwendung der preußischen Regierung wurde ihnen eine zehnjährige Auswanderungsfrist bewilligt. Im Jahre 1872 schickten sie daher eine Deputation, bestehend aus zwölf Predigern, nach Amerika; diese sollten an Ort und Stelle Erkundigungen über geeignete Plätze zur Ansiedlung einziehen und dann der Gemeinde Bericht erstatten. Die Deputation durchreiste den ganzen Westen der Vereinigten Staaten und Kanadas; sie wurde natürlich von allen Eisenbahnverwaltungen und Staatsbehörden, die die Wichtigkeit einer Mennoniteneinwanderung sehr wohl erkannten, mit amerikanischer Gastfreundschaft aufgenommen. Die Bahnen des Ostens bewarben sich um Beförderungskontrakte, die des Westens, welche große Ländermassen zu besiedeln hatten, boten unter günstigen Bedingungen Ansiedlungsplätze an. Die Gelehrten waren aber wieder einmal nicht einig, und der Bericht der Deputation fiel im Allgemeinen unbefriedigend aus, so daß sich die mennonitische Einwanderung zersplitterte. Etwa die Hälfte der Einwanderer kam nach Kansas, die andere Hälfte zerstreute sich auf Nebraska, Minnesota und Dakota.

Die Mennonitenansammlungen in Kansas beschränken sich auf das Gebiet der Santa Fé-Bahn; ihre Seelenzahl ist gegenwärtig etwa 15,000, ihre Farmen gehören zu den werth-

vollsten und schönsten des gesammten Westens. Im County Harvey ist das Handelscentrum der Mennoniten von Kansas. Außerdem giebt es da noch ein Dutzend Städte und Stationen, die ihr Aufblühen diesen fleißigen und ordentlichen Ansiedlern verdanken. Abweichend von den amerikanischen Pionieren, die das Bedürfniß der Geselligkeit wenig zu empfinden scheinen, haben sich die Mennoniten zu kleineren und größeren Dörfern zusammengesiedelt, denen sie auch meistens deutsche Namen gegeben haben, z. B. Gnadenau, Blumenfeld, Hoffnungsthal 2c. Es giebt eine große Anzahl solcher Dörfer, die gewöhnlich zwei bis drei englische Meilen von einander entfernt liegen. Der gegenwärtige Landbesitz der Mennoniten in Kansas beziffert sich ungefähr auf fünfhundert englische Quadratmeilen. Obgleich die Ansiedlungen erst etwa zehn Jahre alt sind, tragen sie doch schon den Stempel einer alten Kultur. Es thun sich gewöhnlich fünf oder sechs Nachbarn zusammen, um die Gebäude, Obst- und Blumengärten gemeinsam anzulegen, und um diesen aus nachbarlichem Einzelbesitz gebildeten Komplex breiten sich die Felder aus. Jede Wohnstätte ist mit Maulbeerhecken umgeben, und jede Farm mit einer Hecke von Orangenbäumen. Sie sehen alle ungemein freundlich und nett aus. Das Hauptprodukt der Farmen für den Weltmarkt ist der Winterweizen, außerdem werden aber auch Mais, Gerste, Hafer, Roggen, Flachs, Seide, Kartoffeln und Gartengemüse aller Art gezogen, besonders Wassermelonen, die hier eine ungewöhnliche Größe erreichen. Zur Bearbeitung des Landes verwenden die Mennoniten die besten amerikanischen Maschinen. Der Viehbestand ist vortrefflich, die Häuser sind geräumig, einfach und sehr reinlich.

Stundenlang, lange Stunden lang fuhren wir durch gutgehaltene Aecker, die das Herz unsres Freundes C. B. Schmidt

mit tiefem Wohlgefallen erfüllten, für die wir Großstädter aber leider gar kein empfängliches Herz besaßen. Wir besuchten einen Bauern, Herrn Riechert, der in seiner Gemeinde eine hohe Stelle einnimmt — ich glaube gar, er ist Bischof oder so etwas — und der uns auf das Freundlichste aufnahm. Mit einer Frau und zehn Kindern ist er in das Land gewandert, und drei weitere Kinder hat ihm seine Sarah in Amerika noch geschenkt, und die ganze Gesellschaft lebt und gedeiht; so und so viel Kinder sind verheirathet. Langsam und weihevoll sprach er zu uns und machte Lasker namentlich zur Pflicht, im deutschen Reichstage laut zu verkünden, daß man es ja in Rußland höre, wie es ihm und seinen Glaubensgenossen hier gut gehe, daß sie zwar eine treue Liebe zur alten Heimath sich bewahrt hätten, aber auch ihrem neuen Vaterlande von Herzen zugethan seien, daß sie an den politischen und nationalökonomischen Interessen dieses Landes in einer Weise theilnähmen, wie es in Rußland nie der Fall gewesen sei.

Die Mennoniten haben ein eigenes halbreligiöses Blatt, das in Halstead herausgegeben wird; dort unterhalten sie auch eine Mennonitenhochschule, zu der übrigens auch Nicht-Mennoniten Zutritt haben. Wider Erwarten entwickeln die Mennoniten hier einen regen Unternehmungsgeist in geschäftlicher wie religiöser Hinsicht. Die Wohlhabenderen unter ihnen betheiligen sich an großen industriellen und kommerziellen Unternehmungen, an Dampfmühlen, Banken ꝛc. Viele besitzen städtisches Eigenthum und bauen Geschäftshäuser zum Vermiethen. Aber auch als Missionäre entfalten sie eine besondere Thätigkeit und Geschicklichkeit, und sie haben in dem benachbarten Indianer-Territorium in verhältnißmäßig kurzer Zeit schon Ansehnliches geleistet. Die Mission der Mennoniten

namentlich unter den Cheyenner Indianern ist so erfolgreich gewesen, daß ihr von Seiten der Regierung das Fort Darlington vollständig zur Verfügung gestellt worden ist. Jetzt findet man auf mennonitischen Farmen nicht selten junge Indianer der wildesten Stämme, die sich als Knechte verdungen haben; und das ist ein Erfolg, der bis jetzt von keiner andern Mission erzielt worden ist.

Die günstigen Berichte der südrussischen Mennoniten aus Kansas hatten die Einwanderung von Mennoniten aus der Nogatniederung in Westpreußen zur Folge. Diese preußischen Mennoniten, die im Jahre 1876 auszuwandern begannen, sind für die Union bei Weitem die wichtigsten Ansiedler. Unter ihnen befinden sich fast nur Wohlhabende, Einige sind sogar reich; mehrere Familien haben über 50,000 Dollars mitgebracht, einzelne sogar über 100,000 Dollars. Sie haben größere Länderkomplexe gekauft und fertige Farmen; ihre Gebäulichkeiten sind nicht nur groß, sondern in vielen Fällen sogar elegant, mit parkartigen Anlagen umgeben. Die preußischen Mennonitenansiedlungen erstrecken sich von Newton in östlicher Richtung bis auf zwanzig Meilen. Aber auch aus Amerika bekommt die Mennonitenansiedlung in Kansas Verstärkung. In den letzten Jahren sind die Winter in Dakota ziemlich rauh gewesen, und von dort sind zahlreiche Mennoniten nach Kansas herabgestiegen. Kansas kommt den nützlichen Leuten natürlich in jeder Weise entgegen und hat ein eigenes Gesetz gemacht, das diese Mennoniten ein- für allemal vom Militärdienste befreit. Die Mennoniten leben in Arbeit und in der Zucht des Herrn. Sie gelten als die besten Landbebauer der Vereinigten Staaten und vermehren jährlich ihren Wohlstand. Nur eines Feindes sind sie noch nicht Herr geworden: ab und zu lassen sich ungeheure Heu-

schreckenschwärme auf ihren Aeckern nieder, schädigen auf das Empfindlichste die Ernte und vernichten sie stellenweise ganz. Diese Landplage in Kansas hat noch nicht ausgerottet werden können. In den letzten Jahren haben aber die Heuschrecken geringeren Schaden gebracht, und die Mennoniten, mit denen wir uns unterhielten, sprachen darüber wie wahre Philosophen.

Kansas ist übrigens auch der Staat, in welchem die Temperenzler den größten Sieg erfochten haben. Sie hatten damals noch einen republikanischen Gouverneur, der den Grundsätzen der Mäßigkeitsvereinler huldigte — er ist seitdem von einem demokratischen Antitemperenzler verdrängt worden — und das Verbot des Verkaufs von Spirituosen und berauschenden Getränken aller Art ist in Kansas zum Staatsgesetz erhoben worden. Nach dem Buchstaben des Gesetzes wäre es also nicht möglich, in Kansas ein Glas Bier oder Schnaps zu kaufen; aber in Wahrheit ist die Sache natürlich nicht so schlimm. Das alberne Verbot wird überall umgangen. Ich weiß nicht, wie viel Spitzfindigkeiten erdacht worden sind, um diesem Gesetze ein Schnippchen zu schlagen; ich weiß nicht einmal, ob Uebertretungen des Gesetzes, das einstweilen zu Recht besteht und noch nicht hat beseitigt werden können, überhaupt noch verfolgt werden. Aber vor einigen Jahren mußten thatsächlich alle Schänkstuben geschlossen werden, und die Wirthe, welche Bier und Wein verkauften, wurden zum Theil zu harten Strafen verurtheilt. Robert von Schlagintweit erzählt in seinem Buche über die Santa Fé-Bahn eine ganze Reihe von lustigen Temperenz-Anekdoten. Da kein Bier verkauft werden durfte, wurde „deutscher Thee" oder „schwarze Sauce" verkauft, was ganz genau auf dasselbe herauskam. Ein Wirth verschaffte sich die Licenzien des

Arztes und verabfolgte als „Medizin“ seinen „Patienten“ größere oder geringere Quanten von Bier und Schnaps; andere Wirthe wurden Direktoren einer Aktien-Gesellschaft; Jedermann konnte durch Unterschrift Aktionär werden und erhielt für 25 Cents eine Aktie, die er wiederum in Bier umsetzen konnte. Ich persönlich habe von dem Bestehen des Spirituosenverbotes gar nichts bemerkt. Wir haben auch in Kansas in den öffentlichen Wirthsstuben zu unseren Mahlzeiten gerade so gut und gerade so schlecht Wein und Bier bekommen wie überall.

Bei einem Gewitter, wie ich es in meinem Leben nicht gesehen habe, wie es aber hier zu Lande nicht zu den Seltenheiten gehören soll, unter unausgesetzt flammendem, leuchtendem Horizonte und unaufhörlichem, mächtigem Donner verließen wir am Abend des 8. Oktober Newton. Den folgenden Tag verbrachten wir in Kansas City. Da nahm der gute Lasker, der zu seinem Bruder nach Texas sich begeben wollte, von uns Abschied. Wir hatten ihn Alle während unsres wochenlangen intimen Zusammenseins sehr liebgewonnen, und er selbst bezeichnete die wundervolle Reise, die wir gemeinsam gemacht hatten, als das interessanteste Erlebniß seines Daseins. Er trug mir an die gemeinsamen Freunde in der Heimath tausend Grüße auf, und mit dem Wunsche auf ein fröhliches Wiedersehen im Januar und in Berlin schied er von uns. Auch unser liebenswürdiger Freund und Führer C. B. Schmidt kehrte von da nach dem Sitze seiner Wirksamkeit, nach Topeka zurück, und Richard Oberländer begleitete ihn. Dr. Siemens war uns schon nach Newyork vorangeeilt, und unsre jetzt stark zusammengeschmolzene Gesellschaft löste sich am andern Tage ganz auf. In Kansas City blieben wir nur, um den Abendzug nach

Saint Louis abzuwarten; die Stadt selbst hätte uns zu einem Aufenthalte nicht reizen können. Es hatte geregnet und der Erdboden war, da die Straßen nicht gepflastert sind, zu einem entsetzlichen Matsche aufgeweicht; bis über die Knöchel mußte man durch den Schmutz waten, um von einer Seite der Straße auf die andere zu gelangen. Die Bohlen der Fußstege an den Häusern waren zum Theil verfault, durchweg glitschrig und abscheulich. Ich habe nie eine unsauberere, häßlicher wirkende Stadt gesehen als Kansas City bei Regenwetter.

Am andern Morgen, 10. Oktober, trafen wir in Saint Louis ein. Wir hatten natürlich auf unserem Programm diese bedeutende Stadt, in der eine sehr starke, hochgebildete und hochangesehene deutsche Bevölkerung lebt, ganz besonders vermerkt. Aber in den letzten Tagen hatte sich unserer doch ein merkwürdig starkes Verlangen nach Ruhe bemächtigt. Seit vollen sechszig Tagen waren wir nun beständig unterwegs. Wir waren wegemüde, wir hatten so viel Natur- und Menschenwunder gesehen, daß wir übersättigt waren, und wir hörten nur noch mit halbem Ohr hin, wenn uns wieder einmal von etwas Außerordentlichem und Einzigem erzählt wurde. Die Tage, die uns noch von der Abreise aus der Neuen Welt trennten, waren gezählt; und so dankbar ich für alle Genüsse war, die diese unvergleichliche Reise uns geboten hatte — ich war im innern Herzen doch recht vergnügt, daß die Stunde der Heimkehr bald schlagen sollte.

Das war die Stimmung, die mich beherrschte, als ich am Morgen des 10. Oktober erwachte, und in diesem Sinne sprach ich mit dem liebenswürdigsten und gefälligsten Reisegefährten, mit Udo Brachvogel. Ich sagte ihm, daß ich am liebsten nun gar nicht mehr aussteigen möchte, und gleich auf

geradestem Wege nach Newyork ginge; die großen Städte der älteren amerikanischen Kultur, die Städte des Ostens könnte ich mir ja bei meinem nächsten Aufenthalte in den Vereinigten Staaten ansehen; jetzt hätte ich kein anderes Verlangen, als endlich wieder einmal unter Dach und Fach zu kommen, endlich einmal eine Stadt wiederzusehen, die ich schon gesehen hätte. Ja, Newyork hatte für mich jetzt einen anheimelnden, beinahe heimathlichen Reiz bekommen, und nach den ungeheuren Strecken, die wir zurückgelegt hatten, erschien mir die Entfernung von sechsunddreißig Stunden mit der Bahn eine ganz geringe; ich meinte, ich wäre schon halb zu Hause. Brachvogel, der den Osten ganz genau kannte und der auch je eher je lieber in Newyork sein wollte, erbot sich sofort, mich zu begleiten; und so trennten wir Beide uns denn von den übrigen Genossen und fuhren gleich nach dem Frühstück von Saint Louis ostwärts weiter.

Unsere Fahrt am 10. Oktober durch Missouri und die waldreichen Gebiete von Illinois und Indiana, die sich im herrlichsten Schmucke des Indianersommers zeigten, war wundervoll. Am 11. durchfuhren wir Ohio und Pennsylvanien und machten kurze Rast in Pittsburg. Die Stadt erinnert an die Mittelpunkte der Großindustrie in Belgien, an Mons und Charleroi. Aus unzähligen ungeheueren Schloten steigt pechschwarzer Kohlendampf auf, der die Luft so verdunkelt, daß die Sonne ohne blendende Strahlen, wie ein scharlachrother Mond erscheint. Die ganze Stadt wirkt wie Eine ungeheure Fabrik in ihrer ganzen Unerfreulichkeit und Nothwendigkeit. Der Boden ist grauschwarz kothig; Alles ist grau und schwarz.

Aber kaum haben wir diese qualmige rußige Stätte der Menschen hinter uns, so lichtet sich's und grünt es. Der

Weg durch Pennsylvanien führt uns durch einen phantastisch märchenhaften Park.

Wir sind nun bald am Ziele unserer großen Reise und haben etwa dasselbe Gefühl wie am Ende eines Dramas: unsere Empfangsfähigkeit ist nahezu erschöpft! Alles drängt zum Ausgange, zur Garderobe, und wenn man uns versicherte, daß noch ein sechster Akt mit sehr großen Schönheiten käme, wir würden doch geringe Lust verspüren, umzukehren. Aber gleichwohl wirkt die Fahrt über das Alleghanygebirge noch einmal erfrischend und erfreulich und verjüngt unsere dankbare Genußfreudigkeit. Der „Indianersommer" entfaltet sich in üppigster Pracht. Auf schmaler Spur führt die Bahn, die den Charakter einer echten Gebirgsbahn wie die des Semmering hat, hart an Abgründen vorüber, steigt in kecksten Windungen schroff und steil auf und senkt sich wieder über dichtbewaldete Berge. Ueberall gewährt sie Aussichten auf Tiefen und Höhen mit zerstreuten menschlichen Wohnstätten, über bebautes Ackerland, über grüne Anger und Wiesen. Und immer wird das freundliche Bild eingerahmt und abgeschlossen von dem dichtesten Walde in den buntesten Farben, wie man sie sonst nur auf den Phantasiebildern übermüthiger Koloristen zu sehen bekommt. Der amerikanische Herbstwald ist das farbigste Bild, das man sich nur vorstellen kann. Nuß und Esche haben ihr dichtes gelbes Laub, Ahorn und Ulme gelborange bis scharlach- und kirschroth, der Sumachstrauch das reinste Zinnober, die Weinrebe knallgelb, der wilde Wein blutroth und die Eiche grün und bronzefarben. Alle diese verschiedenen Schattirungen von Gelb, Braun, Grün und Roth sind hier keck und muthwillig ohne Wahl und ohne Ordnung neben und durcheinandergemischt. Zwischen dieser Laubpracht ragen dürre, schwarzgekohlte, verbrannte

Stämme auf, an die sich purpurroth der wilde Wein aufrankt. Der schönste Anblick wird uns an dem sogenannten „Hufeisen“ geboten, einer großen Kurve an dicht bewaldeten Bergen. Da hat auch die menschliche Gutmüthigkeit die großartige Natur noch verschönern wollen und harmlose gutgemeinte Anlagen angebracht. Nicht umsonst heißt dieses Land das Waldland: Sylvania.

Am anderen Morgen, als wir Harrisburg hinter uns haben, kommt noch die Sonne dazu, kräftigt die Farben noch und läßt Büsche und Sträuche wie in brennendem Transparent erglimmen. Da sehen wir auch Wasser, und nun vereinigt sich Alles: Herbstespracht, Bergwald und Wasser, Farbe und Licht, um das reizvolle Bild zu ungetrübter voller Anmuth zu gestalten.

Am Abend des 11. Oktober, kurz vor Mitternacht, fährt der Zug in den Bahnhof von Newyork ein.

XXV.

Newyork bei Nacht. Abschiedsfeierlichkeiten. Die Heimkehr.

Und nun waren wir wieder in dem eleganten, vorzüglich gehaltenen Hotel Brunswick! In der vornehmsten Straße Newyorks, in der fünften Avenue und am Madison Square! Waren wieder vereinigt mit den Reisegefährten, von denen wir vor über einem Monat im fernsten Westen, in Portland Abschied genommen hatten. Und das war ein Gefrage, ein Erzählen, ein Austauschen von mehr oder minder abenteuerlich klingenden Berichten! Und Jedermann war fest davon überzeugt, daß er das bessere Theil erwählt gehabt hatte. Alle waren von dem Gesehenen und Erlebten gleichermaßen entzückt.

Die fünf Tage, die uns noch von der Abfahrt von Newyork trennten, rauschten stromschnell dahin. Einladungen der gastfreien Amerikaner und Deutsch-Amerikaner, Besuche der großen, glänzend eingerichteten Clubs, der Theater und sonstigen Sehenswürdigkeiten nahmen unsere Zeit vom Morgen bis spät in die Nacht hinein völlig in Anspruch. Die eigentliche Theatersaison hatte zwar noch nicht begonnen, aber ich sah doch mancherlei recht Merkwürdiges; so eine ganz hervorragende, ja, meisterhafte Leistung eines bekannten amerikanischen Charakterdarstellers, der seit einem Jahrzehnt oder sogar vielleicht schon seit länger, fast immer in derselben Rolle, als Altamerikaner holländischer Abkunft auftritt; in einem andern Theater ein außerordentlich gelungenes realistisches Arrangement einer Wettrennscene, die sich den ersten Meisterleistungen der Meininger an die Seite stellen läßt; überraschende technische Vorrichtungen, welche die Verwandlung sehr figuren- und staffagenreicher Scenen ohne Fallen des Vorhangs ermöglichen, und endlich eine recht gelungene amerikanische Aufführung des „Prinzen Methusalem" von Strauß. Die Aufführung der Operette hatte einen von der unsrigen völlig abweichenden Charakter. Die bildhübsche, sehr gut gewachsene Darstellerin der Pulcinella, ein Fräulein Carson, behandelte die in den Tanzrhythmen gehaltenen Couplets und Arien nicht als zur Operette gehörige und mit ihr verwachsene Bestandtheile, sondern als unabhängige lyrisch-choreographische Einlagen, die sie im Geschmack der französischen und englischen Chansonettensängerinnen, der auch in unsern sogenannten Tingeltangels plumpe Nachahmungen gefunden hat, mit ganz eigenthümlichen, konventionellen, eigentlich völlig sinnlosen Tänzerbewegungen begleitete, welche an und für sich eine sehr hübsche plastische Wirkung hervorbrachten,

mit dem Text aber in gar keinem Zusammenhang zu stehen brauchten. Sie schwebte, während sie ihre Lieder sang, in Balletschritten auf den Fußspitzen über die Bühne, rundete die Arme, schaukelte den Oberkörper hin und her — es war sehr hübsch, aber ganz verrückt. Die große Vorliebe der Amerikaner für Aufzüge und Paraden zeigte sich auch in dieser Aufführung. Die sehr verführerisch kostümirten Choristinnen vollführten große Manöver und kunstvolle Evolutionen, und nichts schien das demokratische Volk, das vom stehenden Heere so gut wie nichts weiß, aufrichtiger zu ergötzen und mehr zu packen als diese militärischen Exerzitien. Sie mußten allesammt zwei-, dreimal wiederholt werden.

Eine Nacht opferte ich, um in Begleitung eines kundigen Führers und eines handfesten Detektivs das verbummelte, lasterhafte und verbrecherische Newyork oberflächlich kennen zu lernen. Wir fuhren mit der Hochbahn nach den verrufenen Straßen in der Nähe des Hafens, zunächst nach der Waterstreet und Jamesstreet, traten in verschiedene Matrosenkneipen ein, in denen unglaublich häßliche, gleichmäßig angezogene Damen in Züchten und Ehren Matrosentänze ausführten, und begaben uns darauf nach der Armory-Hall in der Hesterstreet, die von der schlechtesten Gesellschaft von Newyork besucht wird.

Der Detektiv machte uns darauf aufmerksam, daß von den männlichen Besuchern dieses Lokals weit über die Hälfte wegen schwerer Verbrechen schon bestraft sei. In welcher Gesellschaft wir uns befanden, wurde uns übrigens schon durch den Anschlag klar, der in mehreren Exemplaren an die Wand geklebt war, und in dem der Wirth erklärte, daß Reklamationen wegen Verwechslung von Hüten, Ueberröcken u. dgl. unter keinen Umständen berücksichtigt würden. Tanz und Gesang

sind die Genüsse, welche in der Armory-Hall abwechselnd den Besuchern geboten werden. Das Konzert ist ganz unglaublich. Verschiedene Nigger singen komische und sentimentale Lieder, theils Solovorträge, theils Ensemblesätze. Ueberraschend ist für uns die Anspruchslosigkeit im Auftreten der Künstler. Da ist kein erhöhtes Podium, da wird auch nicht durch den Gesellschaftsanzug des Sängers klargemacht, daß er eine besondere Stellung in der Gesellschaft einnimmt. Der Betreffende stellt sich irgendwo im Saale hin und fängt an zu singen, genau in dem Anzuge, den er auf der Straße getragen hat, mit beschmutzten Stiefeln, mit zweifelhafter Wäsche, und man ist immer im Zweifel darüber, ob es sich um freiwillige Beiträge augenblicklich angeregter Kunstfreunde oder um bezahlte Leistungen von engagirten Mitgliedern handelt. An der Beschaffenheit dieser Vorträge selbst ist diese Unterscheidung ebensowenig zu machen. Zum Konzertsänger in diesen Lokalen bedarf es weder der Stimme nach der Schule, man braucht nur den Muth seiner Meinung zu haben. Ein harmloser Weißer trug mit vielem Gefühl und einem starken Kloß eine sehr schmerzliche Romanze vor, die eine in unsrer Nähe sitzende jugendliche Maid von wahrhaft gretchenhaftem Ausdrucke zu Thränen rührte. Unmittelbar darauf begann der Tanz, und was für ein Tanz! Der entfesseltste zügelloseste Cancan, den man sich nur denken konnte; und unter den Ungeberdigsten, die die Füße am höchsten warfen, war die Tollste das weinende Gretchen. Da nun aber die meisten Herren und Damen stark angetrunken waren, so war auch die Schlußfolgerung, daß die Rührseligkeit jenes jungen Mädchens weniger der Macht des Gesanges als dem Alkohol zuzuschreiben sei, keine allzuvermessene. Uebrigens ging es in dem berüchtigten Lokale zwar sehr laut, aber eigentlich ganz

ordentlich zu. Wir wurden wenigstens von störenden Zudringlichkeiten in keiner Weise belästigt.

Endlich traten wir noch eine Wanderung durch die „Bowery" an. Die Bowery, in deren Umgebung übrigens sehr viel unbemittelte Deutsche wohnen, ist eine der sehenswerthesten Straßen von Newyork. Es war schon ziemlich spät, zwischen zwei und drei Uhr Morgens, aber die Bowery war taghell beleuchtet. Hier reiht sich eine Schau-, Trink-, Sing- und Tanzbude an die andere. Es ist ein ewiger Jahrmarkt. An jeder Thür sind riesige Plakate angebracht mit marktschreierischen Empfehlungen und in Buntdruck ausgeführten großen Bildern, die in ihrer Weise wahre Kunstwerke sind. Der Eine sucht immer den Andern durch die Größe dieser Anschläge, durch die Kühnheit der Versprechungen und die Verschwendung der elektrischen Beleuchtung zu überbieten. Wenn diese Ankündigungen den Thatsachen nur einigermaßen entsprechen möchten! Aber auch diese elektrischen Flammen sind fast immer Irrlichter, die den Unkundigen in den Sumpf locken. In den meisten Lokalen ist die platte Langeweile die Alleingebieterin.

Von einem der Lokale, von „Mike Cleary", will ich das indessen nicht behauptet haben. In den Kellerräumen wird getanzt, im Erdgeschoß ist Konzert und Preisboxen. Allzuhohe Ansprüche darf man an die musikalischen Genüsse auch hier nicht stellen; denn die Sänger sind dieselben Kellner, die uns eben unser Bier aufgetragen haben; und in Hemdärmeln, mit aufgekrempten Hosen lassen sie das Lob der Freiheit ertönen. Es geht auch hier ganz ungezwungen und gemüthlich her. Der eine Sänger unterbricht sich plötzlich im Vortrage eines Liedes, weil er merkt, daß der begleitende Klavierspieler das Lied noch nicht kennt. Er tritt also näher

an ihn heran und markirt es mit ihm zunächst mit halber Stimme. Und vor dem versammelten Publikum wird die Probe so lange fortgesetzt, bis Beide, Sänger und Begleiter, einig sind. Der Pianist, nach Schädelbildung und Aussehen ein Vollblutslandsmann, besitzt zwar keine sehr erstaunliche Technik, aber er ist ein vorzüglicher Musiker; er findet sehr feine geschmackvolle Harmonien, und beim zweiten Verse schmückt er die Begleitung sogar mit einer ganz kunstvollen kontrapunktistischen Figur. Welche Schicksale mögen den offenbar über das gewöhnliche Maß hinaus begabten Musikanten hierher verschlagen haben?

Zwischen je zwei oder drei Gesangsvorträgen ist Preisboxen. Ein berufsmäßiger Boxer kämpft zunächst gegen Liebhaber. Der Berufsmäßige hat eng anliegende Kniehosen, hohe Strümpfe, leichtes Schuhwerk, dessen Sohlen mit Kreide bestrichen sind, eine sehr starke Muskulatur, namentlich starke Muskeln im Rücken und einen Hals wie ein Stier. Der Oberkörper ist nackt. Die Hände sind mit dicken gepolsterten Fausthandschuhen bedeckt. Der Liebhaber hat einfach die Oberkleidung abgeworfen. Beide schütteln sich zur Begrüßung die Hand, und nun beginnt unter gespanntester Aufmerksamkeit der Zuschauer der Kampf. Zunächst umschleichen sich die Beiden in einiger Entfernung in geduckter Stellung mit vorgebeugtem Oberkörper und fixiren sich scharf. Wenn die gepolsterten Handschützer auch die Wucht des Schlages mildern, so bleibt der Schlag darum doch immer sehr empfindlich, jeder Treffer hinterläßt seine rothen Spuren auf Brust und Antlitz. In kurzen Zwischenräumen fallen die mehr oder minder wohlgezielten Schläge mit furchtbarer Kraft. Die Beiden springen auf dem beschränkten, mit Seilen abgegrenzten Raume herum wie die Thiere; sie suchen aus-

zuweichen, zu pariren, aber es treffen doch mehr Schläge, als es den Betheiligten wünschenswerth sein mag. Mit der Zeit werden sie immer erregter und schließlich bemächtigt sich ihrer eine wilde Wuth. Sie fassen sich, sie wollen mit einander ringen. Da ruft der Kampfrichter dazwischen: „Break!“ und die wilde Umarmung löst sich; und wieder beginnen die Stöße und Püffe, bis endlich der Liebhaber von einem mächtigen Stoße getroffen zu Boden rollt. „Shake hand!“ ruft der Kampfrichter, und die wüthenden Gegner reichen sich unter allgemeinem Beifall die Rechte zur Versöhnung. Sie haben drei Gänge gemacht, und in jeder Pause hat man den Beiden aus einer Flasche etwas Wasser zu trinken gegeben und hat sie gefächelt.

Sie treten nun ab, und der Kampfrichter meldet, daß zwei Naturboxer, die in die Kunst des Boxens noch nicht eingeweiht sind, sich vor dem geehrten Publikum produciren wollen. Als Stimmen aus dem Zuschauerraum die Namen verlangen, sagt der schlagfertige Kampfrichter: „Es sind die Herren Vanderbilt und Jay Gould, zwei angesehene Bürger unsrer Stadt,“ und stürmische Heiterkeit folgt auf diese Erklärung. Die beiden Naturboxer haben sich blos die Röcke ausgezogen. Sie verstehen offenbar nichts von der Sache, es hätte nicht vorher angekündigt zu werden brauchen. Sie hauen darauf los wie wahnsinnig, packen sich, wollen sich raufen, und der Zwischenruf: „Break! break!“ macht sie nicht im mindesten irre, bis sie Beide auf dem Boden herumkollern. Sie verschmähen die Erquickungen der Professionellen, das Wasser, das Fächeln, das Abwischen des Schweißes; sie keilen sich aus reiner Freude an der Sache furchtbar durch, zum großen Gaudium der Anwesenden. Denn wenn es Schläge setzt, freuen sich die Zuschauer ja immer, und über die komische

Wirkung der Mißhandlungen, die man an den Pantomimen, den altitalienischen Komödien und unserm Kasperletheater beobachten kann, sind schon die tiefsinnigsten philosophischen Betrachtungen aufgestellt worden. Dem einen der Naturboxer blutet natürlich sehr bald die Nase. Er hat kein Taschentuch zur Stelle und sieht sich etwas verlegen um. Er erspäht auf dem Tische eine leere Cigarrenkiste; er nimmt diese und trocknet sich damit die Nase, worüber das Publikum wiederum in helles Entzücken ausbricht. Eine veredelnde Wirkung vermag ich mir von solchen Schauspielen freilich nicht zu versprechen, es ist sogar das Roheste, was ich in meinem Leben gesehen habe. Versöhnend wirkte nur der Umstand, daß die Hauptbetheiligten selbst in rosigster Laune waren. Nachdem sie sich gehörig durchgebläut hatten, reichten sie sich wiederum die Hand und wurden beinahe im Triumph durch den Saal getragen.

* * *

Am 15. Oktober vereinigten sich nahezu alle Gäste des Präsidenten Henry Villard aus Deutschland und unsere deutschamerikanischen Freunde und Reisebegleiter in der elegantesten Restauration von Newyork, bei Delmonico. Wir Alle fühlten das Bedürfniß, unserm liebenswürdigen Wirthe, der uns eine thatsächlich noch nicht dagewesene Gastfreundschaft erwiesen hatte, vor unserer Abreise noch einmal dankbar die Hand zu drücken und wenigstens einmal das Vergnügen zu haben, ihn unsern Gast nennen zu dürfen. Diese Abschiedsfeier hatte den befriedigendsten Verlauf, sie war eine durchaus gelungene. Wenn die Stimmung nicht eine so ungetrübt heitere war, wie wir Alle es gewünscht hatten, so waren daran die besonderen Verhältnisse, die inzwischen in Villards Verhältnissen zur Nördlichen Pacificbahn eingetreten waren, allein

schuld. Wir wußten, und Villard bestätigte es uns in einfachen, beinahe rührenden Worten, daß unser Gast, der seit über zwei Monaten unser Wirth gewesen war, mit schweren Sorgen zu kämpfen hatte. Damals durfte er noch hoffen, daß er der Schwierigkeiten, die ihm entgegentraten, schließlich Herr werden würde. Seine Rede war tief ernst, aber noch immer vertrauensvoll. Später sollten sich diese Hindernisse aber zu einer unüberwindlichen Höhe aufthürmen, und es ist bekannt, daß Henry Villard sich seitdem veranlaßt gesehen hat, von der Präsidentschaft der Nördlichen Pacificbahn und den damit im engsten Zusammenhange stehenden anderen Unternehmungen zurückzutreten. Er hat den Kampfplatz erhobenen Hauptes verlassen dürfen. Auch seine erbitterten Gegner haben ihm das Zeugniß gegeben, daß seine Ehrenhaftigkeit eine unangetastet reine und lautere, daß sein hohes Ansehen ein unvermindertes geblieben ist. Er mag sich einen Rechnungsfehler haben zu Schulden kommen lassen, das zu prüfen ist nicht unseres Amtes. Er hat nach übereinstimmender Ansicht Aller, die von der Sache etwas verstehen, keine seiner Handlungen zu bereuen brauchen. Wir Alle werden Henry Villards, ob er nun Präsident der Nördlichen Pacificbahn ist oder nicht, in dauernder und tiefer Dankbarkeit gedenken.

Diesen Gefühlen unseres herzlichen Dankes gaben bei jenem Festessen auch alle Redner unserer Gesellschaft warmen Ausdruck. Sie ließen noch einmal alle die Bilder einziger Art an uns vorüberziehen, die uns auf der ersten Fahrt von Newyork nach Portland durch Henry Villard geboten worden waren: die Tage am Niagara, in den neuen Großstädten und den werdenden Städten des Nordwestens, das Indianerfest, die Feier in Bismarck, die Feier der Nagelung der letzten Schiene, die Fahrt über das Felsengebirge und am Ufer des Columbia,

die Fahrt auf dem Puget-Sound; und schon bei der bloßen Nennung der Namen wurde uns klar, welchen Schatz köstlicher unvergänglicher Erinnerungen wir aus der Neuen Welt in die alte mit hinübernehmen durften.

Und für uns kamen nun noch die Wunder des südlicheren Gebietes hinzu: der Stille Ocean, San Francisco, Südcalifornien mit seinen Orangehainen, die Wüste von Arizona mit ihren Indianern, das Cañon des Colorado, die altspanischen Städte und Indianerpueblos in Neu-Mexiko, Denver und der Götterhain, die Mennoniten in Kansas. Und wenn wir alles das überblickten, so mußten wir staunen, daß es uns unter allerdings ganz besonderen Verhältnissen gegönnt gewesen war, alles das in kaum zwei Monaten ohne Ueberhastung, ohne Abhetzerei zu sehen, kennen zu lernen und zu genießen, daß wir viertausend englische Meilen auf dem Meere, mehr als achttausend Meilen auf dem Lande mit der Bahn zurückgelegt hatten und noch einmal viertausend Meilen zurückzulegen hatten, um in die Heimath zu gelangen.

Noch ganz besonders dankbar mußten wir Henry Villard sein für die Gesellschaft von Deutsch-Amerikanern, die er mit seinen deutschen Gästen vereinigt hatte. Wir sind auf unsrer Reise mit einer Reihe von eingewanderten Deutschen in innigeren Verkehr getreten, die unser Herz zugleich mit dem Bedauern, daß unser Vaterland auf diese Männer jetzt verzichten muß, auch mit wahrhaftem Stolz darüber erfüllt haben, wie das Deutschthum auf der andern Seite des Oceans so hervorragende, durch und durch tüchtige Vertreter gefunden hat. Die Beziehungen, die sich zwischen den Gästen Villards aus Deutschland und den deutschamerikanischen Gästen geknüpft haben, sind zu den werthvollsten Errungenschaften unsrer Fahrt zu rechnen. Die Deutschamerikaner, die uns begleiteten und

uns mit ihrer genauen Kenntniß der Persönlichkeiten und Verhältnisse beständig unterstützten, bildeten in der That eine auserlesene Schaar. Da war Karl Schurz, der es lediglich durch seine Verdienste, durch seine ungewöhnliche Begabung und Bildung, durch die eherne Festigkeit seines reinen Charakters in der Neuen Welt zu den höchsten Würden und Aemtern gebracht hat; da war der alte Gustav Körner, der schon vor mehr als dreißig Jahren Gouverneur von Illinois gewesen ist und später von Lincoln als Gesandter nach Madrid geschickt wurde, der älteste und angesehenste der deutschen Einwanderer; der frühere Gouverneur Dr. Salomon, jetzt einer der bedeutendsten Advokaten von Newyork; Dr. Jacobi, einer der berühmtesten Aerzte der Vereinigten Staaten, Deuster aus Milwaukee, Mitglied des Kongresses; da waren Vertreter der ersten Handelshäuser, wie die Herren Schwab und Kühne, und endlich unser liebenswürdiger Freund Udo Brachvogel. Und während unsrer Fahrt trafen wir auf kürzere oder längere Zeit noch mit einer großen Anzahl anderer unserer tüchtigsten Landsleute zusammen, lernten in Newyork Ottendorfer, den Besitzer und Chefredacteur der weitverbreiteten „Newyorker Staats-Zeitung", William Steinway, den weitberühmten Instrumentenbauer, und viele Andere, auf der Fahrt im Westen Emil Preetorius, den Herausgeber der „Westlichen Post"; im fernen Westen den Dichter Theodor Kirchhoff in San Francisco und den Herausgeber des „California-Demokrat" Heß persönlich kennen, während es die Verhältnisse leider nicht gestatteten, andern deutschen Schriftstellern und Dichtern wie Hermann Raster, dem Chefredacteur der „Illinois-Staatszeitung", Kaspar Butz, dem gedankenreichen Eduard Dorsch und dem liebenswürdigen Humoristen Georg Asmus anders als durch

eine etwas genauere Bekanntschaft mit ihren Schriften näherzutreten.

Am 16. Oktober Abends stiegen wir an Bord der „Werra" und am 17. Oktober in der Frühe lichtete das herrliche Schiff des Norddeutschen Lloyd die Anker. Die Mehrzahl der Villard'schen Gäste, die mit der „Elbe" herübergekommen waren, fuhren mit der „Werra" wieder zurück. Das Schiff war diesmal nicht voll besetzt, und durch die Freundlichkeit des prächtigen Kapitäns Barre, der uns auf der ganzen Ueberfahrt auf das Liebenswürdigste und Zuvorkommendste behandelte und der unablässig bemüht war, uns den Aufenthalt an Bord seines Schiffes zu einem nur angenehmen zu machen, erhielt ich sogar eine kleine Kajüte für mich allein. In den ersten beiden Tagen konnte ich sie recht gut gebrauchen, denn da war ich ziemlich seekrank. Vom dritten Tage an aber fühlte ich mich wieder vollkommen wohl und verblieb bis zum Schluß der Reise in bester Stimmung. Wir hatten eine prachtvolle Ueberfahrt, die schnellste, die überhaupt jemals ein Schiff des Norddeutschen Lloyd gemacht hat.

Am 24. Abends ging es wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Gesellschaft: „The lights!" hörten wir rufen. Wir sahen das erste Aufblitzen der Lichter der Alten Welt, die Leuchtthürme von Silly Island! Unter bedecktem Himmel, bei schöner warmer, nebelfreier Luft erreichten wir am 25. in der Mittagsstunde die felsigen Zähne an der Westküste Englands, die Needles. In Southampton löste sich unsere Gesellschaft ganz auf. Nahezu die Hälfte unsrer Reisegefährten nahm den Weg über London und Paris nach Deutschland zurück. Mir brachte der rothbefrackte Postbote einen Brief von den Meinigen, der mich mit unsagbarer Freude erfüllte. Er sagte weiter nichts, als: Es ist Alles beim Alten

geblieben! Keine Meldung der Welt hätte mir lieber sein können als diese.

Die Insel Wight zeigte uns diesmal ihre Schönheiten unter weniger günstigen Bedingungen als auf der Hinfahrt. Bei Dover kamen wir in den Abendstunden vorüber, und die lange Kette von brennenden Laternen wirkte wie eine festliche Illumination, wir konnten uns einbilden: zur Feier unserer Heimkehr. Um 4 Uhr Nachmittags am 26. Oktober passirte die „Werra" die Tonnen der Wesermündung. Wir hatten wieder Süßwasser unter uns. Die Fahrt war zu Ende! Zwei Stunden später wurden zur Feier der schnellen glücklichen Fahrt die Böller gelöst, und die „Werra" hielt vor Bremerhaven.

Während dieser letzten Stunden waren wir Alle in tiefer freudiger Erregung. Mit innigster Dankbarkeit blickten wir zurück auf alle die Herrlichkeiten, die während der letzten elf Wochen in ungetrübter Pracht an uns vorübergerauscht waren. Wir gedachten der großartigen Werke, die die Natur in der wunderbaren Neuen Welt mit verschwenderischer Freigebigkeit errichtet hat, und der nicht minder erstaunlichen Werke von Menschenhand. Wir gedachten dieses emsigen, rastlos vorwärtsstrebenden und im Bewußtsein seiner Thatkraft so zuversichtlichen Volkes, das uns überall mit einer Gastlichkeit ohnegleichen aufgenommen hatte — an der Küste, die der Atlantische Ocean bespült, und da, wo der Columbia in den Stillen Ocean fließt, in den verwitterten Schluchten des nördlichen Felsengebirges und in den Orangenhainen von Südcalifornien, am blauen kühlen Wasser des Puget-Sounds und im dürren Wüstensande und Sonnenbrande von Arizona. Vor Allem aber gedachten wir des Mannes, dem wir die Bekanntschaft mit diesem bewunderenswerthen Lande und mit diesen bewunderenswerthen Leuten zu danken hatten, unsres Wirthes Henry Villard.

Und mit diesem dankerfüllten Gedenken an all das Schöne, Merkwürdige, Erfreuliche und Gewaltige, das unser Auge geschaut, unser empfänglicher Sinn aufgegriffen und unsere Erinnerung zu unveräußerlichem Gute uns zu eigen gemacht hatte, verband sich nun das unbeschreibliche Frohgefühl, daß unser stürmisches Verlangen endlich erfüllt werden sollte: daß wir mit unsern Lieben, mit unsrer Heimath wieder vereint, aus dem ewigen Wechsel des Ungewohnten und Neuen in die gewohnten Verhältnisse unseres stetigen Daseins wieder zurücktreten würden. Dieses Gefühl des Einsseins mit den Unsrigen und der heimathlichen Scholle ist uns niemals zu vollerem, freudigerem Bewußtsein gekommen als in dem Augenblicke unserer Landung. Und so reich und schön das Schauspiel, das wir durchlebt hatten, auch gewesen war, so liebliche und mächtige, erheiternde und ergreifende Scenen es uns auch geboten hatte, den Höhepunkt bildete doch der Schluß: die Heimkehr!

Am 27. Oktober traf ich in Berlin wieder ein.



Anhang.

Reisetage.

14.	August.	Abfahrt von Berlin nach Bremen.
15.	"	Von Bremen nach Bremerhaven. Einschiffung an Bord der „Elbe". Weser, Nordsee und Kanal.
16.—25.	"	Auf dem Atlantischen Ocean.
25.	"	Ankunft in Newyork.
26.	"	Fahrt auf dem Hudson.
27.—28.	"	Newyork und Umgegend. Abends Abfahrt.
29.	"	Buffalo, Eriesee. Die Niagarafälle.
30.	"	Am Eriesee. Chicago.
1.	Septbr.	Saint-Paul in Minnesota.
2.	"	Am See Minnetonka.
3.	"	Saint-Paul und Minneapolis.
4.	"	In der Prairie. Fargo, Sanborn, Jamestown (Dakota).
5.	"	Bismarck, Mandan, die Bad Lands. Little-Missouri.
6.	"	Glendive und Billings (Montana).
7.	"	Livingston, Helena, Ueberschreitung der Felsengebirge (Montana).
8.	"	Feier zur Vollendung der Nördlichen Pacificbahn (Montana).
9.	"	Am Pend d'Oreillessee (Idaho).
10.	"	Ainsworth, Wallula Junction (Washington).
11.	"	Ankunft in Portland (Oregon).
12.	"	Portland.
13.	"	Abfahrt aus Portland. Auf dem Willamette und Columbia nach Tacoma. Fahrt auf dem Puget-Sound.

14.	Septbr.	Mit der „Queen of Pacific“ Fahrt auf dem Puget-Sound nach Esquimault, Victoria, Seattle.
15.	„	Rückkehr über Tacoma nach Portland.
16.—19.	„	Portland.
20.	„	Abfahrt von Portland auf dem „Oregon“. Astoria. Fahrt auf dem Stillen Ocean.
21.	„	Auf dem Stillen Ocean.
22.	„	Ankunft in San Francisco (Californien).
22.—27.	„	San Francisco.
27.	„	Abfahrt aus San Francisco.
28.	„	Los Angeles (Californien).
29.	„	Abfahrt aus Los Angeles.
30.	„	In der Mohavewüste. An den Needles (Arizona).
1.	Octbr.	Peach Springs. Colorado-Cañon (Arizona).
2.	„	Winslow, Carrizo, Steinerner Wald (Arizona).
3.	„	Albuquerque, Isleta, Wallace (Neu-Mexiko).
4.	„	Las Vegas (Neu-Mexiko).
5.	„	Ueber Pueblo nach Denver (Colorado).
6.	„	Von Denver über Colorado-Springs nach Manitou. Götterhain (Colorado).
7.	„	In Kansas. Coolidge, Dodge City.
8.	„	Newton (Kansas).
9.	„	Kansas City (Missouri).
10.—12.	„	St. Louis (Missouri). Fahrt durch Illinois, Indiana, Ohio, Pennsylvanien.
12.	„	Ankunft in Newyork.
12.—16.	„	Newyork.
17.	„	Abfahrt an Bord der „Werra“.
17.—25.	„	Auf dem Atlantischen Ocean.
26.	„	Kanal, Nordsee und Weser.
26.	„	Nachmittags Ankunft in Bremerhaven, Abends in Bremen.
27.	„	Ankunft in Berlin.

Zurückgelegte Strecken.

In Kilometern.

		km	km
I. In Deutschland.			
	Berlin—Bremerhaven	408,84	
	Und zurück	408,84	817,68
II. Seereise.		Seemeilen	
	Bremerhaven—Newyork	3565	
	Und zurück	3565	
	Seemeilen	7130	= 13 261,80
III. In Amerika.		Engl. Meilen	
	Newyork—Niagara-Fälle	426	
	Niagara—Chicago	562	
	Chicago—St. Paul	409	
	St. Paul—Minneapolis und zurück	12	
	St. Paul—Helena	1154	
	Helena—Wallula Junction	543	
	Wallula—Portland	214	
	Portland—Albany und zurück	162	
	Portland—Kalama	42	
	Kalama—Tacoma	105	
	Tacoma—Victoria	155	
	Victoria—Seattle—Tacoma	155	
	Tacoma—Portland	147	
	Portland—San Francisco	670	
	San Francisco—Los Angeles	482	
	Los Angeles—Mohave	100	
	Mohave—The Needles	242	
	Thee Needles—Albuquerque	571	
	Albuquerque—Pueblo	420	
	Pueblo—Denver	120	
	Denver—Kansas City	755	
	Kansas City—St. Louis	277	
	St. Louis—Newyork	1065	
	Engl. Meilen	8788	= 14 139,89
	Im Ganzen km		28 219,37

I. **Zu Land.**	Engl. Meilen		km	km
Berlin—Bremerhaven .			408,84	
Newyork—Portland . .	3482			
Kalama—Tacoma . . .	105			
Und zurück	105			
San Francisco—Newyork	4032			
	7724	=	12 427,92	
Bremerhaven—Berlin .			408,84	
Zu Land			13 245,60	13 245,60
II. **Zu Wasser.**	Seemeilen			
Bremerhaven—Newyork (Weser, Nordsee, Kanal, Atlantischer Ocean) . .	3565	=	6630,90	
Portland—Kalama (Willamette, Columbia)	Engl. Meilen 42			
Tacoma—Victoria—Seattle—Tacoma (Puget Sound, Juan de Fuca-Straße)	310			
Kalama—Portland (Columbia, Willamette)	42			
Portland—San Francisco (Willamette, Columbia, Stiller Ocean) . . .	670			
	1064	=	1711,97	
Newyork—Bremerhaven (Atlantischer Ocean, Kanal, Nordsee, Weser) .	Seemeilen 3565	=	6630,90	
Zu Wasser			14 973,77	14 973,77
Im Ganzen km				28 219,37

Inhalt.




TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA




TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA

